This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

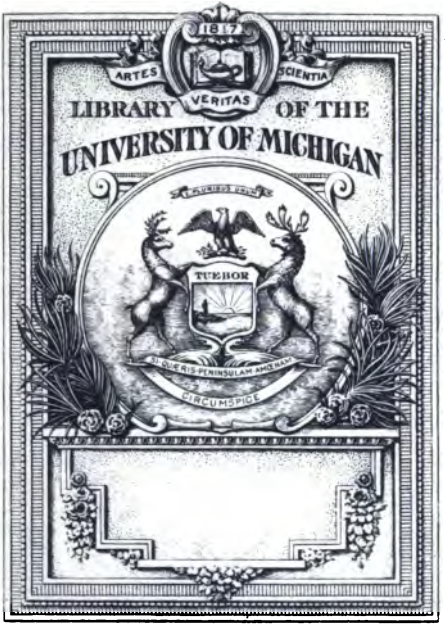
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SIRCUMSPICE

G
1
.T14

J. Poppel direx. M[illegible]

OPORTO.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Taschenbuch

Verlag von J. G. Cave in Prag.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1840.

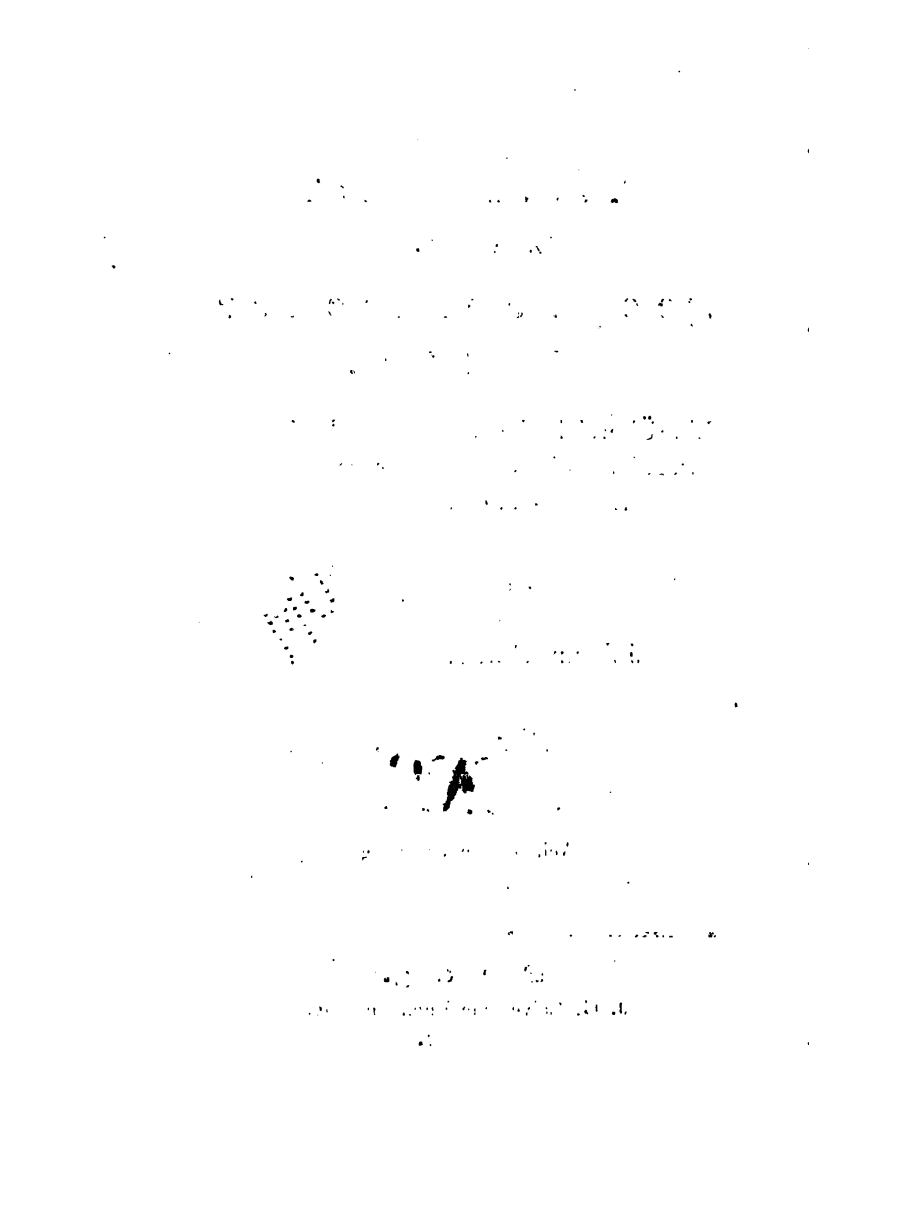
(Achtzehnter Jahrgang.)

Mit 6 Stahlstichen.

Prag.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1840.



Compl. sets
Hiersem.
5-20-30
21747

Inhalt

des Jahrgangs 1840.

Seite

Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen 1

I. Skizzen aus Portugal. Von einem Engländer 1

II. Erinnerungen aus Syrien. Nach Robinson, Monro, Marmont und Berggren 59

III. Die Canarischen Inseln. Nach Mac Gregor und Leop. v. Buch 176

IV. Die neue Niederlassung Adelaide in Süd-Australien. Nach James 237

V. Californien. Nach Forbes 288

Stahltafeln.

I. Oporto. (Zu S. 4. — Aus *Jennings Landscape Annual for 1839.*

II. Kloster Batalha. (Zu S. 42. — Aus demselben Werke.)

III. Die Cedern des Libanon. (Zu S. 68. — Aus *Robinsons Voyage en Palestine et Syrie* etc.)

IV. Palast des Drusenfürsten Emir Beschir. (Zu S. 85. — Aus *Carne's Syria* etc.)

V. Der Pik von Teneriffa. (Zu S. 192. — Aus *Leop. v. Buchs Beschreibung der Canar. Inseln.*)

VI. Der Fluss Murray in Süd-Australien. (Zu S. 246. — Aus *Mitchels Travels* etc.)

ALLGEMEINE ÜBERSICHT
DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(FORTSETZUNG UND ERGÄNZUNG ZUM VORIGEN JAHRGANGE.)

Wir eröffneten die Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen, welche dem vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches zur Einleitung diente, mit den von den Engländern *Simpson* und *Dease* im J. 1837 an den *nordamerikanischen Küsten* des *Polarmeeres* gemachten Entdeckungen. Die letzten Nachrichten gingen damals bis zum 5. Sept. dess. J., wo die Reisenden im Begriff waren, sich an das östliche Ende des *Grossen Bären-Sees* zu begeben, um daselbst den Win-

ter von 1837 bis 1838 zuzubringen. Von dort wollten sie ihr Boot zu Lande nach dem *Kupferminen-Flusse* schaffen, und im Sommer 1838 ihre Forschungen nach *Osten* fortsetzen. Ueber die Ausführung dieses Unternehmens haben sie unterm 15. Sept. 1838 von *Fort Confidence* am Grossen Bären-See, einen Bericht an die Direction der Hudsons-Bay-Gesellschaft erstattet, welcher in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 13. Mai 1839 vorgelesen wurde.

Am 6. Juni 1838, heisst es in diesem Berichte, wurden unsere Canots auf dem Eise bis zur Mündung des *Dease's-Flusses* geschafft, welcher so eben schiffbar geworden war. Wir begannen am folgenden Tage diesen Fluss hinaufzufahren und erreichten dann mit Hilfe einiger Indier den Tragplatz, der zu dem von Hrn. *Simpson* im vorigen Winter entdeckten *Dismal-See* führte. Die Boote kamen ohne Unfall hinüber. Das Eis

stand auf den Seen noch fest, aber wir waren mit eisernen Schlitten versehen, auf welche wir die Boote setzten. Da der Wind günstig war, so zogen wir die Segel auf, wodurch der Mannschaft das Ziehen sehr erleichtert wurde. Wir kamen auf diese Art in zwei Tagen über diese an 30 (engl.) Meilen langen Eisseen und erreichten am 19. unsern Vorrathsplatz am *Kendall-Flusse*. Hier fanden wir zu unserer Freude die beiden Männer, welche Hr. *Simpson* im April zurückgelassen, so wie auch ihre Indier in bestem Wohlseyn an. Letztere waren glücklich mit der Jagd gewesen und zwei von diesen rüstigen Leuten willigten ein, uns längs der Küste zu begleiten. Sie bewiesen sich nicht nur als gute Reisegehilfen, sondern waren uns auch noch in anderer Weise sehr nützlich, denn wenn wir vom Eise aufgehalten wurden, was sehr oft geschah, so erlegten sie unterdessen eine Menge Rennthiere, so dass wir fast die Hälfte un-

serer Sommervorräthe auf die Seite legen konnten.

Am 20. Juni gelangten wir an den *Kupferminen-Fluss*, der noch ganz zugefroren war; indessen brach das Eis schon am 22. und wir fuhren mit hohem Wasser über seine furchtbaren Stromschnellen mitten unter Eisschollen hinab. Unterhalb des *Blutigen Falls (Bloody Fall)* erfolgte der Eisgang erst am 26. Am 1. Juli schlugen wir unsere Zelte am Meeresufer auf. In der Nähe befanden sich zwei oder drei Eskimo-Familien, die voll Unruhe die Flucht ergriffen. — Hr. *Dease* machte hier und an verschiedenen andern Stellen der Küste eine schöne Sammlung von Pflanzen. — Bis zum 17. Juli mussten wir warten, ehe das Eis an der Mündung des Kupferminen-Flusses aufging. Unsere Fahrt längs der Küste war ein unaufhörlicher und fast verzweifelter Kampf mit unserm hartnäckigen Feinde, dem Eise. Die Boote wurden mehrmals schwer beschädigt und

verschiedene Bretter des äussern Beschlags über die Hälfte durchgeschnitten. An vielen Stellen sahen wir auf hohen Felsen, wohin die Thiere nicht reichen konnten, die »Verstecke« (Caches) von Lebensmitteln der Eskimos, aber nirgends sahen wir die Eigenthümer derselben, die sich sämmtlich ins Innere des Landes auf die Rennthierjagd begeben zu haben schienen, nachdem sie im verflossenen Winter den Robbenfang auf den Inseln beendigt hatten. Wir fanden auch weit herum zerstreute Bruchstücke von den Booten des Doctor *Richardson* und eine Menge Dinge, welche seine Leute am Blutigen Falle zurückgelassen, waren in den Hütten der Eingebornen sorgfältig aufgehoben. Endlich gelang es uns am 29. Juli das *Cap Barrow* zu umschiffen. Der nördliche Theil der *Bathurst-Einfahrt* war noch mit festem Eise bedeckt. Da wir nicht geradezu auf die *Umkehrspitze (Point Turnagain)* losfahren konnten, so mussten

wir einen Umweg von 140 Meilen durch den *Arctic-Sound* und über die *Barry-Inseln* machen. Auf dem östlichsten Punkte dieser Gruppe entdeckte Hr. *Simpson* am Fusse eines verwitterten Felsabhanges mehre Stücke gediegenen Kupfers. Ueberhaupt haben wir viel Probestücke von Felsen längs der Küste eingesammelt. Um das *Cap Flinders* zu erreichen, mussten wir unsere Boote Ein Mal über eine Insel und mehre Male über das Eis tragen lassen. Am 29. August *) umschifften wir das genannte Cap und kamen in einer kleinen Bay an, drei Meilen südlich von *Franklins* letztem Lagerplatze im J. 1821. Hier blieben wir mit unsern Booten 22 Tage lang vom Eise eingeschlossen, so sehr war der Sommer 1838 von dem 1821 verschieden, wo *Franklin* am 16. August an derselben Stelle eine freie Schiffahrt

*) Soll auf jeden Fall *Juli* heissen, wie sich aus dem Folgenden ergiebt.

fand. Den ganzen Juni, die ersten Tage des Juli und um die Mitte des August hatten wir häufige mit Schnee und Frösten begleitete Stürme; aber den grössten Theil des Juli und am Anfange des August gab es Windstillen, welche wir in Verbindung mit der Strenge des letzten Winters als die Ursache von dem späten Aufbrechen des Eises betrachten mussten.

Am 20. Aug. waren wir genöthigt, auf alles weitere Vordringen mit den Canots zu verzichten. Damit aber unsere bisher gemachten Anstrengungen nicht ohne Erfolg bleiben möchten, erbot sich Hr. *Simpson*, die Forschungen noch zehn Tage lang zu Fusse fortzusetzen. Wir kamen also überein, dass auf den Fall, wo das Eis es gestatten würde, Hr. *Dease* sich in einem der Boote auf den Weg machen sollte, verständigten uns zugleich über die Signale, falls wir nicht zusammenträfen und setzten fest, dass beide Gesellschaften sich am 31. Aug. in *Boat*

Harbour wieder einfinden sollten. Letzterer Hafen liegt unter 68° 16′ 25″ Breite und 109° 20′ 45″ westl. von Greenwich (Abweichung der Magnetnadel 46° östlich.).

Am 31. Aug. verliessen wir unsern eisigen Hafen, das Grab der Hoffnungen eines ganzen Jahres, passirten mit günstigen Winden *Bathurst-Einfahrt* queer über die *Wilmot-Inseln* und liefen gesund und wohlbehalten am 3. Septbr. wieder in den Kupferminen-Fluss ein. Am folgenden Tage kamen wir an den *Blutigen Fall*, wo wir den Ueberrest unserer Vorräthe aufbewahrten. Zur Hinauffahrt, die sonst bis zur Mündung des Kendall für unmöglich gehalten wurde, brauchten wir fünf Tage. Wir legten nun unsere Boote auf einem waldigen Erdhügel nieder, wo man sie künftigen Frühling bequem wird ausbessern können, nahmen dann unser Gepäck auf den Rücken und wanderten durch die s. g. *Barren Grounds* (unfruchtbaren Landstriche) bis zu un-

sern Winterwohnungen, die wir gestern erreichten. Wir haben hier Alles in gutem Stande gefunden. Die Gebäude waren bequemer hergestellt und Vorräthe eingesammelt worden. Unsere Rückreise, die weit schneller vor sich ging als wir bei der Abfahrt von der Umkehr-Spitze geglaubt hatten, hat uns in den Stand gesetzt, die Fischerei bei den Wasserfällen zeitig anzufangen, und obgleich die Vorräthe an Schiessbedarf und andern für die Indier nöthigen Gegenständen sehr vermindert worden sind, so fürchten wir doch keinen Mangel daran zu leiden, wie uns diess voriges Jahr mehre Tage nach unserer Ankunft begegnete. Wir sind überdiess so glücklich, hinzufügen zu können, dass die Eingebornen weder durch Hunger noch durch Krankheiten diese Jahreszeit über gelitten haben.« . . . .

Hr. *Simpson* erstattete über seine *Fussreise*, die den *wichtigsten Theil* der Expedition ausmachte, unterm 15. Sept.

1838 folgenden Bericht aus Fort Confidence. Am 20. August . . . . verliess ich die noch vom Eise eingeschlossenen Boote und begab mich, von fünf Angestellten der Compagnie und zwei Indiern begleitet, in östlicher Richtung auf den Weg. Wir nahmen eine Pirogue und ein Leinwand-Zelt mit hölzernem Gestell mit, um bei der Nacht an dieser fast ganz von Brennstoffen entblössten Küste gemeinschaftlich darunter schlafen zu können. Was das übrige Gepäck betrifft, so trug Jeder bei der Abreise davon an 50 Pfund, und wir machten im Durchschnitt täglich 20 geographische Meilen *). Schon um die Mitte der ersten Tagreise kamen wir an der letzten Stelle vorüber, die im J. 1821 *Sir John Franklin* und seine Offiziere zu Fuss erreicht hat-

*) Die Engländer verstehen unter *geographischen* Meilen solche, von denen 60 auf den Grad des Aequators gehen; obige 20 sind daher 5 *unserer* geographischen Meilen.

ten. Jenseits derselben blieb die Richtung der Küste nordnordöstlich bis zu dem Punkte, wo wir dieselbe Nacht lagerten, auf der Höhe eines niedrigen Vorgebirges, das ich *Cap Franklin* genannt habe. Ein neues Land oder eine sehr lange Kette von nahe beisammen liegenden, hohen, und an mehren Stellen mit Schnee bedeckten Inseln, zog sich von Westen nach Nordosten, dem Anscheine nach an 30 Meilen weit und liess uns fürchten, dass wir in einen Kanal oder tiefen Hafen gerathen wären.

Von *Cap Franklin* wandte sich das Festland nach Ostnordost, und behielt diese Richtung die drei nächsten Tage bei. Es ist flach und der Strand, längs dessen wir hinzogen, bestand abwechselnd aus feinem Sand, scharfen Geschieben und Sumpfstrecken. In der Entfernung von einer oder zwei Meilen ist die Küste mit einer Kette von felsigen und niedrigen Hügeln eingefasst, welche hie und da mit einem dunkeln

Grün bekleidet sind und zahllosen dem Meere zueilenden Bächen und Flüsschen das Daseyn geben. Als wir dieselben jetzt durchwateten, ging uns das Wasser nicht über die Hüften; doch sah man an dem eingeschnittenen und felsigen Bette, dass sie im Frühlinge sehr angeschwollen und reissend seyn müssen. Zwei Meilen von der Küste erhebt sich ein Hügel, den ich dem Gouverneur *Simpson* zu Ehren *Mount George* (Georgsberg) genannt habe, zu einer Höhe von 600 Fuss und könnte bei einer Reise ins Innere einen tauglichen Erkennungspunkt abgeben. Auf jeder Seite erstreckte sich, so weit das Auge reichte, das unbewegliche Strandeis nach allen Richtungen. Das grosse nördliche Land dehnte sich immer fort vor uns aus, und konnte uns glauben machen, dass wir längs einer ungeheuern Bay gereist wären. Auch waren die Zunahme der Fluthhöhe, das Vorhandenseyn einer Menge von Seetang und Muscheln, so

wie die Entdeckung von Leichnamen eines weissen Bären und eines grossen Wallfisches nicht geeignet, uns jenen Glauben zu benehmen. Unsere Vermuthungen wurden beinahe zur Gewissheit, als wir uns am vierten Abende einem hohen Kap näherten und uns voll Verdruss überall von Land umgeben sahen. Ich stieg auf den Gipfel eines Vorgebirges und hatte hier einen eben so majestätischen als unerwarteten Anblick. So weit das Auge reichte, stellte sich, wie durch einen Zauberschlag, das *offene Meer* dar. Nach Osten hin bespülte es verschiedene Inseln von mannichfacher Gestalt und Grösse, und das nördliche Land endigte sich hier mit einem steilen und hohen Cap, das uns wenigstens 40 Meilen weit nach Nordosten lag. Die Küste des Festlandes erstreckte sich bis an den Eingang einer mit Eis begränzten Meerenge.

Ich habe dem grossen Lande in Norden, unserer jungen Königinn zu Eh-

ren, den Namen *Terra Victoria* (*Victoria-Land*) gegeben und das Cap an seiner Endspitze nach dem Gouverneur der Compagnie *Cap Pelly*, das Cap aber, wo wir Halt machten, nach meinem Bruder *Cap Alexander* genannt. . . . Die Fluthhöhe war etwa 3 Fuss; es war die grösste, die wir bis jetzt im Polarmeere beobachtet hatten.

Das Aussehen der Küste verändert sich, sobald man das Cap Alexander verlässt. Das Meer wird tiefer, das Anlanden leichter; ich zweifle nicht, dass die Inseln sichere Häfen für die Schiffe enthalten. Am folgenden Morgen passirten wir 8 oder 9 Meilen weiter ein anderes hohes Cap, welches aus Trappfelsen bestand. Es liegt unter 68° 52′ 18″ 5‴ Breite. Die magnetische Abweichung war 63° östlich.

Das Reisen wurde jetzt immer beschwerlicher. Bald überschritten wir meilenlange, mit lockern Geschieben bedeckte Räume, bald führte der Weg

über moosige Strecken und ansehnliche Hügel durch dichtes Zwergweiden-Gestrüppe. Um die gewöhnliche Lagerungszeit entdeckten wir eine grosse mit Inseln angefüllte Bay, welche 5 Meilen südsüdwestlich zog, dann eine Biegung machte und eine Reihe steiler und abgerundeter Granit-Hügel darbot, welche denen von Melville-Sund und Cap Barrow ähnlich waren, und etwa 30 Meilen weit im Meere ostsüdöstlich zu endigen schien. Wir hätten drei Tage gebraucht, um nur diesen Theil der Bay zu umgehen, aber die zu unseren Forschungen bestimmte Zeit war bereits verstrichen, und zwei oder drei meiner Leute konnten in Folge der Anstrengungen unter dem Gewichte ihres Gepäcks, der Unebenheiten des Bodens und des beständigen Watens in eisigem Wasser, kaum noch vom Flecke kommen. Uebrigens hoffte ich, wenn wir die Rückreise beschleunigten, noch Hrn. *Dease* und, wie verabredet war, ein Boot anzutreffen, und da wir überall

noch offenes Meer vor uns sahen, so hätten wir vor Einbruch des Winters unsere Entdeckungen noch ansehnlich erweitern können. Ich muss hier bemerken, dass wir die fünf ersten Tage unserer Reise besonders glücklich waren. Das Wetter war mild und der Himmel so rein, dass ich täglich astronomische Beobachtungen machen konnte, während wir, ehe wir die Boote verliessen und auch nachher, als wir sie wieder fanden, stets mit Windstössen, Schnee und Frost, Regen und Reif zu kämpfen hatten. Unser letzter Lagerplatz war an einer Stelle, wo im vorigen Jahre Eskimos drei Zelte aufgeschlagen gehabt hatten; abgesondert davon stand ein grosser steinerner Rauchfang. Beim Cap Franklin kamen wir an den Trümmern eines bedeutenden Lagers vorüber, wo wir noch viel Menschenknochen antrafen. Uebrigens sahen wir auf der ganzen Reise keine frischen Spuren dieses schwachen und zerstreuten Volkstammes.

Am 25. Aug. Morgens bestimmte ich die geographische Lage unsers Standortes und liess auf dem höchsten Punkte eine steinerne Säule aufrichten. Hierauf nahm ich unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten im Namen der Compagnie und der Königinn von Gross-Britannien Besitz von dem Lande. In den Steinhaufen legte ich einen kurzgefassten Bericht über unsere Unternehmungen zum Besten künftiger Reisenden nieder. Die Lage des Ortes ist 68° 43′ 39″ nördl. Breite und 106° 3′ 11″ westl. Länge. . . Die Abweichung der Magnetnadel war 60° 38′ 23″ östlich. Die Bewegungen der Letztern wurden immer träger und unsicherer, je weiter wir nach Osten kamen, und nicht selten mussten wir den Compass schütteln, damit die Nadel sich bewegte. Zwei Meilen südlich von unserm Lager ergoss sich ein reissender und ansehnlicher Fluss in die Bay. Seine Ufer schienen mehr eingeschnitten und steiler zu seyn

als bei den Strömen, die wir bisher verfolgt hatten.

Unabhängig von der Entdeckung des *Victoria-Landes* und eines Archipels ist mir das Vergnügen zu Theil geworden, 190 Meilen Küstenstrecke vollständig erforscht und noch 80 Meilen überdiess jenseits derselben wahrgenommen zu haben, was nach Abzug der halben Tagreise von Cap Franklins Marsch, die Wissenschaft mit einer neuen Kenntniss von beiläufig 120 Meilen festländischer Küste bereichert. Diese Entdeckung ist schon an sich selbst wichtig genug, für mich aber noch mehr deshalb, weil ich das Daseyn eines *offenen* und *freien* Meeres nach Osten hin dargethan und die Möglichkeit einer neuen Fahrstrasse längs der Südküsten von Victoria-Land gezeigt habe. Man kann hier über das Meer schiffen, während die Ufer des Festlandes, wie wir dieses Jahr fanden, noch von einem undurchdringlichen Eiswalle eingefasst sind. Es ist schwer zu

entscheiden, ob das von uns gesehene offene Meer mit dem *Ross-Pillar* (Rosspfeiler), oder auch mit der Mündung des *Grossen Fischflusses* zusammenhange, obschon die Richtung der entferntesten Küsten dieser letzten Vermuthung günstig zu seyn scheint.

An demselben Abende sahen wir auf dem Rückwege beim *Cap Trapp* einen schnellen Strom von Eismassen, der nach Osten ging. Die Küste blieb fortwährend unzugänglich. Wir verfolgten südwärts mehre Rennthier-Heerden und tödteten zwei, die weit trefflicher waren als die an der Bathurst-Einfahrt und am Kupferminen-Flusse. Auch sahen wir einige Moschus-Ochsen, und zahlreiche Schwärme von Schneegänsen (*Anser hyperboreus*), die meistens von andern grössern und durch ihr graues Gefieder unterschiedenen (*A. canadiensis*) angeführt wurden, versammelten sich auf den Sümpfen und nahmen ihren Flug nach mildern Himmelsstrichen. Mit

einbrechender Nacht erreichten wir am 29. August unsere Boote, die wir noch von Eis umgeben fanden, welches wahrscheinlich Nord- und Westwinde aus der Nähe und Ferne nach dem Umkehr-Kap getrieben hatten.«

Den Berichten der HH. *Dease* und *Simpson*, welche, wie schon bemerkt, in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 13. Mai 1839 vorgelesen wurden, waren Karten in sehr grossem Massstabe beigefügt, auf welchen ihre Reise und die neuen Entdeckungen verzeichnet waren. *Arrowsmith* verband damit eine Karte von Nord-Amerika, auf welcher ebenfalls die neu aufgenommenen Küsten von 120 Meilen Länge angegeben waren. Die neuen Entdeckungen, so wie die frühern von *Franklin*, *Ross* etc. waren mit verschiedenen Farben bezeichnet. Ein Blick auf diese Karte lehrt, dass nur noch eine Strecke von 150 Meilen zu erforschen ist, um die neuesten Entdeckungen

mit denen von *James Ross*, 1832, und *Back*, 1834, in Verbindung zu bringen und so die ganze Nordküste von Amerika zu vervollständigen.

Die weitern Forschungen sind nicht aufgegeben und werden unstreitig im Sommer 1839 fortgesetzt worden seyn. Von dem bekannten Reisenden *Back*, der der obigen Sitzung nicht persönlich beiwohnen konnte, wurde ein Schreiben vorgelesen, das sich über diese neuen Entdeckungen sehr lobpreisend aussprach. »Vorausgesetzt« — sagt er — »dass die *Eskimos* die am Ufer des Kupferminen-Flusses zurückgelassenen Boote nicht zerstört haben, und die Jahreszeit nicht ungünstiger ist als im vorigen Sommer, so wird die Expedition, indem sie längs der Südküste vom Victoria-Land hinfährt, in jenes nach Osten führende Meer gelangen können, welches dann ohne Zweifel von Eise frei seyn wird. Man darf aber kaum hoffen, dass dieser günstige Umstand auf eine etwas

bedeutende Entfernung von Dauer seyn werde, obschon es nicht unmöglich ist. In diesem Falle wäre die Lösung der Aufgabe nicht schwierig. Sollte aber das Gegentheil eintreten, so werden die niedrigen und abschüssigen Ufer mit Haufen von Eisschollen bedeckt seyn, während man die Umgebungen der hohen und steilen Vorgebirge, die man von Strecke zu Strecke antrifft, bei übrigens freiem Meere unfahrbar finden dürfte. Sehr wahrscheinlich wäre es dann unmöglich, längs der festländischen Küste ein so seichtes Fahrwasser zu verfolgen, welches mit Eis verstopft wäre. Diess würde alle Versuche in dieser Richtung vereiteln und auch die Frage, ob es eine innere Durchfahrt giebt, würde so unentschieden und zweifelhaft bleiben wie zuvor. Indessen gilt diese Bemerkung nur von der benachbarten Küste und westlich von der *Maconochie-Spitze*. Dass es auch in Norden der Fall seyn sollte, ist nicht wohl wahrscheinlich, und ich

vermuthe, dass man einen neuen Weg gegen den *Grossen Fischfluss (Thlo-i-tschu)* finden werde.« . . . . *).

Ueber die *Vereinigten Staaten* von *Nord-Amerika* haben wir vor Kurzem aus der Feder eines Mannes, den die Welt bis jetzt nur als Romandichter kannte, auch einen recht anziehenden Reisebericht erhalten. Es ist diess der brittische Capitain *Marryat*. Sein zu London in drei Bänden erschienenes Werk: *A Diary in America, with Remarks on its Institutions*, enthält im ersten und zweiten Bande das Tagebuch seiner Reise von *New-York* über *Boston, Albany, Utica, Trenton, Niagara, Detroit*, den *Huronen-* und *Obern-See* etc. etc., nach *Canada*, von wo er, nach einigem Aufenthalte während der Insurrection, nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte und *Philadelphia*,

*) *Nouvelles Annales des Voyages* etc. 1839, Juni, S. 265 u. ff.; — *The Litterary Gazette* etc., 1839, Mai, S. 310 u. 312.

Washington, den *Erie-See*, *Winnebagoe*, *Wisconsin*, *Cincinnati*, *Lexington*, *Louisville* u. a. O. m. besuchte. Das Uebrige des Werks besteht aus Bemerkungen über Erziehung, Sklaverei, Land- und Seemacht, Regierung, Religion und andere wichtige Gegenstände. Hoffentlich wird diese Reise bald in einer teutschen Uebersetzung erscheinen.

Ein anderer Engländer, eigentlich ein Schotte, und zwar ein Hochländer, *August Murray*, hat in den Jahren 1834 bis 1836 ebenfalls *Nord-Amerika* besucht und seine Aufmerksamkeit unter Andern auch den noch unabhängigen *Indiern* der *westlichen* Länder jenseits des *Mississippi*, geschenkt *). Er bemerkt über diese Ureinwohner Amerikas: . . . »Jede

*) *Travels in North America*, during the Years 1834, 5, 6. Including a *Summer Residence* with the *Pawnee Tribe of Indians* etc. etc. etc. By C. *Augustus Murray*. 2 Volls. London, 1839.

Stunde, die ich mit den Indiern zubrachte, bestärkte mich in der Ueberzeugung, dass ich den einzig richtigen Weg, mit ihrem häuslichen Leben und ihrem wahren Charakter vertraut zu werden, eingeschlagen habe. Hätte ich nach dem geurtheilt, was ich in *Fort Leavenworth* oder andern Gränzplätzen, wo ich sie antraf, zu bemerken im Stande war: so hätte ich ungefähr das Nämliche über sie erfahren, was die gewöhnlichen Schriftsteller der Welt mitgetheilt haben, und ich hätte mich und Andere mit dem Glauben an ihr »hohes Ehrgefühl,« ihre Gastfreundschaft, ihre Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe und viele andere Tugenden getäuscht, die sie entweder gar nicht, oder doch nur in einem sehr mässigen Grade besitzen. Es ist übrigens kein Wunder, dass dergleichen falsche Vorstellungen in Umlauf gekommen sind, denn der Indier unter den Weissen oder in einer Festung, einem Handelsplatze oder einer Stadt, ist von

dem nämlichen Indier zn Hause unter den Seinigen so verschieden als ein türkischer Mollah von einem französischen Barbier. Unter den Weissen ist er ganz Würde und Ruhe. Er spielt die ganze Zeit hindurch eine Rolle und zwar höchst bewunderungswürdig. Er zeigt bei den auffallendsten Wirkungen unserer Maschinen kein Erstaunen; er fährt nicht auf, wenn dicht hinter ihm ein Vierundzwanzigpfünder abgefeuert wird, und zeigt nicht die mindeste Neugierde in Betreff der tausend Dinge, welche ihm doch wirklich neu und seltsam vorkommen müssen. Dagegen plaudert, scherzt und lacht er zu Hause mit seines Gleichen nach Herzenslust, und ist so über alle Massen neugierig, wie es nur immer ein Mann, oder ein Weib, oder ein Affe auf Gottes Erdboden seyn kann. Wahrhaftigkeit und Redlichkeit sind — Ausnahmen wie unter allen Völkern abgerechnet — ihm unbekannt oder doch ein Gegenstand des Spottes. Schon der

Knabe wird zum Lügen und Stehlen angewiesen und aufgemuntert, und er lernt sich nur dann schämen oder hat Nachtheil davon, wenn die Sache entdeckt wird. Nie in meinem Leben sind mir so entschlossene, rücksichtslose und freche Lügner vorgekommen. Selbst die Häuptlinge haben mir mit der Würde einer obersten Gerichtsperson, oft um eines ganz unbedeutenden Zweckes willen, wiederholt die überlegtesten und gröbsten Unwahrheiten gesagt, so dass ich fest glaube, der Freiherr von *Münchhausen* würde vor dem Oberhaupte der *Panis* (Pawnees) die Segel streichen müssen.« . . . . .

Nicht minder anziehend, obwohl in anderer Weise, ist die Beschreibung der Reise, welche Hr. *Lenz*, vormals Lehrer zu Schnepfenthal, in den Jahren 1836 und 1837 nach den Staaten *Missuri* und *Illinois* unternommen hat *). Der Ver-

*) *Reise nach St. Louis am Missisippi. Nebst meinen während eines vierzehnmonatlichen Auf-*

fasser erklärt sich im Vorwort über die Gründe, welche ihn zur Herausgabe dieser Reise bewogen. »Während meines Aufenthalts« — sagt er — »in denjenigen Gegenden des Missuri-Staates, wohin *Duden* und *v. Martels* durch ihre reizenden Schilderungen so viele Auswanderer lockten, überzeugte ich mich zwar, dass ihre Angaben im Allgemeinen der Wahrheit gemäss sind, fand aber zugleich, dass ihre Schriften die Vorzüge jener Länder zu sehr hervorheben, während sie die Nachtheile derselben entweder ganz übersehen oder doch sehr verringern. Eine solche Darstellung musste natürlich dahin wirken, dass Viele, die im Vaterlande in leidlichen Verhältnissen lebten, bewogen wurden, nach *Amerika* auszuwandern, wo sie nun oft ein un-

---

enthalts, in den Jahren 1836 *und* 1837, *theils im Missuri-Staate theils in Illinois gemachten Beobachtungen und Erfahrungen* etc. Weimar. 1838.

glückliches Leben führen, ohne doch immer die Mittel zu besitzen, den Wunsch in ihre Heimath zurückzukehren, befriedigen zu können .... Sollte es aber nicht verdienstlich seyn, durch eine einfache und treue Darstellung, nicht bloss der Vortheile, sondern auch der Nachtheile einer Niederlassung in jenen Gegenden, diejenigen unter meinen Landsleuten, welche dadurch nur verlieren können, davor zu warnen? Mir scheint diess gegenwärtig um so dringender nöthig, da bei den unglücklichen Bankverhältnissen und der allgemeinen Geldnoth in Amerika diejenigen, welche den Plan, sich als Landleute (Landwirthe) dort anzusiedeln, nicht ausführen können, wenig Hoffnung haben, ihren Unterhalt daselbst auf andere Weise zu erwerben. Auch ich hatte Anfangs die Absicht, ein Landgut im Missuri-Staate zu kaufen, gab sie jedoch, nach reiflicher Erwägung aller mit Ausführung eines solchen Planes verbundenen Schwie-

rigkeiten, auf. Hiedurch entging ich wahrscheinlich einem bedeutenden Verluste, den ich beim Verkaufe meiner Besitzung erlitten haben würde, indem mir der praktische Betrieb der Landwirthschaft während des Jahres 1836 und die darüber eingezogenen Erkundigungen ganz andere Resultate lieferten, als ich nach *Dudens* und *v. Mártels* Schriften erwartete.« . . . . Das kleine Werk ist sehr belehrend und unterhaltend, und verdient von allen Auswanderungslustigen gelesen zu werden. Besonders anziehend ist die Beschreibung der Gegend um *Lewis Ferry* im Missuri-Staate und der ausschliesslich von teutschen Landleuten bewohnten Theile desselben.

Von *Forbes* Beschreibung von *Ober-* und *Nieder-Californien* finden die Leser am Schlusse des vorliegenden Jahrganges eine gedrängte Uebersicht.

Ein zu London erschienenes Werk über *Peru*, von dem englischen Arzte

Dr. *Archibald Smith* *) verbreitet sich hauptsächlich über den Gesundheitszustand des Landes, namentlich über körperliche Erziehung und häusliches Leben der mittlern und höhern Stände in *Lima*. In andern Beziehungen, namentlich was geographische und statistische Mittheilungen betrifft, ist das Buch ziemlich oberflächlich und in keiner Weise den Werken *Basil Halls* noch weniger aber *Pöppigs* umfassendem Reiseberichte an die Seite zu stellen. Bemerkenswerth ist die ungemeine Verzärtelung und Weichlichkeit, die unter den eingebornen Creolen Lima's Statt findet. »Wenn dem Limaner« — heisst es — »nur die kleinste Unpässlichkeit zustösst, so legt er sich einige Tage ins Bett. Sich mit kaltem Wasser zu waschen, ist ihm etwas sehr Bedenkliches, denn

*) *Peru as it is; a Residence in Lima and other parts of the Peruvian Republic.* By *A. Smith.* 2 Volls. London, 1839.

es könnte ihm Gesichtskrämpfe und Kopfschmerzen zuziehen.« . . . . *Lima* ist daher auch ein wahres Paradies für die Aerzte. »Bei jeder Krankheit werden mehre Aerzte zum Consilium berufen, welche sich täglich Morgens und Abends einfinden, bis der Kranke ausser Gefahr ist. Eine Hauptsache dabei ist die Verordnung der Diät, worüber die Diener des Hauses jedes Mal die umständlichsten Vorschriften empfangen. Auch wenn die ärztliche Versammlung zum Behuf der gemeinschaftlichen Berathschlagung nicht mehr nöthig ist, besuchen zwei oder mehr Aerzte noch einzeln und zu verschiedenen Stunden den Kranken, um wenigstens seiner Familie noch Beruhigung zu gewähren. . . . Man erzählt eine Geschichte von zwei Doktoren, welche einen ganzen Monat oder noch länger ein Haus in der Stadt Lima besuchten, wo der Eine, sobald sie sich nach Besichtigung des Kranken in das Nebenzimmer zur Berathschlagung zu-

rückgezogen hatten, sich räusperte und den Andern fragte: »Nun, darf der Kranke heute essen?« worauf der zweite Doktor antwortete: »Warum nicht? Allerdings darf er essen.« So ging das Ding Tag für Tag, indem die alten Herren sich gehörig Zeit im Nebenzimmer liessen und dann das Ergebniss ihrer langen und wichtigen Berathschlagung dem Kranken und den Seinigen in feierlicher Weise mittheilten.« .... Es muss bemerkt werden, dass diese Consilien sehr einträglich sind, denn jedes einzelne Mitglied dieser ärztlichen »Juntas« empfängt vier bis fünftehalb Piaster, während einzelne Besuche des Hausarztes nur mit Einem Piaster honorirt werden. — Die furchtbare Cholera (d. h. nicht die Asiatische, sondern die gewöhnliche Brechruhr oder die schon seit langer Zeit bekannte *Cholera morbus*) soll nach Dr. *Smith* in Peru als etwas ziemlich Ungefährliches betrachtet werden. »Die Leichtigkeit sich (aus dem Hochgebirge

der Anden) Eis zu verschaffen« — sagt er — »macht die Heilung der Cholera zu einer gar nicht schweren Sache. Die Eingebornen wenden im ersten Stadium der Krankheit nur verdünnende Mittel an, namentlich warmes Wasser oder einen Aufguss von Leinsamen oder Malven, mit oder ohne Zusatz von Weinsteinrahm oder Tamarinden. Diese einfachen Getränke muss der Kranke so lange nehmen, bis man glaubt, dass er sich genug erbrochen und ausgeleert habe. Hierauf wird Eiswasser angewendet, welches eine starke beruhigende Wirkung hervorbringt. Weder der Arzt noch der gemeine Mann lässt sich durch die Todtenkälte des Kranken von der Anwendung dieses Mittels abschrecken, und die gewöhnliche Folge ist, dass an die Stelle der Kälte bald innere Wärme tritt und so das erschöpfende Fortschreiten der Krankheit aufgehalten wird. Bei dieser althergebrachten Behandlungsweise der Cholera in *Lima*, wo die Krankheit en-

demisch, am meisten aber in den heissen Monaten herrschend ist, verschwinden alle gewöhnlichen Symptome, und der Verlauf der Krankheit ist so günstig, dass niemals zur Aderlass geschritten werden darf. Indessen erscheint doch auch von Zeit zu Zeit die eigentlich sogenannte *Asiatische* Cholera, wo der Kranke, wie sich ein eingeborner Arzt ausdrückte, ein schreckenvolles Bild des Todes darstellt.« Hier scheint also die einheimische Behandlungsweise nicht immer wirksam zu seyn.

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 25. März 1839 erstattete der in unserm Taschenbuche mehrmals erwähnte Engländer *Pentland* *) einen kurzen Bericht über seine Wanderungen in *Peru* und *Bolivia* während der letzten zwei Jahre. Der Reisende stieg im August 1837 zu *Arica*

*) S. den VIII. Jahrgang (1830), S. CXII u. ff. und den vorigen Jahrgang (1839) S. XLII. u. f.

ans Land und begab sich von da nach *La Paz*, dem damaligen Sitze der Bolivischen Regierung, bei welcher er als grossbritannischer General-Consul angestellt war. Auf diesem Wege verweilte er eine kurze Zeit in *Takra*, einer grossen Stadt, 14 Stunden vom Hafen Arica, wo sich die vornehmsten fremden Kaufleute niedergelassen haben. Er bestimmte die geographische Lage dieser Stadt, und ging darauf über die westliche Cordillere durch den Pass *Gualillas*, der 14700 engl. Fuss (13788 Par. F.) über dem Meere liegt. Leute, die aus dem Küstenlande hieher kommen, leiden beträchtlich von der äusserst dünnen Luft dieser hohen Gegend; man hat sogar Beispiele von plötzlichen Todesfällen. In der Nähe des Passes Gualillas betrachtete *Pentland* das riesenhafte Unternehmen eines Canals, welcher das Wasser eines nach Osten strömenden Flusses nach der entgegengesetzten Seite der Cordillere, in das Thal von Takna, zur

Bewäaserung der Ländereien daselbst, leiten soll. Der Plan zu diesem Unternehmen ist von einem Engländer, Namens *Scott*, entworfen und auch die Ausführung geschieht grösstentheils durch die englischen Kaufleute in Takna. Man kann sich einen Begriff von der Grösse dieses Werks machen, wenn man erfährt, dass der Punkt, wo der *Uchusuma* in den Kanal eintritt, 14652 Fuss (engl.) über dem Meeresspiegel liegt, dass der Kanal von da 40000 Yards (beinahe 5 geogr. Meilen) noch bergauf geführt werden muss, um den Gipfel der Andeskette zu erreichen, über die er geleitet werden soll, und dass dieser ganze Bau in einem von aller Bevölkerung und allen Lebensbedürfnissen entblössten Lande vor sich geht, in einer Meereshöhe, die beinahe der des Montblanc in den Schweizer-Alpen gleichkommt. — Im Frühlinge 1838 besuchte Pentland das westliche Ufer des grossen Sees *Titicaca*, die ehemalige peruanische Provinz *Collaos*, das frucht-

bare Thal des *Yucay* und schlug seinen Wohnsitz für eine kurze Zeit in *Cuzco*, der alten Hauptstadt der Yncas, auf. Die St. Dominicus-Kirche (an der Stelle des alten berühmten Sonnentempels) liegt unter 12° 31′ südl. Breite und 72° 4′ westl. Länge (von Greenwich) und gegen 11000 Fuss über dem Meere. Der Reisende fand hier einen Grundriss der alten und neuen Stadt, und untersuchte die vielen noch vorhandenen Trümmer altperuanischer Bauwerke. Von Cuzco begab er sich nach *Ollantaytambo* und dem nordwestlichen Ende der grossen östlichen Cordillere, und sah hier abermals ein Beispiel von einem die Andes durchschneidenden Kanale, wo der *Yucay* aus dem Becken von *Urubamba* in das von *Santa Asia* übergeht. Pentland bestimmte auf dieser Reise die Lage von beinahe 40 Punkten und mittelst des Barometers auch ihre Meereshöhe; eben so die Lage und Höhe jedes wichtigen Punktes der östlichen Cordillere zwischen

13° und 16° südl. Breite. Er besuchte nun auch die östlichen und nordöstlichen Ufer des *Titicaca*, die noch nie von einem wissenschaftlichen Forscher betreten worden waren. An der Ostseite fand er eine starke, Ackerbau treibende Bevölkerung, meist aus Indiern bestehend, welche die *Aymara*-Sprache reden: auch entdeckte er weitläuftige Ruinen aus der altperuanischen Zeit, besonders Grabmähler, welche auf eine noch weit stärkere Volksmenge als die jetzige zurückschliessen lassen. Auf einem dritten Ausfluge in das Thal *Sorata* untersuchte er den Lauf des Flusses *Mapiri*, wo er die östliche Cordillere am nordwestlichen Fusse des Schneeberges von *Lachisani* durchbricht, und bestimmte die Lage dieser sonderbaren Spalte in der Gebirgskette, so wie verschiedener Dörfer der Provinzen *Larecaja* und *Muñecas*, worunter eines, *Curba* genannt, durch seine starke Bevölkerung merkwürdig ist, die an 3000 Seelen beträgt. Die Männer

beschäftigen sich ausschliesslich als wandernde Aerzte und Wahrsager, und durchziehen, ihr Dorf mit einem Sack voll einfacher Arzneimittel verlassend, Süd-Amerika von einem Ende zum andern. Sie erwerben auf diesen Streifereien eine Menge Geld, welches dann, wenn sie nach Hause zurückkommen, vertrunken wird. Diese Leute haben Vieles mit unsern Zigeunern gemein und unterscheiden sich auch in der Gesichtsbildung von den übrigen Indiern, indem sie mehr den Juden ähnlich sehen. Sie reden auch eine ganz eigenthümliche Sprache, welche den Aymara-Indiern, in deren Gebiet das Dorf Curba auf einem Berge liegt, völlig unbekannt ist. Pentland fand noch ein solches Beispiel von einer isolirten Rasse in der Provinz *Muñecas*, nämlich das Dorf *Amarata*, dessen kaum 3000 Köpfe starke Volksmenge ebenfalls ihre eigene Sprache hat. Er erklärt diese abgesonderten Stämme für Nachkommen alter Colonien der Yncas, welche

bekanntlich ganze Völker aus einem Theile ihres ungeheuern Reiches nach einem andern zu versetzen pflegten. Mit Hilfe der auf seiner frühern Reise nach Bolivia gemachten Beobachtungen hofft er bald eine genaue Karte des ganzen Gebirgslandes von *Bolivia* und *Süd-Peru* herausgeben zu können *).

In derselben Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft wurde ein Aufsatz von *Bowring* über die geographische Beschaffenheit der Gegend von *Cuzco* vorgelesen. Nach einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes dieser Stadt und der merkwürdigen Reste ihres vormaligen Glanzes, folgte ein Abriss der Stadt *Urubamba* in dem fruchtbaren Thale des *Yucay*, etwa 20 (engl.) Meilen nordwestlich von der Hauptstadt, so wie der Dörfer *Ollantaytambo* und *Choquequen*. Beide sind wegen ihrer Trümmer alter Bauwerke, und Ersteres besonders we-

*) *Lit. Gaz.*, 1839, März, S. 200 u. f.

gen einer Hängebrücke merkwürdig, deren Doppelbogen auf einem Pfeiler von Cyklopischer Bauart in der Mitte des Stromes ruht. Auch warf dieser Aufsatz einiges Licht auf den Lauf der Flüsse *Yanatili* und *Ucayali*. Der Verfasser hat sich während eines mehrjährigen Aufenthalts in diesem Theile von Amerika mit der Quichua- und andern indischen Sprachen vertraut gemacht *).

Derselbe Hr. *Bowring* beschwert sich in einem Schreiben an den General-Consul Pentland, über den französischen Reisenden *d'Orbigny* **), indem er sagt, dass dessen Karte vom *Titicaca-See* nur eine Abzeichnung derjenigen sei, welche er, Bowring, im J. 1833 gemacht und dem Hrn. d'Orbigny bei seiner Reise nach Bolivia mitgetheilt habe. Eben so, sagt er, seien viele Ansichten altperuanischer Ruinen, die dessen Atlas ent-

*) *Ebendas.*

**) Man sehe über dessen Reise den XIII. Jahrg. unsers Taschenbuchs (1835) S. XXIX u. ff.

hält, nach seinen eigenen Zeichnungen gemacht, besonders die der Inseln *Titicaca* und *Coati*, welche der französische Reisende gar nicht persönlich besucht habe *).

Ein anderer Engländer, *Sir Woodbine Parish*, der sich mehre Jahre in diplomatischen Geschäften zu *Buenos Ayres* aufgehalten, hat vor Kurzem ein schätzbares Werk über die Argentinische Republik herausgegeben **). Es enthält wichtige statistische topographische und geschichtliche Notizen, die der Verfasser aus Quellen und Archiven schöpfte, welche ehemals unter der spanischen Regierung jedem Fremden unzugänglich waren. Von bemerkenswerthen Einzelheiten sind die Nachrichten über das urweltliche Thier *Glyptodon*, die Schilderung des Zustandes von Buenos Ayres

*) *Lit. Gaz.*, a. a. O.

**) *Buenos Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata; their present State, Trade and Debt* etc. London, 1839.

zur Zeit des Nordwindes, die Notizen über die eingebornen Völker der Pehuentschen, der Pueltschen u. a. m. anzuführen. Letztere scheinen jedoch von *Pöppig* genauer und besser beschrieben worden zu seyn *). Das *Glyptodon* ist erst vor nicht langer Zeit, etwa 20 engl. Meilen südlich von der Stadt Buenos Ayres, entdeckt worden. Man fand das vollständige Gerippe dieses Thieres am Ufer des *Rio Matanza*, an einer niedrigen sumpfigen Stelle, ungefähr 5 Fuss unter der Oberfläche und es wurde so vorsichtig ausgegraben, dass wahrscheinlich nur wenig beschädigt oder verloren gegangen ist. Das Thier scheint zur Sippe der Panzerthiere (Armadillos) gehört zu haben. Die ganze Länge von der Schnauze bis zum Ende des Schwanzes ist 8½ engl. Fuss, die grösste Breite 3 Fuss 4 Zoll, die Höhe 3 Fuss 6 Zoll. — Ueber die

*) S. den Aufsatz darüber im XIV. Jahrgange dieses Taschenbuches (1836) S. 218 u. ff.

Erscheinungen beim Eintreten des *Nordwindes* bemerkt der Verfasser: »Die Europäer leiden im Allgemeinen weniger von diesem abscheulichen Winde, als die Einheimischen, besonders die Frauenspersonen, denen er heftiges Kopfweh verursacht. . . . . Aber nicht nur die Gesundheit greift er an, sondern auch in anderer Weise, namentlich auf viele Gegenstände der Haushaltung, übt er einen verderblichen Einfluss aus. Das Fleisch geht in Fäulniss über, die Milch gerinnt und wird sauer, und selbst Brod, welches um diese Zeit gebacken wird, ist häufig schlecht. . . . . Wenn jedoch das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, dann verkündigt das Fallen des Barometers die Ankunft des *Pampero*, wie der Südwest hier genannt wird. . . . . Auf den Schneegipfeln der Andes entstanden, braust er mit Heftigkeit über die *Pampas* (daher der Name) einher, und wird, bevor er *Buenos Ayres* erreicht, oft zu einem wahren Orkane. Jetzt tritt

nun ein ganz veränderter Zustand der Dinge ein . . . . Ein grosser Theil der Einwohner hat sich, besonders am Abend, in den La Plata-Fluss ins Bad begeben, um sich abzukühlen. Da sieht man denn Hunderte und aber Hunderte von Männern, Weibern und Kindern bis an den Hals im Wasser sitzen, wie eben so viele Frösche in einem Sumpfe oder Teiche. Plötzlich bricht der Pampero los und nun kann man sich die Verwirrung und den Schrecken vorstellen, die sich jetzt plötzlich der ganzen Versammlung bemeistern. Glücklich wer einen Dienstboten mitgenommen hat, um Achtung auf die Kleider am Ufer zu geben; denn ausserdem wird jedes Stück, ehe noch der Eigenthümer das Wasser verlassen, von dem Sturmwind weit in den Lüften fortgeführt seyn. Nicht selten kommen mit dem Pampero ungeheure Wolken von Staub aus den ausgetrockneten Pampas und verfinstern die Luft dergestalt, dass zuweilen Personen, die den Weg

aus dem Wasser ans Ufer zurück nicht finden konnten, ertrinken mussten. Ein Haufe von zwanzig Sträflingen, die im Freien arbeiteten, benutzten einst diese Verfinsterung der Atmosphäre zu ihrer Flucht, und kein einziger wurde wieder eingefangen. Zum Glück währt dieser Zustand nicht lange, selten über eine Viertelstunde, und häufig tritt ein Platzregen ein, der den Staub niederschlägt und Alles mit flüssigem Koth überzieht. Zuweilen sind die Folgen ernsthafter und es gesellt sich ein Donnern und Blitzen zu dem Sturme, wie dergleichen vielleicht, mit Ausnahme der Sunda-Strasse, nirgends in der Welt so heftig und furchtbar vorkommt. *Azara* erzählt einen Fall, wo bei einem solchen Sturme neunzehn Personen in Buenos Ayres vom Blitz erschlagen wurden. Indessen wird die Atmosphäre dadurch abgekühlt, der Mensch fühlt sich kräftiger und die ganze Natur lebt wieder auf.« . . . . *).

*) *Lit. Gaz.* 1839, Juni, S. 386 u. ff.

Ein recht tüchtiges Werk sind die *Briefe über Paraguay*, welche die Engländer *J. P.* und *W. P. Robertson* nach einem vierjährigen Aufenthalte daselbst im J. 1838 zu London herausgegeben haben *). Die Einleitung machen Betrachtungen über den vormaligen und jetzigen Zustand des *Spanischen Süd-Amerika*. Hier heisst es unter Anderm: »In *Chili* und *Peru*, wo es grosse und reichen Ertrag gewährende Landgüter giebt, die von Sklaven oder Lehnsleuten bewirthschaftet wurden, und mit deren Besitz zuweilen auch der Adelstitel verbunden war, wurde unter der ehemaligen spanischen Herrschaft der Besitz von Landeigenthum für ein beneidenswerthes Vorrecht und die Landwirthschaft für eine wünschenswerthe Beschäftigung an-

*) *Lettres on Paraguay; comprising an Account of Four Years Residence in that Republic, and the Government of the Dictator Francia.* By etc. II. Volls.

gesehen. Die grossen Güterbesitzer blickten auf die Kaufleute, wie auf Menschen herab, die beträchtlich unter ihnen ständen. In *Buenos Ayres* und *Paraguay* war es anders. Die einzigen Landgüter von einigem Werth in Buenos Ayres waren die grossen *Estancias* oder Viehwirthschaften. Viele davon enthielten 80 bis 100 (engl.) Geviertmeilen Land und manche noch weit mehr. (Die Familie *Anchorena* soll an 1200 Gev. M. solcher Estancias in der Provinz Buenos Ayres besessen und bloss von dem Verkauf ihres Ueberschusses an Vieh 20000 Pf. St. jährlich gelöst haben.) Auf einer solchen Oberfläche fand man vielleicht nicht mehr als drei oder vier Erdhütten, welche 10 bis 15 Viehhirten zur Wohnung dienten, nebst einer etwas bessern Hütte für den Eigenthümer. Jedes Gut dieser Art enthielt 5- bis 12- oder 15000 Stück Hornvieh, von welchem jährlich etwa ein Viertel geschlachtet oder verkauft und dennoch der ganze Stand

immer vermehrt werden konnte. Indessen hatten die Eigenthümer, obschon an sich wohlhabende Leute, in der bürgerlichen Gesellschaft keine besonders wichtige Stellung, und zwar aus folgenden Gründen. Zuvörderst war der Handel durch die spanischen Colonial-Gesetze so beschränkt, dass die Häute, das Haupterträgniss dieser Estancias, nur zu einem sehr geringen Preise verkauft werden konnten. Ein Ochs galt selten mehr als vier Schilling, so dass selbst einer der reichsten Grundbesitzer, der z. B. 15000 Stück besass, wenn er davon den vierten Theil schlachtete oder verkaufte, es nicht über 800 Pf. St. jährlich brachte. Fürs Zweite: so gering auch ihr Einkommen war, so verzehrten sie doch nicht die Hälfte davon. In den meisten Fällen wurde zum Unglück ein grosser Theil im Spiele verloren. In der Stadt lebten sie eingezogen und auf dem Lande hatten sie, wie ihre Hirten, eine Erdhütte zur Wohnung und ihre Kost bestand aus

wenig mehr als Rindfleisch. Endlich waren sie drittens fast sämmtlich Eingeborne des Landes, bäurisch in ihren Sitten und höchst unwissend, indem sie selten über den Unterricht in der Elementarschule hinausgekommen waren.... Ein gut wenn auch nicht zierlich gebautes Haus in der Stadt, wenig Hausgeräthe, ein tüchtiges Reitpferd, ein Poncho oder Stück Tuch, mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf durchzustecken, welches das vornehmste Kleidungsstück bildete, grosse silberne Spornen und mit Silber verziertes Pferdegeschirr, ein grober Filzhut, der mit ledernen Riemen unter dem Kinn zugebunden wurde, ein Feuerzeug, Stahl und Stein, um die Cigarre anzuzünden, ein Messer im Gürtel und rückwärts ein schwarzbrauner Knecht, der unter dem Sattel ein Stück rohes Rindfleisch als Mundvorrath bewahrte: darin bestand der ganze Luxus eines Landjunkers von Buenos Ayres ..... Gegenwärtig hat sich Vieles in dieser

Hinsicht geändert. Der Landeigenthümer hat seine Vermögensumstände, seine Sitten und seine Lebensweise verbessert, und ist, zwar allmählich aber sicher, zu dem Grade von Einfluss im Staate gelangt, zu welchem grosser Grundbesitz und stets wachsender Reichthum natürlich führen muss. Sein Vieh, welches ehemals nur vier Schilling das Stück werth war, gilt jetzt zwanzig, und für diese zwanzig Schilling kann er gegenwärtig zwei Mal so viel von Bedürfnissen und Luxuswaaren kaufen, als ihm diess in frühern Zeiten möglich war. Häusliche Bequemlichkeit und eine geschmackvolle Zimmereinrichtung in seinem städtischen Wohngebäude sind ihm und seiner Familie jetzt so unentbehrlich wie den übrigen gebildeten Klassen der Gesellschaft.« . . . .

Ein anderes lesenswerthes Bruchstück ist die Beschreibung des Flusses *Paraná*, auf welchem der Verfasser stromaufwärts fuhr. »Der *Paraná*« — heisst

es — »bietet von seinem Ursprunge bis zu seiner Mündung eine ununterbrochene Reihe schöner Landschaftsgemälde dar, Von *Santa Fé* bis *Corrientes* bilden die vornehmsten derselben die *Inseln* dieses Flusses, welche wahrhaft unzählbar sind. Wir fanden deren auf dieser ganzen Fahrt von jeder Grösse und Gestalt. Sie liegen nicht reihenweise, sondern dicht neben und hinter einander, so dass sie das ganze Strombett von Ufer zu Ufer einnehmen .... Wir waren dadurch fortwährend in unserer Fahrt gehemmt, da das Schiff in einer Schlangenlinie sich bald nach Westen bald nach Osten wenden musste. Diese Inseln sind durchaus mit fast immergrünen Bäumen und andern Gewächsen bedeckt. Ueberall sieht man blühendes Gesträuch und wilde Blumen in üppiger Fülle, während eine unendliche Mannichfaltigkeit von Schlingpflanzen sich bis zu den Gipfeln der Bäume emporrankt und von hier zahllose Blüthen anmuthig herabsenkt,

die frei in der Luft zu schweben scheinen. Die meisten Inseln sind sehr niedrig und einige von den kleinern auch sumpfig. Wenige Ausnahmen abgerechnet, werden sie jährlich bei dem periodischen Anschwellen des Flusses überschwemmt. Diess macht sie unbewohnbar für den Menschen, aber nicht untauglich zum Aufenthalte aller Arten im Lande einheimischer wilder Thiere, besonders aus der Klasse der Vögel. Der Jaguar, der Puma, der Kayman, eine Menge Affenarten, nebst Eichhörnchen und andern kleinen Thieren, sind hier in Menge anzutreffen. . . . . Zur Zeit der Ueberschwemmungen ist es nichts Seltenes, dass grosse Stücke von einzelnen Inseln losgerissen werden und den Strom hinabschwimmen. Das dicke und starke Geflecht der Baumwurzeln hält diese *Camelotes* (wie sie genannt werden) zusammen, so dass sie viele Meilen weit stromabwärts gehen. Zuweilen befinden sich in dem Augenblicke, wo sie sich

ablösen, gerade ein oder mehre Jaguars oder Pumas darauf, welche ob dieser ungewohnten Fahrt nicht wenig in Schrecken gerathen. Wir sahen einen solchen Jaguar in beträchtlicher Entfernung und gaben Feuer auf ihn. Aber er war so verdutzt, dass er sich nicht von der Stelle rührte. Vor mehren Jahren brachte ein Camelote dieser Art drei solcher Raubthiere an das Ufer von *Montevideo*, wo sie mit Tagesanbruch in die Stadt gingen. Ein *Pulpero* (Branntweinhändler) öffnete eben sein Gewölbe, als einer von den Jaguars auf ihn los sprang. Ich erinnere mich nicht, ob dieser Mann oder noch andere Leute dadurch ums Leben kamen, aber sehr Viele wurden schwer verwundet, ehe es gelang, die Thiere zu tödten *).

Wenn wir jetzt aus der westlichen Halbkugel in die östliche übergehen, so

*) *Lit. Gaz.* 1838, August, S. 497, und Dezbr., S. 758.

finden wir, unsere Blicke zunächst auf *Afrika* richtend, dass *Aegypten, Nubien* und *Abyssinien* in neuester Zeit besonders häufig von europäischen Reisenden durchforscht werden. Ja sogar ein Mohammedaner des höchsten Ranges, der Vicekönig *Mehemed Ali* selbst, hat es, hauptsächlich durch *Russeggers* Berichte *) neugierig gemacht, für nöthig gefunden, die weiten Räume dieses Erdtheils, welche sein Szepter sich unterworfen, in eigener hoher Person zu besuchen, um, was sie Wichtiges und Kostbares enthalten, mit eignen Augen zu schauen. Es ist darüber ein Bericht in türkischer Sprache erschienen, welchen Dr. *Bowring* in englischer Uebersetzung der Londoner Geographischen Gesellschaft in der Sitzung vom 10. Juni 1839 mitgetheilt hat.

Diesem zufolge verliess der Pascha am 15. Okt. 1838 seine Hauptstadt Kairo auf einem Dampfboote und von einem

*) S. den vorigen Jahrgang, S. LXXV u. ff.

zahlreichen Gefolge begleitet, unter welchem sich mehre Europäer befanden. Am 28. erreichte man die Stromschnellen und Fälle von *Es-Suan* (*Assuan*). Da das Dampfschiff diese nicht überschreiten konnte, so bestieg der Pascha ein Ruderfahrzeug (*Dahabiyah*) und kam damit bis über *Dongolah* hinaus, worauf er sich bei *Ambukol* ausschiffte, um die Wüste *Bayudeh* zu Lande zu durchschneiden. Dann wurde die Wasserfahrt abermals fortgesetzt und in *Khartum*, wo sich der Blaue und der Weisse Nil vereinigen, ein Aufenthalt von mehren Tagen gemacht. Die Reise ging hierauf durch *Wadi Medinah* und *Sennaar* nach *Roseïres*, wo der Pascha am 25. Dezbr. anlangte und vierzehn Tage lang verweilte. Am 13. Jäner 1839 erreichte er *Fasokl*, am linken Ufer des Blauen Nil. Hier hielt er wieder einige Zeit still und befahl unter Anderm, dass man für ihn ein Haus und auf einer fast ganz vom Wasser umgebenen Anhöhe, am jensei-

tigen Ufer, Magazine für Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse errichten solle. Auch untersagte er ausdrücklich die Fortsetzung der *Gasuas* oder Negerjagden und liess eine Menge Neger, die in Kordofan eingefangen worden, sogleich in Freiheit setzen. Von *Fasokl* begab sich der Pascha nach *Fasangoro*, wohin die Ingenieurs *Lambert* und *Borrani* vorausgegangen waren, um die Gegend zu besichtigen und namentlich Untersuchungen über das Vorkommen des Goldes anzustellen. Nachdem der Fluss *Khor el Wadi* von seiner Quelle bis zur Mündung erforscht und ausgemittelt worden war, dass er auf der ganzen Länge seines Laufes sehr reich an Goldsand sei, begab sich der Vicekönig am 30. Jäner von den Gebirgen Fasangoro's wieder in die Ebene und verordnete, dass bei der Mündung des genannten Flusses in den Blauen Nil eine Stadt angelegt und nach seinem Namen *Mehemed Ali* benannt werde. Diese Stadt sollte zum Behuf

der Goldwäschereien mit 1500 Familien aus Fasokl bevölkert werden.

Nachdem der Pascha den benachbarten Scheikhs, die sich bei ihm eingefunden, Audienz ertheilt und ihnen eingeschärft hatte, die Ländereien gut anzubauen und ihre Kinder nach Kairo zu schickeu, um sie dort erziehen zu lassen, trat er die Rückreise an. In *Khartum* gab er den Christen Erlaubniss eine Kirche zu bauen; iu *Dongolah* ertheilte er vollkommene Freiheit des Handels mit Indigo, welchen diese Provinz, so wie *Berber*, in grosser Fülle hervorbringt. Auch liess er hier den Ingenieur *Lambert* zurück, mit dem Auftrage, Untersuchungen darüber anzustellen, ob und wie sich durch die Wüste von *Abu Mohammed* nach *Korosko* eine *Eisenbahn*, und zwischen dem *Weissen Nil* und *Kordofan* ein *Kanal* anlegen lasse, welcher nicht nur zur Bewässerung dienen, sondern auch den Transport des Eisenerzes aus den Gruben in den benachbarten

Gebirgen erleichtern sollte. Am 14. März traf der Pascha wieder in *Kairo* ein *).

Den Pascha begleitete auf einem Theile dieser Reise den Strom aufwärts Fürst *Pückler-Muskau,* welcher in seinem von der Augsburger Allgemeinen Zeitung gelieferten Berichte darüber sehr lesenswerthe Einzelheiten über Mehemed Ali mittheilt.

Auf der Rückreise besichtigte der Pascha im Februar zu Khartum eine kleine Flotille, welche er, mit der Wichtigkeit bekannt, die für Europa die Entdeckung der *Quellen* des *Weissen Nils* (*Bahr el Abiad*) haben würde, hatte ausrüsten lassen, um diesen Strom so weit als möglich hinaufzufahren. Sie war am 20. Sept. 1838 von Kairo abgegangen und bestand aus drei Dahabiyas mit 60 ausgesuchten Matrosen bemannt, unter dem Befehle drei geschickter Flottenoffiziere. In der Voraussetzung, dass

*) *Lit. Gaz.* 1839, Juni, S. 393.

sie von den an beiden Ufern des Stromes wohnenden, mit Lanzen und Pfeilen bewaffneten Negern beunruhigt werden dürfte, verstärkte er die Expedition mit mehren Schaluppen und einer Abtheilung von 500 Mann regelmässiger Truppen, unter dem Befehl der Offiziere *Thibaut* und *Soliman Kascheff*, welche beide mit dem Flusse bekannt waren. Die Flotte machte darauf, nur versuchsweise, eine Fahrt den Strom aufwärts und kam im Mai nach einer Abwesenheit von 35 Tagen nach *Khartum* zurück. Sie hatte das Land der *Schellukhs* erreicht, ohne irgend einen Widerstand angetroffen zu haben. Jetzt wollte sie nur Lebensmittel auf ein volles Jahr einnehmen und sobald der Strom zu wachsen beginnen würde, von neuem ihre Reise antreten *).

In physikalisch-geographischer Hinsicht war ein Aufsatz über den *Nil*, so wie über die *jetzige* und *vormalige Boden-*

*) Ebendas., S. 409.

höhe Aegyptens, merkwürdig, welchen Hr. *Wilkinson* — derselbe, von dessen Werke über Aegypten wir im vorletzten Jahrgange S. 198 u. ff. Bruchstücke ausgezogen haben — in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft, am 24. Juni 1839, vorlas. Nach vorausgeschickter Bemerkung, dass das Delta seit der Gründung der geschichtlich bekannten Städte an der Küste nicht weiter ins Meer vorgerückt sei, da jene Städte sonst nach Verlauf von so vielen Jahrhunderten jetzt weiter landeinwärts liegen müssten, und dass der »Aegyptos« Homers, von welchem, wie dieser sagt, die Insel Pharos nur eine Tagsegelfahrt entfernt liege, nicht das Land Aegypten, sondern den Fluss Nil bedeute, machte der Verfasser einige Betrachtungen über die durch die jährlichen Regengüsse in Abyssinien verursachte Anschwellung des Nils, und zeigte, dass in dem Masse, wie das Flussbett nach Süden immer höher ansteigt, auch das Land im Nil-

thale sich stufenweise erhebt, und dass diese Erhebung des Landes in senkrechter Richtung (welche in Unter-Aegypten viel geringer ist als in Ober-Aegypten) das Wasser des angeschwollenen und überfluthenden Stromes jetzt viel weiter als in frühern Zeiten nach Osten und Westen sich auszubreiten nöthigt. . . . . Den Beweis dafür liefern die alten Denkmähler und Gebäude, welche zur Zeit ihrer Errichtung doch gewiss *über* dem Spiegel des angeschwollenen Flusses standen, jetzt aber mehre Fuss *unter* dem abgesetzten Erdreich begraben liegen . . . . Aus verschiedenen Beispielen, die in dieser Hinsicht angeführt werden, berechnet der Verfasser, dass das Land durch die Ablagerungen des Nils seit 1700 Jahren bei *Elephantine* um 9 Fuss, bei *Theben* um 7, und bei *Heliopolis* um 5 Fuss 10 Zoll, und so allmählich, obschon wegen der Erweiterung des Delta im abnehmenden Verhältniss, weiter gegen das Meer zu, höher

geworden sei. . . . . Auch wird gezeigt, dass die gewöhnliche Vorstellung von dem Ueberhandnehmen des Sandes sehr übertrieben sei. Der Sand dringt von der Libyschen Seite her allerdings an solchen Stellen, wo sich Thäler aus der Wüste öffnen, nach Aegypten vor; aber diess beträgt nur wenig im Verhältniss zur ganzen Oberfläche des Landes, und wenn man die Ausdehnung des vom Strome aufgeschwemmten Bodens mit den von Sande bedeckten Landstrichen vergleicht, so ergiebt sich, dass die wohlthätigen Wirkungen des Erstern bei weitem die Nachtheile des Letztern überwiegen, und dass gegenwärtig eine grössere Masse anbaufähigen Bodens vorhanden ist als in irgend einem frühern Zeitraume. Die Profil-Durchschnitte der Wüste bis zum Rothen Meere zeigen eine allmähliche Erhebung des Bodens vom Nilthale in östlicher Richtung bis zum Gipfel einer Hochebene, von welcher alle nach Westen ablaufenden Ge-

wässer in den Nil, die am östlichen Abhange aber ins Rothe Meer gehen . . . Nach der Libyschen Seite erhebt sich der Boden in ähnlicher Weise bis zum Kamme der Kalkstein-Reihe, die das weite Tafelland dieses Theils von Afrika bildet. Die *Oasen* sind nur Einsenkungen von verschiedener Tiefe in dieser bergansteigenden Ebene. Die s. g. *Kleine Oase* liegt viel höher als die *Grosse*. . . Wilkinson's Aufsatz war durch seinen Grundriss von Theben, seine neu entworfene Karte von Aegypten in grossem Masstabe und verschiedene Profil-Durchschnitte in der Richtung der Breitenkreise 27°, 28°, 28° 26′ und 29°, erläutert *).

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 25. Febr. 1839 erstattete Hr. *Holroyd*, der kürzlich aus *Aegypten* zurückgekommen war, mündlich Bericht über eine Reise, die er nach

*) *Ebendas.*

Sennaar und *Kordofan* gemacht hatte. Er verliess am 5. Dezbr. 1836 *Wadi Halfah*, etwa unter 22° Br., setzte über den Nil und drang am westlichen Ufer desselben in südlicher Richtung vor, bis er, obwohl erst am 22. dess. M., da er langsam reiste, um die alten Denkmähler genau untersuchen zu können, *Neu-Dongolah* erreichte. Hier schiffte er sich ein und fuhr über *Alt-Dongolah* bis *Ambukol* unter 18° Br., wo er wieder ans Land stieg und durch die Wüste *Bayudeh* oder *Bahyudah* (um die grosse Krümmung zu vermeiden, die der Strom hier macht) in südsüdöstlicher Richtung 130 (engl.) Meilen weit den geraden Weg nach *Khartum* einschlug. Nach einem Aufenthalte von zehn Tagen schiffte sich Hr. *Holroyd* abermals ein und fuhr den *Blauen Nil* hinauf bis *Sennaar*, wo er vierzehn Tage zubrachte. Von hier ging er nach *Wad Medinah* zurück und durchschnitt auf eine Länge von 90 Meilen die Wüste in westlicher Richtung bis zum *Weissen Nil*

bei *Mongarah*, von wo er südwestlich neuerdings durch die Wüste seinen Weg nahm und nach einer Reise von neun Tagen *El Obeïd*, die Hauptstadt von Kordofan, am 30. März 1837 erreichte. Unser Engländer verweilte sechszehn Tage in dieser Stadt und begab sich dann auf einem andern Wege wieder nach *Mongarah* am Weissen Nil, auf welchem Flusse er jetzt bis *Khartum* abwärts fuhr. Von hier wurde die Reise nach *Shendi*, um die Tempel von *Mesaurat* zu besichtigen, und dann bis *Berber* unter 18° Br., fortgesetzt, auch auf diesem Wege die Pyramiden von *Baï* und *Dschelasafrah* in Augenschein genommen, welchen Linant den Namen *Gabina* beigelegt hat. Der Reisende ging hierauf durch die Wüste bis *Dschebel Bankel*, unter dem vierten Katarakt, und traf am 16. Aug. 1837 nach einer Abwesenheit von mehr als acht Monaten, wieder in *Wadi Halfah* ein. — Die Stadt *Neu-Dongolah* ist in den letzten zwölf Jahren ein Ort von Wichtig-

keit geworden. Sie enthält 6000 Einwohner, mit Inbegriff von 800 Mann Militär und etwa 100 Kopten. Der Bazar ist wohl versehen; auch sind hier Bäder, ein Kaffehhaus und eine Indigo-Fabrik. *Alt-Dongolah* liegt in Trümmern und zählt nicht über 300 Einwohner. Der Flugsand hat hier so überhand genommen, dass er ganze Häuser bedeckt, auch ist nirgends um die Stadt anbaufähiges Land. *Khartum* liegt am westlichen Ufer des Blauen Nils, etwa 1½ Meile südlich von dessen Vereinigung mit dem Weissen Nil, und ist der Sitz des Gouverneurs von Sudan. Es war ein kleines Dorf, als Mehemed Ali das Königreich sich unterwarf; gegenwärtig hat es sich, auf Kosten von *Shendi* und *Sennaar*, beträchtlich gehoben und ist ein wichtiger Handelsplatz, besonders für die Sklavenhändler aus *Abyssinien*, *Sennaar* und *Kordofan*. Es hat etwa 15000 Einwohner, mit Inbegriff von 1600 Soldaten und deren Familien. Einige Theile

der Stadt sind von sonnengetrockneten Ziegeln gebaut und manche Häuser haben eine nicht unbedeutende Grösse; doch sind die Märkte schlecht versehen. Das Land umher ist flach, ohne Bäume, aber aus einem fruchtbaren aufgeschwemmten Boden bestehend. *Sennaar* liegt westlich am Blauen Nil, dessen Ufer hier beinahe 40 Fuss höher sind als der niedrigste Wasserstand. Der Fluss steigt zur Zeit der Schwellung nicht über 20 Fuss. Auf dem hiesigen Bazar findet man täglich die Erzeugnisse verschiedener Gewerbe des Landes: Strohgeflechte von mancherlei Mustern, feine Silberarbeiten, Waffen, Lanzen, Messer etc. von ziemlicher Güte. Sechs Meilen südwestlich von der Stadt liegt der *Dschebel Moël*, ein Berg, der etwa 800 Fuss über das durchaus flache und fast ganz von Bäumen entblösste Land emporsteigt. Die Einwohner von Sennaar sind von dunkelbrauner Farbe, die Weiber etwas lichter als die Männer,

beide Geschlechter übrigens hübsch und mit schönen Zähnen versehen. *Mongarak* ist eine Schiffbau-Station des Pascha, am östlichen Ufer des Weissen Nil, etwa 80 Meilen südlich von Khartum; in der Nähe gibt es einen Ueberfluss an Waldungen; besseres Bauholz aber kommt aus *Aleïs* oder aus dem Lande der *Schellukhs*. Etwa 30 Boote werden jährlich hier gebaut. 20 Paar Säger waren beschäftigt und 5 oder 6 Boote lagen auf dem Stapel. *El Obeïd*, die Hauptstadt von Kordofan, liegt in einer Ebene und besteht aus zerstreuten Häusern mit 40000 Einwohnern. Die Häuser sind meist aus Stroh gebaut nnd sehen wie die Kornschober in England aus; nur die Wohnung des Gouverneurs, des Militär-Befehlshabers uud die Häuser einiger Europäer in Diensten des Pascha bestehen aus sonnengetrockneten Ziegeln. Hier ist eine Moschee, ein Militär-Krankenhaus, ein Wasserbehälter, und ein Pulver-Magazin. Die in Kordofan

liegenden Truppen wurden damals noch jährlich zu Negerjagden in dem südlichen Gebirgslande *Dschebel Nubah* verwendet. Als ich in *El Obeïd* ankam, erzählte der Reisende, waren die Truppen so eben mit der Ausbeute von einer solchen Sklaven-Expedition zurückgekommen. Die hübschern Frauenspersonen wurden in die Harems der Türken und Araber verkauft und die Männer von gutem Wuchse zu Soldaten gemacht, während die Gebrechlichen beiderlei Geschlechts, die schwangern Frauen und die jüngern Kinder unter die Truppen statt der Bezahlung, für die Hälfte ihrer Sold-Rückstände, vertheilt wurden. Ich war Augenzeuge einer solchen Vertheilung. Man kann sich nichts Herzzerreissenderes denken; denn obgleich die Neger schon seit zwei bis drei Monaten ihrer Freiheit beraubt und bereits an die Sklaverei gewöhnt waren, so fühlten sie doch schmerzlich die Trennung von den Ihrigen. Bei dem hohen Betrage der Sold-

rückstände, der sich auf mehre Monate belief, waren die Soldaten genöthigt, die Sklaven weit über den Werth anzunehmen und konnten sie anderntheils nicht zu diesem hohen Preise verkaufen. Ein Sklav z. B., der für 300 Piaster (30 fl. C. M.) angerechnet worden, war auf dem Bazar für wenig mehr als die Hälfte dieser Summe anzubringen, und viele wurden täglich auf den Bazar geschleppt und ausgeboten. Die Preise sind verschieden. Ein Kind von 4 oder 5 Jahren kostet 5 bis 6 fl., ein Erwachsener 40 bis 60 fl. Schöne Mädchen aus *Darfur* sind sehr gesucht und ein ganz fehlerfreies wird mit 150 bis 200 fl. bezahlt. Auch Abyssinierinnen sind begehrt und kosten 100 bis 200 fl. Für die Haushaltung sind die Sklaven aus Darfur wegen ihrer Treue und Anstelligkeit am meisten geschätzt. . . . . Die Einwohner von *Kordofan* gehören zu verschiedenen Stämmen; der zahlreichste heisst *Gundscharah*. Die Männer sind gut gewach-

sen, hager und schlank, mit hübschen Zügen und einer dunkelbraunen Haut. Das nur wenig krause Haar wird lang und in Zöpfe geflochten getragen. Die Frauenspersonen sind im Ganzen sehr schön und von etwas hellerer Farbe als die Männer; sie tragen das Haar ebenfalls lang und geflochten, aber übermässig mit Fett eingerieben. Ihre Kleidung besteht in einem Stück Baumwollenzeug um die Hüften, dessen Enden zuweilen über die Schulter geworfen werden, silbernen Zierrathen um den Hals, Armbändern, ungeheuern Ohrringen und eben so schweren Nasenringen, nebst silbernen Ringen um die Knöchel. Beide Geschlechter haben drei oder vier senkrechte Narben auf den Wangen, die Frauen auch häufig an andern Theilen des Körpers. Die Weiber tanzen gern und schlagen die Trommel dazu; die Männer spielen auf einer Art Rohrflöte; beide Geschlechter verstehen sich auch auf das Spiel des *Harabarbah*, einer Art

Leier von fünf Saiten. Hrn. Holroyds Vortrag wurde durch eine Karte in grossem Massstabe erläutert, welche aus neuen Beobachtungen *Linants* zusammengestellt war. Der Lauf des Nils erscheint auf derselben anders als auf allen bisherigen Karten von Aegypten *).

Ueber den Erfolg, welchen die Reise des aus Dongolah gebürtigen *Mohammed Kher* zur Erforschung des *Weissen Nils* gehabt hat (man sehe den vorigen Jahrgang, S. XCII **)), und ob überhaupt diese Reise wirklich angetreten worden, ist noch keine Kunde nach Europa gekommen.

Die Beschreibung der Reise, welche der königl. bair. Hofrath und Professor *v. Schubert* zu München in den Jahren 1836 und 1837 nach der *Türkei, Aegypten, Arabien* und *Palästina* gemacht hat,

*) *Ebendas.*, 1839, März, S. 134 u. f.

**) Durch Druckfehler steht LXCII.

ist bereits im Druck erschienen *). Die Reise ging von München über Salzburg nach *Wien*, von da auf der Donau nach dem Schwarzen Meere und durch den Bosporus nach *Konstantinopel*. Von hier begab sich der Verfasser zur See nach *Smyrna*, machte Ausflüge zu Lande nach Ephesus, Magnesia und Sardis, und kehrte wieder nach *Smyrna* zurück, wo er sich abermals einschiffte und sich über *Rhodus* nach *Alexandrien* und von dort auf dem Nil nach *Kairo* begab. Mit diesem Theile der Reise beschäftigt sich der erste Band des Werks. Der zweite beschreibt den Aufenthalt in *Kairo* und die Ausflüge in die Umgebungen dieser Hauptstadt Aegyptens, die Fortsetzung der Reise durch die *Wüste* und das *Peträische Arabien* nach *Palästina* und den Aufenthalt in *Jerusalem* bis zum

*) *Reise in das Morgenland*, in den Jahren 1836 und 1837, von etc. etc. 3 Bände; Erlangen 1838 und 1839.

Schluss der ersten Woche desselben. Der dritte, uns bei der Abfassung dieser Uebersicht noch nicht zu Gesicht gekommene Band, soll die Reise durch die übrigen merkwürdigsten Orte *Palästinas* und *Syriens*, den Aufenthalt in *Griechenland* und die Heimreise enthalten, auch mit einer kleinen Landkarte und einem Plane von Jerusalem ausgestattet seyn.

Die Reise der Franzosen *Combes* und *Tamisier* nach *Abyssinien*, deren wir im XVI. Jahrgange (1838), S. LXXIII, gedachten, ist seitdem zu Paris in 4 Bänden herausgegeben worden. Es heisst, dieses Werk sei »nicht ganz werthlos,« obgleich die Verfasser weder die nöthigen Vorkenntnisse noch die nöthige Beobachtungsgabe gehabt zu haben scheinen. Ueberhaupt sei ihr Aufenthalt in Abyssinien von zu kurzer Dauer gewesen, als dass sie sich hinlänglich über Land und Volk hätten unterrichten können*).

*) *Allgem. Zeitung*, 1839, Nr. 205. Beilage.

Auch ein teutscher Naturforscher, *Wilhelm Schimper*, ein Würtemberger, bereist gegenwärtig *Abyssinien* und zwar im Auftrage des Würtembergischen Naturhistorischen Vereins. Er war, nachdem er zwei volle Jahre dort zugebracht und unter Anderm im Sommer 1838 die hohen Schneegipfel des *Semen* (oder *Samen*)-Gebirges bestiegen hatte, in den letzten Tagen des Februars 1839 mit seinen botanischen Sammlungen glücklich in *Massauah* (*Massowa*) angekommen. Bei der Fortschaffung der Letztern gab es grosse Schwierigkeiten zu überwinden, da der zwischen dem Fürsten *Ubié* und einem seiner Vasallen, *Kassai*, zu Ende 1838 ausgebrochene Krieg, welcher sich bis in die Gegend von *Adoa* (*Adauah*) erstreckte, das Land höchst unsicher machte. Es gelang jedoch dem Muthe und der Geistesgegenwart des Reisenden, nach vielen Drangsalen, namentlich Erduldung langen Hungers, da die Dörfer meistentheils verlassen waren, mit den

Trägern seines Gepäcks *Massauah* zu erreichen. Von hier schickte er einen Theil seiner Sammlungen über Dschidda und Suez nach Aegypten, und mit dem Uebrigen war er, den letzten Nachrichten zufolge, Willens, selbst nach Europa heimzukehren, nachdem er zuvor noch den Küstenstrich am Rothen Meere südlich von Massauah, den die Völkerschaft der *Schoho's* inne hat, untersucht haben würde *).

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 22. April 1839 erstattete der vor einiger Zeit aus *Abyssinien* zurückgekommene Hr. *Thomson d'Abbadie* **) Bericht über seine Bereisung dieses Landes. Er und sein Bruder fuhren von *Dschidda* längs der arabischen Küste des Rothen Meeres bis *Ras Widan* unter 18° nördl. Br. und begaben sich von da queer über das Meer nach *Mas-*

*) *Ebendas.*, Nr. 232, Beilage.

**) S. unsern vorigen Jahrgang, S. XCIII.

Massauah, wo sie im Jäner 1838 landeten. Dieser von den Eingebornen *Baté* genannte Ort erhält seinen Wasservorrath aus *Harkiku*, welches die Eingebornen *Dokhono* und die Schohos *Mender* nennen. *Massauah* hat 5000 Einwohner. Nach einem Aufenthalte von zwei Monaten gingen die Reisenden nach *Halai* und *Ogor-Zabo*, wo sie einen Monat verweilen mussten, und hierauf nach *Adauah* (oder *Adwa*). Letzteres ist die vornehmste Stadt in *Tugraï* und liegt 5400 (engl.) Fuss über dem Meere, während *Halai* kaum weniger als 7000 Fuss hoch liegt. Hr. *d'Abbadie* setzte hierauf seinen Weg nach *Gondar*, der einst so schönen Hauptstadt Abyssiniens fort, und blieb hier zwei Monate. Diese Stadt liegt auf dem flachen Rücken eines Berges und hat eine Länge von 2 (engl.) Meilen bei ½ M. Breite. Die Zahl der Einwohner mag 25- bis 30000 seyn. Die mohammedanische Vorstadt am Fusse des Berges hat 500 Häuser. Im Juli liess der Rei-

sende seinen Bruder in Gondar zurück, welcher entschlossen war, nach *Enarea*, unter 8° Breite, vorzudringen. Diese Stadt soll am *Geib* (*Gibe*) liegen, einem Flusse, der den *Abhai* (Blauen Nil) an Grösse übertrifft. Ueber Enarea hinaus liegt *Kuffa*, von einem schwarzen Volke bewohnt, das jedoch nicht ganz zu den Negern gehört (»*black people not quite negroes*«). Die benachbarten Staaten *Waratta, Guma, Nono* u. a. sind von Galla-Stämmen bevölkert. Auf dem Rückwege nach der Küste über das *Semen*-Gebirge mass d'Abbadie einen der höchsten Gipfel und fand ihn 13000 Fuss hoch. Die Gebirgsspalte, durch welche der *Tagazzi* fliesst, ist 2000 Fuss tief. Das *Lamalammo*-Gebirge gehört zur Trapp-Formation *).

In der Sitzung derselben Gesellschaft vom 26. Nov. 1838 wurde ein kurzer Bericht über einen Besuch des brittischen

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Mai, S. 330.

Schiffs-Capitäns *Barrow* auf den *Sechellen* im J. 1837 vorgelesen. Von den 30 Inseln dieses Archipels sind nur 15 durch Grösse und Naturerzeugnisse von einiger Wichtigkeit. *Mahé*, die grösste, ist 16 (engl.) Meilen lang und beinahe 4 breit, und wird der Länge nach von einem Granit-Gebirge durchzogen, dessen höchster Punkt nicht über 400 Fuss Meereshöhe hat. Die Insel hat mehre Flüsse und viel gutes Stammholz für den Schiffbau und andern Gebrauch. Das Klima ist gesund; das Fahrenheitsche Thermometer steigt selten über 84° (23⅓° R.). Orkane sind unbekannt. Die Haupt-Regenzeit ist vom Oktober bis Jäner. Die Fluth erreicht 6 Fuss. An Pisang und Ananas ist Ueberfluss; auch Fische und Schildkröten giebt es in Menge, weniger Hornvieh und Schweine, noch weniger Küchengewächse. Im J. 1837 überstieg die Volksmenge nicht 5000 Köpfe, worunter sich 3800 Neger-Lehrlinge befanden. Das merkwürdigste

Erzeugniss dieser Inseln ist die doppelte Kokosnuss (von den Portugiesen *Coco de mac* genannt). Sie ist auf zwei Inseln der Sechellen-Gruppe einheimisch, wird aber auch auf den Maldiven, Laccadiven etc. gefunden *).

Unser Landsmann *Russegger*, von dessen Reise in den Ländern am obern Nil der vorige Jahrgang (S. LXXV u. ff.) Nachricht gab, hat sich nach seiner Rückkunft von Kairo über *Suez* nach dem *Peträischen Arabien* und von dort nach *Palästina* begeben, von wo er über *Griechenland* im Verlauf des J. 1839 nach Europa zurückgekehrt ist. Ein Schreiben aus Jerusalem vom 1. Dezbr. 1838, welches die Augsburger *Allgemeine Zeitung* (1839, Nr. 53, Beilage) und aus dieser *Berghaus* in seinen *Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde* (Nr. 168 und 169, S. 420 u. ff.) mittheilt, berichtet über die Halbinsel des *Sinai* und über

*) Ebendas., 1838, Dezbr. S. 828.

die Reise nach *Jerusalem.* Merkwürdig sind die darin mitgetheilten *Höhenmessungen,* und die trefflichen Beobachtungen über die geognostische Beschaffenheit der von ihm durchwanderten Länder, deren wir noch von keinem Reisenden so viele erhalten haben. Die schon im vorigen Jahrgange (S. CXXII u. f.) zur Sprache gekommene Einsenkung des Bodens in Palästina, namentlich des Todten Meeres, wurde durch die Messungen Russeggers nicht nur bestätigt, sondern es ergab sich sogar eine mehr als doppelt so tiefe Lage des Letztern unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres. Es heisst nämlich in jenem Berichte: »Das Quecksilber (des Barometers) stieg (beim Dorfe *Richa* im Jordan-Thale in der Nähe des alten Jericho) um 5½ Uhr Abends bei einer Temperatur der Luft von + 18° R. auf 786,1 Millimeter und am Morgen um 8 Uhr auf 786,8 MM., bei einer Luft-Temperatur von 14° R. Des Morgens ritt ich an

den *Jordan*, und am gewöhnlichen Badeplatze der Pilger daselbst stieg das Barometer auf 801,8 MM., bei einer Luft-Temperatur von 21,8 R. Von da begab ich mich zur Küste des *Todten Meeres*, und als ich daselbst das Barometer aufhing, konnte ich nicht mehr beobachten, *denn das Quecksilber stand dicht oben an der Röhre an*, die also für die grosse Tiefe, in der ich mich unter dem Meere befand, *zu kurz* war.« Der Verfasser berechnet daraus die Lage des *Badeplatzes* der Pilger am Jordan zu 1269 Par. Fuss, und die des *Todten Meeres*, etwa 50 Fuss unter dem eine Stunde oberhalb liegenden Badeplatze, zu 1319 Par. Fuss *unter* dem Mittelländischen Meere.

Aus *Arabien* und *Nubien* ist auch im Sommer 1839 der Naturforscher *Botta*, ein Sohn des Geschichtsschreibers von Italien, nach Paris zurückgekommen, nachdem er in jenen Ländern ansehnliche Sammlungen gemacht hatte. Sobald dieselben glücklich in Frankreich

eingetroffen seyn werden, will er wieder nach dem Morgenlande abreisen *).

Ein anderer französischer Gelehrter, der Orientalist *Fresnel*, welcher an einer Grammatik des himjaritischen Dialekts der arabischen Sprache arbeitet, ist, um ihm Gelegenheit zur Vollendung dieses Werks zu verschaffen, von der französischen Regierung zum Consular-Agenten in *Mokkha* ernannt worden. Seine Absicht scheint zu seyn, zuvörderst nach *Hidschr* in der Provinz Nedschd, 15 Tagreisen von Medina, zu gehen, wo sich alte himjaritische Monumente mit Inschriften und Sculpturen vorfinden **).

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 11. Febr. 1839 wurde ein vom Directorium der Brittisch-Ostindischen Compagnie mitgetheilter Aufsatz zur Erläuterung einer Karte der *Südküste Arabiens*, vom Ein-

*) *Augsburger Allgem. Zeit.*, 1839. Nr. 205, Beilage.

**) *Ebendas.*

gange des Rothen Meeres bis *Misenat*, unter 50° 43′ 25″ östl. (von Greenwich), vorgelesen. Die Aufnahme dieser Küste durch den brittisch-ostindischen Schiffs-Capitän *Haines*, fand in den Jahren 1834 bis 1836 Statt und erstreckte sich, bei der Strasse Bab el Mandeb beginnend, an 500 (engl.) Meilen weit nach Osten. Die merkwürdigsten Höhenpunkte auf dieser Strecke sind die Halbinsel-Vorgebirge *Dschebel-Hasan* und *Dschebel-Schamschan*, welche sich zu beiden Seiten der von ihnen eingeschlossenen *Bay von Aden*; jenes 1237, dieses 1776 engl. Fuss über das Meer erheben. Unmittelbar östlich vom letztgenannten Vorgebirge liegt *Aden* (bekanntlich seit 1838 in Besitz der Engländer), einst eine volkreiche und blühende Stadt, jetzt fast nur ein Trümmerhaufen, mit etwa 600 Einwohnern, auf einer Ebene von einer Geviertmeile, nach der Landseite von seltsam zugespitzten Hügeln umgeben, nach der Meeresseite aber offen, und hier nur

durch die befestigte Insel *Sirah* vertheidigt, welche die östliche Bucht und die Stadt beherrscht. In den letzten Jahren hat sich der Zwischenraum mit Sand angefüllt und die Insel hangt jetzt zur Ebbezeit mit der Landküste zusammen. Wenn die Werke der Insel in gutem Stande wären (wofür wohl jetzt die Engländer schon gesorgt haben), so könnten sie von einer Handvoll Menschen vertheidigt werden. Es sind mehre Moscheen in der Stadt, aber die einzige noch unterhaltene ist die im Süden gelegene mit der Grabstätte des *Scheikh Idrus*. Gegen Südwesten dehnt sich das *Wadi Kubbeh* (oder Gräberthal) zwischen den Bergen aus, die die Ebene umschliessen. Nach Nordwesten führt ein Weg durch einen Pass aufwärts bis zu einer Höhe von 226 Fuss und dann westlich hinab an die Küste der innern Bay und auf die sandige Erdenge, welche dieses felsige Vorgebirge mit dem Hauptlande verbindet. Hier wurde die Ent-

deckung gemacht, dass die bisher so genannte *Römische Strasse* eigentlich die von Soliman dem Prachtliebenden erbaute *Wasserleitung* ist, welche sich in einer durchschnittlich nordwestlichen Richtung acht Meilen weit aufwärts ins Innere des Landes erstreckt. Sie ist aus Steinen und rothen Ziegeln gebaut, 4 Fuss 6 Zoll breit und inwendig 19 Zoll bei 16 Zoll weit. Sie ruhte nicht auf Bogen, da die Beschaffenheit des Grundes diese nicht nothwendig machte. Jetzt sieht sie wie ein übermauerter Erdaufwurf aus und ist fünf Fuss hoch. Diese Wasserleitung ging bis zum Dorfe *Bir Amheït*, wo sich die Quelle befand, welche die in gewissen Entfernungen angebrachten Behälter versorgte. Der Brunnen ist 60 Fuss tief, und nahe dabei sieht man die Trümmer eines kleinen Forts. Zur Rechten der Wasserleitung, etwa 2½ Meile von Bir Amheït, sieht man das weisse Grab des *Scheikh Othman*. Ueber das nordöstliche Ende

der Einfahrt *Khor Maksa*, wo diese an einen grossen Sumpf stösst, ist eine Brücke gebaut. Man muss die Mühe und den Aufwand bewundern, mit welchen die Türken sich einen hinlänglichen Wasservorrath, eines der ersten Lebensbedürfnisse in diesem heissen und unfruchtbaren Landstriche, zu sichern gewusst haben. Denn ausser der erwähnten Wasserleitung findet man auch zahllose in den Kalkfelsen ausgehauene Cisternen, welche die Bergwasser aufnehmen und sie durch eine unten angebrachte Oeffnung an die tiefer gelegenen abfliessen lassen. Auch um die Stadt her liegen verschiedene grosse Teiche und in der Ebene an 300 Brunnen, worunter viele, aus dem Felsen gehauen, 60 bis 125 Fuss tief sind. Ein anderer schöner Wasserbehälter war eigens zum Gebrauch der Schiffe im Hafen bestimmt. Diese herrlichen öffentlichen Bauwerke sind der beste Beweis für den ehemaligen Wohlstand Adens.

Es sind auch wirklich kaum 250 Jahre verflossen, seit diese Stadt noch unter die vornehmsten Handelsplätze des Morgenlandes gehörte. Zu den Zeiten Constantins des Grossen war sie ein bedeutender Stapelplatz des römischen Reichs und durch ihre unbezwinglichen Festungswerke, ihren ausgebreiteten Handel und ihren trefflichen Hafen berühmt, in welchem Schiffe aus allen damals bekannten Gegenden des Erdbodens zu sehen waren. Aber welch ein beklagenswerthes Schauspiel bietet sie jetzt dar! Ihr Handel ist vernichtet, ihr Beherrscher ein blödsinniger Mensch, ihre Cisternen liegen in Ruinen, ihre Strassen und noch mehr ihre Häfen sind verödet; doch haben die Letztern ihre natürlichen Vorzüge, ihre Geräumigkeit und Sicherheit, behalten. Längs den unwegsamen Pfaden des *Dschebel Schamschan* sieht man die Reste alter Festungswerke und anderer Gebäude .... Die Halbinsel Aden hat viel Aehnliches mit dem Felsen von

Gibraltar und könnte leicht eben so unüberwindlich gemacht werden . . . Der Sultan des Gebietes *Abdali*, in welchem *Aden* liegt, ist ein träger, fast blödsinniger Mann, 50 Jahr alt, und residirt zu *Lahidsch*. Man kann sich gutes Wasser zu Aden verschaffen, aber Brennholz, Gemüse und Obst sind selten und theuer; im August und September sind Weintrauben und Granatäpfel zu haben; auch an Ochsen und Schafen und zuweilen an Geflügel, herrscht Ueberfluss. Von der gegenwärtigen Volksmenge, zu 600 Personen, sind 250 Juden, 50 Banianen und das Uebrige Araber. Die Ausfuhr besteht in etwas Kaffeh und Dschowari (?), die Einfuhr in Baumwollenzeugen, Eisen, Blei, Reiss und Datteln; zuweilen kommen auch Schafe und Hornvieh aus *Berbera*, *Bender Kasim* und *Zeylah*, wodurch die Araber Gelegenheit erhalten, ihren eigenen Viehstand zu verbessern. Das Einkommen mag jährlich 25000 fl. C. M. betragen. Zu den Vorzügen Adens, um

derentwillen den Engländern so viel an dem Besitze dieses Platzes gelegen ist, gehört, ausser dem trefflichen Hafen und den fast unbezwingbar zu machenden Festungswerken, die günstige geographische Lage, welche den Zutritt zu den reichen Provinzen *Yemen* und *Hadramaut* erleichtert, so dass die beschwerliche Reise nach Mokkha erspart wird *).

Auch *Syrien* und *Palästina* sind fortwährend Gegenstände theils wissenschaftlicher Forschungsreisen, theils frommer Pilgerfahrten. Von *Schuberts* Reise war bereits oben die Rede. Wir haben die Ergebnisse neuerer Untersuchungen in *Palästina* bereits in einem grössern Aufsatze des vorigen Jahrganges zusammengestellt, und in Beziehung auf *Syrien* finden die Leser auch in dem vorliegenden

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Febr., S. 104 u. f. umständlicher im *Journal of the R. Geogr. Soc. of London.* IX. Band, 1. Heft. S. 125 u. ff. mit einer Karte.

Jahrgange einen eignen Artikel. (S. unten S. 59 u. ff.) Von andern Reisebeschreibungen sind die von *George Stephens* *) und *Lord Lindsay* **) noch nicht zu unserer Kenntniss gekommen. Eine Uebersicht der Letztern, welche das Londoner *Quarterly Review*, Nr. CXXV, S. 166 u. ff. mittheilt, enthält folgende merkwürdige Stelle in Beziehung auf die in London bestehende *Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden*: »Aber ein noch wichtigeres Unternehmen hat durch den Eifer und die Frömmigkeit derjenigen, welche sich für das jüdische Volk interessiren, bereits begonnen. Sie haben beschlossen, zu *Jerusalem*, wo möglich auf dem Berge Zion selbst, eine *christlich-jüdische Kirche* zu

*) *Incidents of Travels in Egypt, Arabia Petraea and the Holy Land.* 2 Volls. London, 1838.

**) *Lettres on Egypt, Edom and the Holy Land.* 2 Volls. London, 1838.

errichten, wo unser (*anglikanischer*) Gottesdienst und die Gebete unserer Liturgie täglich in *hebräischer Sprache* gehalten werden sollen. Eine beträchtliche Summe Geldes ist zu diesem Behuf gesammelt worden. Die Missionäre sind bereits an Ort und Stelle, und es fehlt nichts weiter als den Grund und Boden anzukaufen, auf welchem das heilige Gebäude errichtet werden soll. Hr. *Nicolayson*, der von dem Bischof zu London die Ordination empfangen, ist mit der Vollziehung beauftragt, und ihm steht Hr. *Pieritz*, ein israelitischer Convertit, zur Seite. . . . Jeder, der über dieses Ereigniss ernstlich nachdenkt, muss es als eines der merkwürdigsten in neuerer Zeit betrachten. Es ist freilich bekannt, dass Griechen, Katholiken, Armenier und Mohammedaner seit Jahrhunderten eigene gottesdienstliche Gebäude zu Jerusalem haben, und der sich wenig um Religion bekümmernde Ibrahim Pascha hat neuerlich auch den Juden dieses

Vorrecht gewährt *). Aber die Lehre des Christenthums, wie sie in der *Kirche von England* verkörpert ist, hat noch keine Vertreter daselbst gefunden.«

Auch über einen Theil von *Klein-Asien* haben wir im Laufe des verflossenen Jahres neue Berichte von dem Engländer *Fellows* erhalten. Ehe noch das Tagebuch seiner Reise durch den Druck bekannt gemacht war**), gab er in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 8. April 1839 eine Uebersicht derselben. »Ich verliess Konstantinopel — erzählte er — am 17. März (1838) und ging zunächst südsüdöstlich gegen *Nicäa*, welches 46

*) Die Juden hatten aber schon *vor* der Eroberung Syriens durch die Aegypter eigene Synagogen in Jerusalem, wie anderwärts in der Türkei.

**) *A Journal written during an Excursion in Asia Minor.* 1838. By *Charles Fellows.* London, 1839.

(engl.) Meilen entfernt liegt. *Bithynien* hat ein auffallendes Ansehen. Die gewaltige Kette des *Olymp* giebt ihm Aehnlichkeit mit der Schweiz; die Thäler sind fruchtbar und mit üppigen Waldungen bedeckt. Ich kenne keine Landschaft, die, was Reichthum und Anmuth betrifft, schöner wäre als die Umgebung des Sees *Ascania*, an seiner südlichen Seite, wo die Stadt *Nicäa* liegt. Das unterscheidende Kennzeichen des Bodens von *Mysien* ist die scharfe Trennung der Hügel und Thäler. Kaum findet man die Ebenen der Letztern durch einen Felsblock oder eine wellenförmige Erhebung des Bodens unterbrochen. Ihre Wände bestehen aus steil abfallenden Bergketten und man kann daraus schliessen, dass sie ehemals Seen gewesen sind. Der Boden ist äusserst fruchtbar an Getraide, Baumwolle und Tabak.

Von Nicäa ging ich in südsüdöstlicher Richtung weiter und überstieg mehre Bergketten, deren jede höher als die

vorhergehende war; auch setzte ich über einen ansehnlichen Fluss und jenseits desselben über einen zweiten (den *Gallus* der Alten), welcher etwas unterhalb *Lefké* (*Leucae*) sich mit dem vorigen vereinigt und nordöstlich dem *Sangarius* zufliesst. Der Weg führte mich nun durch Wälder und abermaliges Gebirgsland nach *Wisir-Khan*. Hierauf wandte ich mich ostsüdöstlich durch eine Schlucht nach *Sohut*, und von da gerade nach Süden, immer bergauf und nur selten bergab gehend, weil jede Kette an zahlreiche Hochebenen angelehnt war. Ich erblickte jenseits einer unermesslichen sumpfigen Ebene die höchst sonderbaren Felshöhlen, welche sich über der Stadt *Invăni* befinden. Die Verzögerung des Frühlings liess mich auf die beträchtliche Meereshöhe schliessen, die ich hier erreicht hatte. Indessen waren jenseits der Stadt neue Berge zu erklimmen, und ich ging nun wieder 30 Meilen auf einer Hochfläche fort, die ein ganz eignes geolo-

gisches Ansehen hatte. Gruppen von kegel- oder spiralförmigen Felsen (? *of cones or spiral rocks*) erhoben sich 60 bis 100 Fuss, und stellenweise noch weit höher, von einer Schicht Chalcedon oder Agat. Die Kegel bestanden meistens aus einem Conglomerat von Bimsstein. Ueberhaupt scheinen mir alle Ebenen, die ich zwischen dem *Olymp* und dem *Taurus* gesehen, sowohl nach meinen eignen Beobachtungen als nach den Berichten anderer Reisenden ungeheure durch vulkanische Erhebung entstandene Plateaux zu seyn, die mit vulkanischem Tuf bedeckt sind, welche eine plötzliche und heftige Ueberschwemmung zusammengehäuft hat. Ein Hauptbestandtheil ist Bimsstein und eine unzählbare Menge von Agat- und Lava-Bruchstücken. Hierin besteht das unterscheidende Merkmahl *Phrygiens*, welches nach allen Seiten von Gebirgsketten umgeben ist, die in ihrer Gesammtheit ein verbranntes Ansehen haben. An Erzeugnissen des

Pflanzenreichs ist eben kein Ueberfluss; sie bestehen in Gerste und Weizen, am meisten aber in ausgedehnten Viehweiden. Am Taurus wird viel Mohn gebaut. Bei der hohen Lage des Bodens und dessen lockerer Beschaffenheit giebt es wenig Flüsse; auch sieht man selten einen Baum, und der allgemeine Anblick des Landes ist wild und öde.

Von *Kutayieh* ging ich 36 Meilen weit südwestlich bis zu den Ruinen von *Azoni*, welche an den Ufern, vielleicht auch nicht weit von der Quelle des *Rhyndacus* liegen, der hier nur ein kleiner Fluss ist. Ich machte einen andern Ausflug von etwa 39 Meilen, um nach den Karten *Toghanlu* aufzusuchen. Nahe dabei ist das Dorf *Duaslan*. Was Toghanlu betrifft, so sollen daselbst merkwürdige Inschriften auf einem Felsen seyn, welcher ein Grabmahl von sehr alter Bauart bildet. Diess ist aber nicht richtig. Dergleichen Inschriften befinden sich vielmehr in *Wasilikia*, einem Dorfe 20

Meilen weiter südöstlich, bei *Ghumbat*, und 8 Meilen von *Kosrew Khan*. Der Name bedeutet »Felsen-Geschriebenes.«

Nachdem ich abermals eine Hügelkette südlich von *Kutayieh* überstiegen hatte, folgte ich dem Laufe des *Thymbrius* und erreichte, nachdem ich eine Ebene von 50 Meilen Länge und 30 Meilen Breite durchschnitten, das Dorf *Alluntasch*. Von hier führt ein Weg von 36 Meilen durch eine fast ganz unangebaute Landschaft nach *Sitschanli*. Ein sanft absteigendes Thal bildet der Bezirk *Dunbatowasi* (Büffelthal) und erstreckt sich bis *Katschiburlu*, am See *Ascania*, 36 Meilen von *Balluk*.

Nach *Pisidien* gelangte ich über schön bewaldete Gebirge in östlicher Richtung. Diese Gegend gleicht der von Bithynien und bildet, an eine Alpenlandschaft erinnernd, einen reizenden Abstich gegen die Ebenen von Phrygien. *Ispartah* ist eine grosse und volkreiche Stadt mit 30- oder 40000 Einwohnern und liegt

am Abhange eines quellenreichen Hügels, an welchem wahrscheinlich der Fluss *Eurymedon* seinen Ursprung hat. Hinter der Stadt erstieg ich das Gebirge gegen Südosten. Hier sieht man ungeheure Berge von vulkanischer Asche, mit Piks von Kalkstein, welche den Kern für die weichern Massen bilden, die durch das vom Kalkstein kommende Wasser zusammengebacken sind. Ehe man südlich nach *Aghlasun* aufsteigt, kommt man zu den merkwürdigen Ruinen der ehemaligen Stadt *Sagálassus*. Im Thale entsteht ein Bach, den ich nicht ohne Grund für die Quelle des *Cestrus* halte.

Nach einem Wege von 24 Meilen in südöstlicher Richtung kam ich nach *Budschak*; einige Meilen von da entdeckte ich auf dem Kamme einer Bergkette eine schöne Stadt. Das Vorgebirge erhebt sich senkrecht vielleicht an 1000 Fuss auf drei Seiten eines Thales, dessen vornehmste Stadt *Dovre* zu seyn schien, welches einen Raum von wenigstens 7

Meilen im Umkreise einnimmt. Ich zählte hier mehr als 50 mit Säulen verzierte Gebäude. Auch sah ich einige Theater und eine mehre Meilen grosse Fläche mit Gräbern, die hier, wie in *Pamphylien*, von besonderer Bauart waren und eigenthümliche Verzierungen hatten. Wahrscheinlich war diese Stadt das alte *Selge* (oder *Selga*).

Obgleich wir schon im April waren, so hatte doch in dieser hohen Gegend der Frühling kaum begonnen. Man pflügte erst zur Saat. Dagegen sah ich einen Tag später schon Aehren mit Körnern, so gross ist der Unterschied des Klima, den die ungleiche Meereshöhe hervorbringt. Zur Rechten nahm ein schöner Fluss seinen schnellen Lauf durch ein felsiges tief eingeschnittenes Thal, welches wir kurz nach der Abreise von *Bir Margi* betraten. Die steile Strasse, ein Werk der alten Griechen, war 15 Meilen weit mit grossen unregelmässigen Steinen gepflastert und man sah stellenweise

noch die ehemaligen Fahrgeleise. Das Land in Süden war von ungemeiner Schönheit und glich, durch die Thalöffnung gesehen, einem Gemälde, dessen Rahmen die den Busen von *Antaliyah* einschliessenden Gebirge bildeten. Zur Rechten erhoben sich die gezackten Kalkstein-Piks bis zum Berge *Klimax*. Etwa 20 Meilen vor Antaliyah war der Fluss fast ganz verschwunden. Die flache Ebene bestand aus einem Conglomerat von Geschieben und überrindeten Pflanzenstoffen. Diese schwammartige Masse verschluckte fast alles Wasser, und man hatte zur Bewässerung der Felder und zur Versorgung der Mühlen künstliche Kanäle graben müssen. Hat man aber das Meer erreicht, so sieht man das unterirdisch einmündende Süsswasser der Flüsse deutlich längs der Küste auf eine Strecke weit hinströmen. Nur der *Cestrus* macht eine Ausnahme, indem er durch ein fruchtbares Thal in einem tiefen Bett von Erde, an den höchst

merkwürdigen Ruinen von *Pergae* vorüber fliesst. Die meisten dieser Ebenen sind unfruchtbar und bieten nur Strauchwerk für die Kameele dar. Ueber den Boden erheben sich verschiedene einzelne Kalkstein-Berge; auf einigen derselben sind griechische Städte erbaut gewesen, von denen ich drei, wahrscheinlich *Isionda*, *Pedinelessus* und *Syllеum*, besucht habe. In der zweiten bemerkte ich nichts von Ruinen aus der frühesten griechischen Zeit; vielleicht rühren die vorhandenen aus der Zeit der römischen Herrschaft her. Sie waren vollkommen erhalten, und man sah noch die Malereien auf den Masken und Verzierungen, und auf den Wänden des Prosceniums am Theater.

Da der Boden hier sehr angebaut, stark bewaldet und mit Feigenbäumen, Weinstöcken, Gesträuch etc. bedeckt ist, so wurde mir das Durchforschen dieser Gegend sehr erschwert. *Sidé* ist vollständig von Cap. *Beaufort* beschrieben

worden, und scheint, mit vielen Städten im Innern verglichen, am meisten in Verfall gerathen zu seyn. Es thut mir leid, dass der sehr kenntnissreiche Verfasser von »Karamania« nicht Gelegenheit gehabt hat, wenigstens einige Meilen sich im Innern des Landes umzusehen; wahrscheinlich würde dann sein Urtheil über die Fruchtbarkeit desselben weniger von dem meinigen abweichen. Ein See ist auf allen Karten zwischen den Flüssen *Eurymedon* und *Cestrus* verzeichnet, aber ich suchte ihn vergebens. In *Phinika* fand ich die, wie es scheint, hier einheimische Dattelpalme; ich habe sie in Sicilien und anderwärts schöner gesehen, aber dann war sie auch kultivirt.

Die gesammte Küste von *Lycien* ist so gut beschrieben, dass ich meine Bemerkungen auf das Innere des Landes beschränken werde, welches sehr gebirgig, aber nicht unfruchtbar ist. Die Berge sind stark bewaldet und tragen

viel schönes Stammholz. Die Landschaften sind höchst malerisch und auf dem Anscheine nach unzugänglichen Felsen sieht man Gräber ausgehauen, welche Tempel in verschiedenem Baustyle darstellen, so wie massive Sarkophage, von einer, wie es scheint, Lycien eigenthümlichen Form. Hier ist das Land nicht dünn bevölkert, auch ist kein Mangel an Gastfreundschaft. Die Einwohner leben unter Zelten. Das Thal des *Xanthus* würde Künstler, Alterthums- und Naturforscher gewiss sehr znm Besuch anlocken, wenn seine Merkwürdigkeiten bekannter wären. Die Stadt *Patara*, am Ausgange des Thales, ist in dem trefflichen Werke der »Dilettanten-Gesellschaft« sehr gut beschrieben worden. Etwa neun Meilen aufwärts im Thale liegt auf einem steilen Felsen über dem Flusse die zwar kleine, aber ausgesucht schöne Stadt *Xanthus*, schön nicht bloss in Hinsicht der Lage, sondern auch der Ueberreste von Kunstwerken.

Ich überschritt den Fluss unterhalb der Stadt und ging weitere 15 Meilen bergaufwärts bis *Demelkir;* dann stieg ich wieder zum Flusse hinab, setzte abermals über denselben und kam, nachdem ich wieder 3 Meilen bergauf gegangen, nach der in neuerer Zeit erbauten Stadt *Duwak.* Wir fanden hier die Reste einer grossen Stadt, die sich den Inschriften zufolge als das alte *Tlos* auswies. Gerade westlich über eine Hügelreihe, einen Ast des Kragus-Gebirges, kamen wir nach *Makry,* dem alten *Telmessus,* hierauf durch eine Gegend voll waldiger Landschaften, und einen beträchtlichen Fluss übersetzend, nach *Doloman,* einem Dorfe, das bloss aus dem Hause des Gouverneurs besteht. Oestlich 25 Meilen davon liegt *Kugaz,* entweder ein grosser See oder eine Meeresbucht (wahrscheinlich ein Haff), für grosse Schiffe zugänglich und auf allen bisherigen Karten sehr falsch dargestellt. Die Stadt *Hulah* enthält 8- bis 10000 Einwohner.

Mughlah, mit 15000 Seelen, liegt 12 Meilen weiter aufwärts im Gebirge. Etwa 32 Meilen gerade nach Westen, jenseits eines sanft gewellten Landstriches und vielleicht 4000 Fuss über dem Meere, stand das alte *Stratonikeia*. Uns gegen Nordwesten wendend besuchten wir *Melassa*, hierauf *Labranda*, und umkreisten dann, wieder hinabgekommen, einen schönen kleinen See, der sich durch einen Abfluss von kurzem Laufe in den Mäander ergiesst. Hier liegen die weitläuftigen Ruinen von *Miletus*. Indem wir ferner das Thal bis zur alten Stadt *Priene* oder zu dem heutigen Dorfe *Sansun* hinaufgegangen waren, überstiegen wir die steile Bergkette, welche plötzlich mit dem Vorgebirge *Trogilium* endigt, in geognostischer Hinsicht aber zur Insel *Samos* fortsetzt. Wir gingen nun zur Küste hinab und wandten uns, die in neuerer Zeit so blühend gewordene Stadt *Scala nova* seitwärts lassend, nach *Ephesus* und von hier über das Gebirge nach

Tralles. Dem Mäander bis zu seiner Vereinigung mit dem *Lycus* folgend, besuchte ich *Laodicea, Hierapolis,* und ging über *Philadelphia* und *Sardis* nach *Smyrna*.

Es ist schwer zu begreifen, warum diese ganze von mir durchreiste Länderstrecke so wenig besucht worden ist. Ich muss zur Ehre der Einwohner gestehen, dass mir auf dieser Reise von Leuten aller Stände, vom Pascha bis zum Gebirgsbauer, die grösste Gastfreundschaft bewiesen wurde. Man lieferte mir nicht nur die nöthigen Nahrungsmittel unentgeldlich, sondern erzeigte mir auch andere Aufmerksamkeiten in einem Grade, der mir zuweilen lästig wurde. Und doch war ich ein Fremder, den ihre Religion aufzunehmen verbietet. Auch trug ich überall europäische Kleidung von den gemeinsten Stoffen, die sehr stark gegen die prächtige türkische Tracht abstach *).

*) *Lit. Gaz.* 1839, April, S. 234 u. f.

Ein sehr wichtiges Werk über *Persien* ist die im J. 1838 zu London erschienene Beschreibung von *Frasers* Reise nach diesem in neuester Zeit in politischer Hinsicht besonders wichtig gewordenen Reiche des mittlern Asiens *). Der Verfasser, schon durch eine frühere Reise dahin als trefflicher und kenntnissreicher Beobachter ausgezeichnet, verliess London im Dezember 1833 und ging über Frankreich, Belgien, Südteutschland, Wien, Semlin und den Balkan nach *Konstantinopel*, und von da durch Klein-Asien und Armenien nach *Tehran*, der Hauptstadt Persiens. Er fand hier den Schah *Feth Ali*, den Grossvater des jetzigen Herrschers, noch auf dem Throne. Ueber den Zustand des Landes äussert er sich im Allgemeinen folgendermassen:

*) *A Winters Journey* (*Tâtar*) *from Constantinople to Tehran; with Travels through various parts of Persia* etc. By *James Baillie Fraser* Esq. 2 Volls. London, 1838.

»Alles was ich gesehen oder gehört habe, überzeugt mich, dass der Zustand des Landes, trotz des langen verhältnissmässigen Friedens, den Persien während der Regierung Feth Ali Schah's genossen, sich dennoch seit der Zeit meines letzten Besuchs in vieler Hinsicht verschlimmert hat. Der Ursachen mögen ohne Zweifel viele seyn, aber die vorzüglichste findet man gewiss in dem von diesem Monarchen befolgten fehlerhaften System, die verschiedenen Glieder seiner zahlreichen Familie, seine Söhne, Schwiegersöhne und Enkel, als Statthalter in den Provinzen und Bezirken des Reiches anzustellen. Selbst in dem Falle, wenn dieses System auf die vornehmsten Provinzen beschränkt gewesen wäre, hätte es den schädlichsten Einfluss auf die Hilfsquellen des Reiches haben müssen, indem eine Menge Provinzial-Hofhaltungen entstanden, viel kostspieliger als die gewöhnlichen Regierungen, da jeder Prinz seine Brüder an Glanz

und Pracht, in Bezug auf Hofbedienten, Militär-Offiziere, Truppen etc. zu übertreffen oder doch ihnen gleich zu kommen suchte. Wenn aber diese Art und Weise für die königliche Nachkommenschaft zu sorgen, in grösserm Massstabe angewandt wurde; wenn jeder Bezirk einer Provinz, jede Hauptstadt, ja sogar jedes ansehnliche Dorf einem oder dem andern dieser königlichen Sprösslinge zugetheilt wurde, so kann man sich eine Vorstellung von der verderblichen Wirkung machen, die ein solches Verfahren auf das Land hervorbringen musste. Nicht genug! Jeder von diesen Prinzen musste, nach dem Beispiel des Vaters oder Grossvaters, seinen eignen grossen Harem mit Weibern aller Art haben. Die Kosten solcher Harems zu schätzen ist eben so wenig möglich als den Umfang des Schadens zu berechnen, den sie anstiften. Nicht allein werden die gewöhnlichen Einkünfte des Landes mit der Unterhaltung dieser Einrichtungen

verschwendet, so dass kaum ein Toman in den königlichen Schatz fliesst, sondern auch die Unterthanen werden auf das äusserste gequält, um den Erpressungen ihrer Beherrscher und noch mehr den übertriebenen Forderungen der Beamten Genüge zu leisten. Auf diese Weise sieht man die Hilfsquellen des Landes fruchtlos erschöpft, den Ackerbau zerstört, den Handel gehemmt, die Strassen von Räubern belagert, die Sicherheit des Lebens und Eigenthums vernichtet, und die Sitten des Volks, welches sich nur durch Lug und Trug seinen Peinigern bisweilen zu entwinden vermag, fast für alle Zukunft verschlimmert, Alles nur zu dem Zweck, dass der Sinnlichkeit und Lasterhaftigkeit jener königlichen Drohnen, der sittlich verdorbensten und für das Reich schädlichsten Menschenklasse, die je ein Land oder ein Zeitalter hervorgebracht hat, gefröhnt werde. Die zunächst am meisten in die Augen springende Folge die-

ses Zustandes der Dinge ist eine tiefe und allgemeine Verabscheuung der Kadschar-Familie. Schon bei meiner letzten Reise in Persien konnte ich mich davon überzeugen, aber gegenwärtig erfüllt jene Empfindung die Herzen aller Einwohner, ausgenommen derjenigen, welche unmittelbar von der Familie des Schahs abhängig sind *).«

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 28. Jäner 1839 wurde folgender Aufsatz vorgelesen: »Bemerkungen über eine Reise von *Zohab*, am Fusse des *Zagros*, längs den Gebirgen von *Khuzistan* (Susiana) und von dort durch die Provinz *Luristan* nach *Kirmanschah*, im J. 1836, von *Major Rawlinson*, von der Bombay-Armee, jetzt in persischen Diensten. Dieser Offizier ging von *Zohab*, welches etwa 100 (engl.) Meilen nordöstlich von Bagdad liegt, in südöstlicher Richtung längs dem

*) *Lit. Gaz.*, 1838, Oktober, S. 676.

Fuße der *Zagros*-Gebirge, durch *Gilan, Zarnak*, die Ebene von *Chardawer, Sirwan, Seimarrah, Dizful*, die Ruinen von *Susa, Schuster*, nach *Mangascht*, am Flusse *Dscherahi*, in *Khuzistan*, wandte sich von da wieder nach *Dizful* und setzte seine Wanderung nordwärts über *Khoremabad* und *Bisitun* bis *Kirmanschah* fort. Auf dieser 600 Meilen langen Reise, die zum Theil durch bisher ganz unerforschte Landstriche ging, und von welcher wir hier nur das, was die erste Hälfte betrifft, ausheben wollen, besuchte Major Rawlinson die Ruinen verschiedener alten Städte, copirte zahlreiche Inschriften und stellte besonders sorgfältige Untersuchungen in Betreff von *Susiana* an, dessen Lage selbst auf den besten bisherigen Karten sehr abweichend angegeben ist. Das Paschalik *Zohab*, westlich am Fusse des Zagros, ist von beträchtlicher Ausdehnung, und reicht vom Flusse *Diyalah* in Nordwesten bis zum Flusse *Holwan* in Osten. Es bildete sonst eines

von den zehn dem Pascha von Bagdad untergeordneten Paschaliks, bis es vor etwa 30 Jahren durch *Mohammed Ali Mirza*, Statthalter von *Kirmanschah*, besetzt und dem persischen Reiche einverleibt wurde. Die Stadt, welche ehemals 1000 Häuser zählte, ist sehr verfallen und hat jetzt kaum noch 200 bewohnbare Gebäude. Unter den Einwohnern sind etwa 20 Juden-Familien, die Uebrigen *Kurden* von der Sunni-Sekte. Am nördlichen Ende des Bezirkes von Zohab liegt die kleine Ebene von *Semiram*, eine starke, natürliche Festung, durch eine hohe und steile Gebirgskette gebildet, welche sich halbkreisförmig vom Flusse *Diyalah* (hier *Abi-Schirwan* genannt) aus erstreckt und einen Flächenraum von 8 Meilen Länge und 4 Meilen Breite einschliesst. Den genannten Fluss kann man in diesem Theile seines Laufs nur einige Monate im Jahre überschreiten, und die Gebirgspässe können von einer Handvoll Leute gegen

jede hier mögliche Truppenzahl vertheidigt werden.' »Der Name *Semiram*,« sagt der Verf. — »musste mich nothwendig an die Königin *Semiramis* erinnern, welche, nach den Berichten der Alten, Persien durch so viele Pracht-Bauwerke verschönert hat. Ich forschte daher begierig nach alten Denkmählern, und ob ich gleich in der Ebene selbst nichts davon entdeckte, so erfuhr ich doch, dass jenseits des Flusses, etwa 12 Meilen weit, an der Strasse nach *Suleimaniyah*, Bildhauer-Arbeiten anzutreffen seien, welche die Aufmerksamkeit etwaniger künftiger Reisenden wohl verdienen dürften. Der Ort heisst *Paï Kalah*, d. h. der Fuss des Schlosses, oder *But Khanah*, der Götzentempel. Von den Bergen oberhalb Semiram ist die Ebene von *Schahrizur* mit ihren zahlreichen Dörfern sehr deutlich sichtbar, und bei sehr klarem Himmel erblickt man auch in nordwestlicher Richtung die 50 Meilen entfernte Stadt *Suleimaniyah*. Die westliche Be-

gränzung von Semiram wird durch eine Verlängerung der Gebirgskette, welche *Karatagh* heisst, und durch die der Fluss sich eine tiefe Durchfahrt ausgewaschen hat, gebildet. Südlich vom Flusse erhebt sich das Gebirge sehr steil und wahrscheinlich bis 5000 Fuss über die Ebene, und es erstreckt sich von hier eine Kette felsiger Gipfel an 50 Meilen weit südlich, bis sie sich in den Sandhügeln westlich von *Zohab* verliert. Diese Höhen bilden einzelne sehr starke Bergfestungen. Von *Scheikhan* bis *Zohab* sind 6 Farsakhs *). . . . Gilan ist von Major *Rennell* als die Stelle der alten Böotischen Niederlassung *Kelonae* bezeichnet und als solche ohne weitere Prüfung, auf allen folgenden Karten angenommen worden; aber ich halte diess für un-

*) Der *Farsakh* ist ein sehr ungleiches Wegmass; in diesem Theile von Persien kann er, dem Verfasser zufolge, zu 3¼ Meilen angenommen werden.

richtig; denn der Marsch Alexanders nach *Ekbatana*, auf den es hier ankommt, muss von *Susa* ausgehend angenommen werden, aber nicht von *Opis*, wie M. *Rennell* voraussetzte. Es ergiebt sich dann dass *Kelonae* viel zu nahe bei Susa lag, als dass es mit der Stelle von *Gilan* zusammenfallen könnte. Auch scheint die Strasse über das Zagros-Gebirge über Gilan nie allgemein gangbar gewesen zu seyn. Die Pässe zwischen *Gilan* und *Harunabad* sind sehr schwierig, und das zwischenliegende Land ist ziemlich unwirthbar, so dass *Alexander*, wenn er von *Opis* ausgegangen wäre, gewiss die Heerstrasse durch die Pforten von *Zagros* diesen beschwerlichen Pässen vorgezogen hätte. — In *Zarnak* findet man die Ruinen einer grossen Stadt. Man sieht die Spuren einer Citadelle; die Grundmauern von Gebäuden, die jetzt fast dem Erdboden gleich sind, bedecken einen Raum von vielleicht 5 Meilen im Umkreise. Die Reihe von

Thälern, welche sich längs der grossen Zagros-Kette bis an die Gränzen von *Susiana* erstrecken und durch eine Reihe paralleler Rücken von den Ebenen Assyriens getrennt werden, bilden eine der wenigst bekannten, zugleich aber auch merkwürdigsten Landstriche des Orients. Hier war der Ursitz der *Elamiten*, als sie von *Babylon* auswanderten, und von hier verbreiteten sie ihre Eroberungen über *Susiana* und die benachbarten Gegenden ostwärts, welche Landschaft den Namen *Elymais* erhielt. Die *Elymäer* werden bei Strabo an zahlreichen Stellen als längs dem Zagros-Gebirge, an den südlichen Gränzen von Medien, wohnend angeführt. Der älteste Name des Landes scheint der der Ebene von *Arioch* gewesen zu seyn, von wo der König der Elymäer dem Beherrscher Assyriens zu Niniveh zu Hilfe kam. Für seine Hauptstadt halte ich *Zarnah*, deren Ruinen ich so eben erwähnt habe; denn noch im XIII. Jahrhundert nach Christus Geburt führte

diese Stadt den Namen *Ariyuhan*. Auch vermuthe ich, dass dieselbe Stelle das *Hara* der (babylonischen) Gefangenschaft sei, welches gewiss hier herum gelegen haben muss. Eben so wenig leidet es einen Zweifel, dass sie einerlei ist mit dem *Aarian* des Benjamin von Tudela, welcher sagt, dass er hier 20000 Judenfamilien angetroffen habe *).

Derselbe Major *Rawlinson* meldet in einem Schreiben aus *Rudbar* in Persien, vom 5. Dez. 1838: »Im vorigen Monat habe ich eine recht merkwürdige Reise durch das *persische Kurdistan* gemacht und bei dieser Gelegenheit die sehr verwickelten und ziemlich verworrenen Angaben über das *Ekbatana* des Dejoces, *Gaza Phraata*, und alle damit verwandten Gegenstände der vergleichenden Geographie von *Media Atropatene* zu

*) *Lit. Gaz.* 1839, Febr., S. 72; vollständig aber im Journal of the R. G. S. IX. Band, 1. Heft, S. 26 u. ff.

berichtigen gesucht, welche Entdeckungen man hoffentlich eben so neu finden wird als meine frühern Bemühungen, den Unterschied zwischen *Sus* und *Susan* darzuthun. Auch der Rückzug des *Marcus Antonius* und die Feldzüge des *Heraclius* bilden einen wichtigen klassischen Gegenstand meiner neuesten Forschungen *).«

Der brittische Consul *Brant* zu *Erzerum* berichtete von dort unterm 14. Nov. 1838, dass er so eben von einer Reise in *Armenien* und *Kurdistan* zurückgekommen sei und den Berg *Supan* (*Supan-Dagh*), nördlich am See *Wan* bestiegen habe, welcher an 10000 (engl.) Fuss über dem Meere liegt. Von da ging er längs dem westlichen Ufer dieses Sees fort, besuchte *Bitlis* und *Sert*, wandte sich dann zurück an den Fuss des *Ararat* und verfolgte das Thal des *Murad Tschai* oder des östlichen Quellenflusses des

*) *Lit. Gaz.*, April, S. 233 u. f.

Euphrat, von seiner Quelle bei *Diyadin* bis *Kharpat*, in einer Ausdehnung von beiläufig 300 engl. Meilen. Die seit der Bezwingung der rebellischen Häuptlinge jetzt in *Kurdistan* herrschende Ruhe dürfte, nach Brants Versicherung, jedem Reisenden den Besuch dieses Landes gestatten. Der Bey von *Hekeriyèh* ist dem Pascha von Wan unterworfen, und man kann jetzt leicht bis *Dschulamerik*, im Innersten der fast unzugänglichen Gebirgsfestungen, gelangen *).

Von dem britischen Infanterie-Capitän *Richard Wilbraham* ist im J. 1839 zu London die Beschreibung einer Reise erschienen, welche er, von *Teheran* aus, durch die *Transkaukasischen russischen* Provinzen (Georgien etc.) und längs den südlichen Ufern der Seen *Wan* und *Urmiah* (Urmia) im Herbste und Winter 1837 gemacht hat **). Dieses Werk,

*) *Ebendas.*, Jäner, S. 41.

**) *Travels in the Trans-Caucasian Provinces of Russia, and along the Southern Shore of the*

sagt die *Literary Gazette*, geht sehr leicht über Dinge von der grössten Wichtigkeit hin und enthält mehr die Bemerkungen eines Weltmannes über die Aussenseite der Gesellschaft und die Oberfläche ihrer Zustände als die Untersuchungen eines Mannes, welcher sich die Erforschung ernster und wichtiger Gegenstände zum Augenmerk seiner Reise genommen hat.

Ein junger französischer Gelehrter, *Boré*, ein Schüler *Sacy's* und Mitglied des Conseils der Asiatischen Gesellschaft zu Paris, welcher im J. 1838 über Konstantinopel nach *Syrien* gegangen war, um die Bibliotheken der Klöster auf dem Libanon zu untersuchen, war im Sommer 1839 in dem armenischen Kloster *Etschmiazin* angekommen, und wollte sich von da nach *Persien* und *Mesopotamien* begeben *).

Lakes of Van and Urumiah, in the Autumn and Winter of 1837. By etc. London, 1838.

*) *Augsburger Allgem. Zeit.*, 1839. Beilage. Nr. 205.

Ueber dieselben Länder, welche der Gegenstand der Wanderungen der vorhin erwähnten Reisenden gewesen sind, belehrt uns zum Theil auch der brittisch-ostindische Capitain *Mignan*, in der vor Kurzem erschienenen Beschreibung seiner Reise durch *Russland*, den *Kaukasus*, *Georgien* etc. nach *Kurdistan* *). Wir heben das Wesentlichste über *Kurdistan* aus. Dieses Land, sagt der Verfasser, bietet eine unermessliche Mannichfaltigkeit von Bergen, Thälern und Ebenen von unerschöpflicher Fruchtbarkeit dar. Der höchste Gipfel des Zagros-Gebirges erhebt sich an 14000 (engl.) Fuss über den Meeresspiegel. Zwischen dem Araxes und dem Fusse dieses Gebirges unterstützen andere Gebirgsmassen ein

*) *A Winter Journey through Russia, the Caucasian Alps and Georgia; thence across Mount Zagros* etc. *into Koordistaun.* By Capt. *R. Mignan*, of the Bombay Army etc. 2 Volls. London, 1839.

Tafelland von mehr oder weniger Breite, welches stellenweise in weitausgedehnte Ebenen übergeht. Wo dergleichen Ebenen nicht vorkommen, da erreichen die Gebirge die grösste Höhe. Fast parallel mit diesen Bergketten fliessen der *Euphrat* und der *Tigris*. Die grosse *Karducische* (*Karduchische*) Kette wird bei der Stätte des alten Ninive vom Tigris durchschnitten, von wo beide Ströme die endlosen Ebenen von Mesopotamien (oder *ull Dschezirah*, die Insel, wie die Araber das Land nennen) einschliessen... Die Gebirge enthalten viele Erzeugnisse des Mineralreichs, welche noch unerforscht begraben liegen, weil dieses Gebiet sich in den Händen von Barbaren befindet, welche die Geschenke der Natur nicht kennen. Viele Berge enthalten unerschöpfliche Massen von Salz, besonders zwischen *Wan* und dem *Ararat*... Auch Salpeter, Schwefel, Arsenik und Alaun werden gefunden... An den Quellen und längs den Ufern der Flüsse sind

Kupfer, Gold und Silber anzutreffen, und die benachbarten Felsen enthalten den schönsten Marmor und Alabaster. Die Kämme der Gebirge bestehen in Norden aus Kalkstein, in Süden aus Granit. Vulkanische Gebirgsarten kommen bei Arumiah vor, und auch heisse Mineralquellen sind sehr häufig. Die Nebenketten enthalten Gyps, Steinkohlen, Eisen und Lager von weissem Kalkstein. Im Zagros-Gebirge erscheint auch eine sehr mürbe Felsart, mit einer blauen Einlagerung, welche Türkis zu seyn scheint. Auch an Thonerden von verschiedener Beschaffenheit und Farbe fehlt es nicht. Die Berge sind bis zu einer Höhe von 6000 Fuss mit Waldungen bedeckt, theilweise finden sich dergleichen noch weiter aufwärts, und wo sie vorherrschen, ist das Land überall von Menschen bewohnt. — In geographischer Hinsicht besteht Kurdistan aus dem *eigentlichen Kurdistan*, welches das Land zwischen 34° 30′ bis 39° Breite und 41° bis 45°

30′ Länge begreift und etwa 500000 Einwohner hat, *Ardelan*, 300000 E., *Adiabene*, 200000, zusammen 1 Million Einwohner. Von dieser Bevölkerung sind $\frac{2}{3}$ sunnitische *Kurden*, das Uebrige besteht aus *Chaldäischen Christen*, welche mit einem kurdischen Häuptling, *Mustapha Khan*, verbündet sind. Sie sind in vier Stämme eingetheilt und Nachkömmlinge jener Christen, die der Verfolgung des Kaisers Justinian entgangen waren. Sie stehen zunächst unter der geistlichen und weltlichen Herrschaft eines erblichen Priesters und bewohnen bis auf den heutigen Tag die abgelegnen Schluchten des Gebirges *Dschidda* (*Dschidda-Dagh*), der an Höhe dem Kaukasus wenig nachgeben wird. Vergleicht man jene Million Einwohner mit der grossen Ausdehnung des Landes, so ergiebt sich, dass es nur schwach und ein beträchtlicher Theil desselben gar nicht bevölkert ist. Die Unabhängigkeit, welche die Einwohner, trotz aller Bedrückungen und Grausam-

keiten sowohl von Seiten der Türken als der Perser, zu bewahren gewusst haben, machen sie und das Land für den Reisenden und denkenden Forscher höchst anziehend *).

In Beziehung auf das *Asiatische Russland* meldeten öffentliche Blätter bereits im Mai 1839, dass der französische Marschall *Marmont*, Herzog von Ragusa, Willens sei, Georgien, den Kaukasus, Astrachan, Orenburg, den Ural und vielleicht auch Tobolsk zu besuchen. Der Kaiser habe ihm alle Erleichterungen zugesichert; auch werde ihn wahrscheinlich Fürst *Gregor Gagarin* begleiten. Indessen verlautet bis jetzt noch nichts, ob der Marschall diese Reise bereits angetreten habe.

Weiter in Asien nach Osten hin fortschreitend, finden wir unter den neuesten Erscheinungen der englischen Literatur mehre Werke, welche *Ostindien*

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Febr., S. 114 u. f.

zum Gegenstande haben. Major *Bevan*, brittisch-ostindischer Infanterie-Offizier, hat die Ergebnisse mannichfaltiger Erfahrungen während eines dreissigjährigen Dienstes in zwei Bänden niedergelegt, welche vor Kurzem in London erschienen sind *). Merkwürdig ist, was der Verfasser in Bezug auf die Unbekanntschaft der Eingebornen Hindustans mit den Fortschritten der Künste und Gewerbe sagt. »Seit meiner Rückkehr nach Europa,« — heisst es — »habe ich mit grossem Vergnügen und Erstaunen die von Rossellini, Champollion, Wilkinson und Andern bekannt gemachten Abbildungen ägyptischer Denkmähler gesehen. Wäre ich unbekannt mit ihrem Ursprunge gewesen, so würde ich die Darstellungen *ägyptischer* Gewerbe aus dem Zeitalter

*) *Thirty Years in India; or, a Soldier's Reminiscences of Native and European Life in the Presidencies, from* 1808 *to* 1838. By etc. London, 1839. 2 Volls.

der *Pharaonen* für Abbildungen *hinduscher* Erzeugnisse und Beschäftigungen der *Gegenwart* gehalten haben. Der merkwürdigste Zug in der asiatischen Civilisation ist, wie schon oft gesagt worden, ihr stereotyper Charakter. Besonders scheint in den Künsten und Gewerben der Erfindungskraft frühzeitig eine Gränze gesetzt worden zu seyn, die das Kastensystem befestigt und unabänderlich gemacht hat. Einer meiner Freunde, der die geistige Bildung der Hindus mit grosser Aufmerksamkeit beobachtet hat, behauptete schon vor vielen Jahren, dass diese durch Unterricht in den Gewerben viel leichter und sicherer würde befördert werden, als durch schulmässige Erziehung. Ein verbesserter Pflug, sagte er, ist ein gar trefflicher Missionär und ein Kasten mit Zimmermanns- und Tischler-Werkzeugen so viel werth als ein Dutzend Schulmeister, denn der Werth der Erziehung, sowohl der geistlichen als der weltlichen, kann von rohen

Menschen nur nach dem Zusammenhange mit Verbesserungen ihres leiblichen Zustandes bemessen werden . . . Was ist die nächste Ursache von dem Mangel an Verbesserungen und Fortschritten in dem Zustande Indiens? Was anders als die Trägheit und der Mangel an Unternehmungsgeist bei dem Volke? Aber woher kommt diese Gleichgiltigkeit? Ist sie da vorhanden, wo man Aussicht auf sichere und unmittelbare Vortheile hat? Diese Frage dürfte kaum mit Ja beantwortet werden. Der gerügte Mangel an Unternehmungsgeist hat, wenigstens dem grössten Theile nach, seinen Grund in dem Mangel einer vollständigen und deutlichen Erkenntniss der Vortheile, welche sich ergeben würden, wenn man seine Kräfte auf andere als die bisher übliche Weise anwenden wollte. Und woher rührt wieder der Mangel an dieser Erkenntniss? Lange Gewohnheit, tief eingewurzelte Vorurtheile und Unwissenheit haben die Geisteskräfte des Volkes

so abgestumpft, dass es kaum noch fähig ist, die Grundwahrheiten der Naturwissenschaften einzusehen. Hiezu kommt der Mangel an Gelegenheit, sich über die einfachsten Handgriffe in Künsten und Gewerben durch eigne Anschauung zu belehren, und der Mangel an Verkehr mit aufgeklärten Fremden, welcher bis in neuere Zeiten Statt fand *).«

Aus dem wissenschaftlichen Nachlasse des verstorbenen brittisch-ostindischen Oberstlieutenants *James Tod* ist im Sommer 1839 die von ihm verfasste Beschreibung seiner in den Jahren 1829 bis 1832 gemachten Reisen in den *nordwestlichen Staaten Indiens* **) erschienen. Sie ist besonders reich an Nachrichten

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Mai, S. 291.

**) *Travels in Western India, comprising a Visit to the Sacred Mounts of the Jains and the most celebrated Shrines of Hindu Faith between Rajpootana and the Indus;* with an *Account of the Ancient City of Nehrwalla.* By etc. London, 1839.

über die Alterthümer und Literatur der Hindus.

Der französische Orientalist *Thévoulde*, ein Schüler Burnoufs, der sich besonders dem Studium des Sanskrit widmet, hat im J. 1837 eine Reise nach Ostindien unternommen, ebenfalls um die hindaschen Alterthümer zu erforschen. Nachdem er zwei Jahre in *Calcutta* zugebracht, hat er im J. 1839 seine Reise am *Ganges* hinauf fortgesetzt. Seine letzten Nachrichten waren von *Allahabad*. Er wollte bis *Lahore* und *Kaschmir* gehen *).

Von unserm Landsmanne Dr. *Helfer* in *Hinter-Indien* sind im Verlauf des Jahres 1839 neue Berichte über seine wissenschaftliche Thätigkeit als Naturforscher der Brittisch-Ostindischen Compagnie, eingegangen. Wie unser voriger Jahrgang (S. CXLVIII.) meldete, hatte er in Begleitung seiner Gattinn

*) *Allgem. Zeitung*, 1839, Nr. 205. Beilage.

im Dezember 1837 eine Reise nach *Tavoy* und *Mergui* angetreten. Er schreibt darüber: »Ich fuhr den Fluss *Attaran* hinauf in südöstlicher Richtung, bis zu den Stromschnellen, wo seine Schiffbarkeit aufhörte. Von hier ging ich zu Lande nach der grossen östlichen Gebirgskette und kam, nachdem ich zwölf Tage ein nie besuchtes Land durchwandert hatte, zum *Mixcli Tschaung* (?). Von hier machte ich einen Ausflug zu dem berühmten »Pass der drei Pagoden,« welcher nach *Siam* führt, und kehrte dann in der Richtung gegen *Yt* (*Yd*) zurück. Hier geriethen wir, da der einzige Führer, den ich mir verschaffen konnte, den Weg verlor, in grosse Verlegenheit. Sieben Tage irrten wir in der Wildniss herum, bis wir endlich, als schon alle unsere Vorräthe erschöpft und wir fast dem Verhungern nahe waren, wieder unter Menschen kamen. Immer in westlicher Richtung fortgehend erreichten wir nämlich *Ye*. Hier

verweilte ich und machte Abstecher in das Innere gegen Osten, wandte mich dann gegen *Tavoy*, untersuchte das Stromgebiet des *Huize* nebst den grössten unter den 18 andern kleinen Flüssen, welche in die Huize-Bay münden, und gelangte am 18. Jäner 1838 nach *Tavoy*. Mein erstes Geschäft war hier die Untersuchung der Umgebung dieser Stadt, worauf ich mich wieder nach Osten wandte und die dreifache Gebirgskette überschritt, welche die hohen Tafelländer gegen *Siam* von den Alluvial-Ebenen an der Meeresküste trennt. Nach einer Abwesenheit von 12 Tagen war ich genöthigt, durch denselben Pass wieder nach *Tavoy* zu gehen, durch welchen ich daselbst angekommen war. Von hier gedenke ich meine Forschungen gegen *Mergui* fortzusetzen.« Diesen Forschungen des Dr. Helfer zufolge sind die von ihm besuchten Länder des Innern sehr reich an Elephanten, Rhinozeroten und Bienen, welche Letztern eine Menge Wachs

liefern. Einige Gattungen bereiten auch eine Art von balsamischem Gummiharz *(? a kind of balsamic gum resin)*, andere bauen den Eingang zu ihrer Wohnung aus einer Substanz, die einen schönen Firniss liefert. An den Ufern des Attaran und seiner Nebenflüsse sind weitläuftige Wälder von Tek-Bäumen, die aber jetzt sehr verwahrlost werden; ausserdem ist noch viel hochstämmiges Holz vorhanden, auch giebt es eine Menge anderer Harz- und Gummigewächse, besonders viel s. g. Wald-Oelbäume, welche einen Firniss liefern, der bis jetzt nur zu Fackeln verwendet wird, aber einträglicher gemacht werden könnte. Es giebt 15 Gewächse, von welchen sich Kautschuk gewinnen lässt. Einige Gattungen von Mangrove-Bäumen, die in ganzen Wäldern die Meeresküste bedecken, enthalten einen zusammenziehenden Stoff, der zum Gärben brauchbar seyn würde. Unter den Färbepflanzen fand der Reisende zwei neue Gat-

tungen Indigo, die die Eingebornen kultiviren. Das Land von *Yi* bis *Tavoy* hat einen Ueberfluss an Eisenerzen; das beste kommt eine Stunde von Tavoy vor. Auch die Zinngegenden wurden besucht. Auf einem Raume von sechzig engl. Meilen Länge, von *Kali-Ang* bis *Tawi-Biak*, findet man überall Zinn in Menge östlich am Fusse der von Norden nach Süden streifenden Bergkette. Zwar hat Dr. Helfer noch keine Steinkohlen entdeckt, aber sowohl die Eisen- als die Zinnerze kommen an den Ufern von Flüssen vor, die mit Waldungen bewachsen sind, so dass es zur Unterhaltung von Schmelzhütten, die man anlegen wollte, nicht an Brennstoff fehlt. Der Verf. sagt, es sei nothwendig, dass die *brittische Regierung* dergleichen Werke auf eigene Kosten anlege; von den Birmanen sei nichts zu erwarten. Sie sind noch zu unbekannt mit europäischer Civilisation, um ihre Vortheile einzusehen. Auch fehlt es ihnen an Geldkräften, zu

grössern Unternehmungen. Die Verpflanzung von Chinesen an diese Küste würde von guten Folgen seyn. »Jemehr ich« — schliesst der Verf. — »das Land kennen lerne, desto mehr überzeuge ich mich, dass kein Theil von Ostindien sich so sehr zu einer brittischen Niederlassung eignet als diese Provinzen *).«

Ueber dieselben Provinzen *Tavoy* und *Mergui*, welche Dr. Helfer bereist, erfahren wir, so wie über das gesammte *Birmanische* Reich, die Halbinsel *Malacca*, und die Reiche *Siam* und *China*, viel Merkwürdiges in dem Reiseberichte, welchen der amerikanische Missionär *Howard Malcom*, aus Boston, herausgegeben hat **). Der Verf. ging am 23. Sept. 1835

*) *Lit. Gaz.*, 1838, Dezbr. S. 760; nach dem *Ceylon Chronicle*.

**) *Travels in South-Eastern Asia*, embracing *Hindustan*, *Malaya*, *Siam* and *China*; with Notices of numerous *Missionary Stations* and a full Account of the *Burman Empire*. By etc. 2 Vols. London, 1839.

unter Segel und landete am 21. Febr. 1836 in *Calcutta*. Von hier ging er nach *Amherst* und *Maulmain* in Birma, und darauf nach *Tavoy* und *Mergui*, wo er als Missionär beschäftigt war. In *Tavoy* ist eine Station mit einer Kapelle, wo sich jeden Sonntag eine sehr kleine Zahl Christen, darunter auch die Schulkinder mit ihren Lehrern versammeln. Auch wird jeden Abend Gottesdienst in dem Hause eines Missionärs gehalten. Noch geringer ist die Zahl der Christen in *Mergui;* nur in *Maulmain* zählt die eingeborne Kirche mehr als 100 Mitglieder. Alle diese Provinzen haben, seit sie unter brittischer Herrschaft stehen, sehr an Wohlstand zugenommen, besonders ist diess in *Tenasserim* zu bemerken. *Malcom* ging später nach *Rangun* und besuchte *Pegu, Prome* und *Ava*. Hier hat das Christenthum im Ganzen auch noch wenig Fortschritte gemacht. Ueber *Calcutta* und *Hindustan* überhaupt, wohin der Reisende von Birma zurückgegangen

war, enthält der zweite Band des Werkes viel bemerkenswerthe Einzelnheiten. Unter Andern wird gesagt, dass die Lehre des bekannten Brahminen *Ramohun Roy* keinen grossen Eingang bei den Hindus gefunden hat und dass seine Sekte fast ganz erloschen ist. Die Halbinsel *Malaya*, *Siam* und *China* waren die nächsten Gegenstände der Forschungen unsers Missionärs. Die Halbinsel Malaya (von den Eingebornen *Tanah Malayú*, das Land der Malayen genannt) ist das einzige grosse Land, welches ganz von dieser Menschenrasse bewohnt wird. Es besteht jetzt aus den Königreichen *Keda*, *Perak* und *Salengore* in Westen, *Dschohore* in Süden, *Pahang*, *Tringano*, *Kalantan*, *Patini* und *Ligore* in Osten. Im Innern giebt es mehre noch wenig bekannte kleine Staaten, z. B. *Rembo*, *Dschohole*, *Dschompole*, *Gomintschi*, etc. etc. etc. Die gesammte Bevölkerung ist sehr gering, manche von diesen Staaten zählen nicht über 2000 Einwohner. Die

ganze Halbinsel wird, mit Ausnahme von Rumbo und Dschohole, von *Siam* in Anspruch genommen, aber viele Stämme sind unabhängig, und bei andern besteht die Unterthänigkeit auch nur dem Namen nach. Zerstreut über die Halbinsel, ohne bestimmte Bezirke und Wohnplätze, sind verschiedene wilde Stämme, von welchen aber fast gar nichts bekannt ist. In den Gebirgen nördlich sind Negerstämme, augenscheinlich verschieden sowohl von den afrikanischen als von den Papuas auf Neu-Guinea, im Ganzen vielleicht 5000 Köpfe, Menschen von der rohesten Art, auf Bäumen und in Bergklüften hausend. Die Männer sind nicht über 4 Fuss 8 Zoll lang. Einige sprechen etwas Malayisch und wagen sich zuweilen unter die benachbarten Stämme, um Tabak etc. zu kaufen. — In keinem Theile des Morgenlandes ist, nach unserm Verfasser, die *Sklaverei* häufiger als unter den Malayen. Nicht genug, dass Fürsten ihre Unterthanen, Aeltern

ihre Kinder, Gläubiger ihre Schuldner verkaufen, sondern es wird auch ein thätiger Sklavenhandel zu Lande und zu Wasser unterhalten. Ein Haupt-Sammelplatz für diesen Zweck ist *Pulo Nias* an der westlichen Küste von Sumatra. Noch bemerkt unser Reisender: »Kein Ort ist im Ganzen für die Verbreitung christlicher Bücher in *China* so günstig gelegen als *Bankok;* aber es sollten wenigstens acht chinesische Missionäre in *Siam* angestellt seyn. . . . Die hier häufig eintreffenden chinesischen Dschunks würden Gelegenheit darbieten, jede mögliche Zahl von Büchern nach China zu versenden. . . . Man hat irrigerweise vorausgesetzt, dass von *Bankok* aus eine unmittelbare Verbindung zu Lande mit *China* eingeleitet werden könnte. Aber kein Theil von *Siam* ist weniger als 300 Meilen von der chinesischen Gränze entfernt. Das Land dazwischen wird von verschiedenen, abgesondert von einander lebenden Stämmen bewohnt und ist

von Gebirgen durchschnitten, die wahrscheinlich für Karawanen keine gangbaren Strassen darbieten. *Zemmai* ist der nächste Ort an Bankok, von wo die westliche Gränze von China erreicht werden kann, und diese Station muss, was Briefwechsel mit Amerika und Zufuhr von Kleidungsstücken etc. betrifft, nothwendig von *Maulmain* abhangen *).«

Eine Reise, welche der französische (katholische) Missionär *Callery* im Jahre 1838 auf einem englischen Opium-Schiffe von Macao aus nach der *Ostküste* von *China*, bis 30° nördl. Breite gemacht hat, beweist, wie früher die von *Gützlaff* und *Medhurst* gemachten Reisen **), dass das »himmlische Reich« an der dortigen Seite nichts weniger als unzugänglich ist. Das englische Schiff hatte überall

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Juni, S. 401 u. ff. und Juli, S. 423 u. ff.

**) S. die Jahrgänge 1837 (S. CLXIV u. ff.) und 1838 (S. CXVII u. ff.)

Verkehr mit den Küstenbewohnern und selbst mehre Mandarinen drückten ein Auge zu. An einigen Stellen war es den Reisenden sogar möglich, ans Land zu steigen, und verschiedene Ortschaften zu besuchen. Namentlich giebt Hr. *Callier* eine sehr vollständige Beschreibung von den zahlreichen berühmten Tempeln des *Fo* auf der Insel *Pu-to* (30° Breite und 120° 16′ östlich von Paris) *).

In *Australien* machen sowohl die Entdeckungen als die Ansiedelungsversuche gedeihliche Fortschritte. Dass es dabei ohne Missgriffe nicht abgeht, beweisen die Berichte über die neue Niederlassung *Adelaide* in der Provinz Süd-Australien, von welcher wir unten im Haupttheile dieses Jahrganges (S. 237.) eine Uebersicht gegeben haben. Drei Bewohner dieser neuen Colonie haben im Dez. 1837 einen Ausflug landeinwärts zum Flusse *Murray* und zum See *Alexandrina*

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1839, Mai, S. 137 u. ff.

gemacht und das Tagebuch dieser fünftägigen Entdeckungsreise durch die *South-Australian Gazette* veröffentlicht. Sie fanden das Land um den See ungemein fruchtbar und mit zahlreichen Kängurus von ungewöhnlicher Grösse bevölkert, sahen aber nirgends einen Eingebornen *). Von einem Hrn. *Earl*, der auf einer Fahrt von England nach Sydney im J. 1838 *Adelaide* berührte, wurde in der Sitzung der Londoner Geogr. Gesellschaft vom 14. Jäner 1839 ein Brief vorgelesen, welcher eine günstige Schilderung von den Fortschritten dieser Ansiedlung macht und besonders die Gelehrigkeit der dortigen *Eingebornen* rühmt. Diese haben in Folge der guten Behandlung von Seiten der Ansiedler ihre herumstreifende Lebensweise verlassen und sind Holzhauer und Wasser-

*) *Lit. Gaz.*, 1838, Juli, S. 412, wo das Tagebuch vollständig mitgetheilt ist.

träger geworden, für welche Dienste sie mit Brod und andern Bedürfnissen versehen werden. Der Verf. theilte ein Verzeichniss von Wörtern ihrer Sprache mit, welches gänzlich von den in andern bekannten Theilen des Landes vorkommenden Sprachen abweicht *).

»England, with all thy faults, I love thee still!« (England, mit allen deinen Mängeln, ich liebe dich noch!) So schliesst der Bericht einer Forschungsreise, welche der verstorbene Schiffsarzt *Leigh* in den Jahren 1836 bis 1838 nach Ostindien und Australien unternommen hatte **). Der Verf. bestätigt

*) *Ebendas.*, 1839, Jäner, S. 41.

**) *Reconnoitering Voyages and Travels*, with Adventures in the *New Colonies of South Australia*; a Particular Description of the *Town of Adelaide* and *Kangoroo Island* and an Account of the *Present State of Sydney* etc., including Visits to the *Nicobar and other Islands* etc. etc. By etc. London, 1839.

im Ganzen die bekannten ungünstigen Urtheile über die neuen Ansiedelungen und räth jedem Auswanderungslustigen, sich die Sache wohl zu überlegen. Auf der Känguru-Insel haben sich wirklich Ansiedler niedergelassen, denen es aber schlecht genug geht. Folgendes ist ein Beitrag zur Naturgeschichte Australiens: »Die hiesigen Flöhe sind zwei bis drei Mal grösser als die in England. Ich habe deren gesehen, die halb so gross wie ein Gerstenkorn waren. Sie scheinen im Sande zu leben; aber von was so viele Millionen sich nähren, ist schwer einzusehen, da von einer Million nicht Einer ein Thier findet, das er beissen könnte. Wo es Menschen giebt, da wimmeln diese natürlich davon, besonders wenn sie unreinlich sind *).«

Der vollständige Bericht über die Entdeckungsreisen im Innern von *Ost-Australien*, welche der Major *Mitchell* in

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Juni, S. 341.

den letzten Jahren unternommen hat, (s. d. Jahrg. 1838, S. CXXIV. und 1839, S. CL. unsers Taschenbuches) ist im J. 1838 zu London in 2 Bänden erschienen *). Wir haben einstweilen für den vorliegenden Jahrgang eine Abbildung daraus entlehnt. (S. unten).

Ueber die Forschungsreise der brittischen Lieutenants *Grey* und *Lushington*, auf welche die Leser unsers Taschenbuches ebenfalls durch die beiden letzten Jahrgänge (1838, S. CXXV. und 1839, S. CLII.) schon aufmerksam gemacht worden sind, wurde in der Sitzung der Londoner Geogr. Gesellschaft vom 12. Nov. 1838 ein kurzer Bericht erstattet. Beide Reisenden langten am 3. Dez. 1837 in der *Hannover-Bay* an, an der Mündung des Prinz-Regenten-

*) *Three Expeditions into the Interior of Eastern Australia*, with Descriptions of the recently explored Region of *Australia Felix*, and of the present Colony of *New South Wales*.

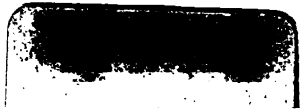
Flusses, unter 15° 20′ südl. Br. und 124° 40′ östl. L. von Greenwich. Hier stiegen sie aus und nahmen von dem Lande für die Königinn von Gross-Britannien feierlich Besitz. Der Schooner, auf dem sie angekommen waren, wurde mit Hrn. Lushington nach der Insel Timor geschickt, um dort Pferde zu holen. Während seiner Abwesenheit untersuchte Hr. *Grey* und seine Parthei das Land in der Nähe des Lagerplatzes, welches im Ganzen einförmig und unfruchtbar aussah, aus Sandstein-Hügeln von 300 Fuss Höhe bestehend, die mit Gesträuch und Stachelgras bewachsen waren; doch hatten die Thäler dazwischen einen fruchtbaren Boden und überall fand man frisches Wasser. Obschon man keine Verbindung mit den Eingebornen anknüpfte, so wurden doch ihre Hütten besucht, welche kegelförmig aus einem Holzgestell von 4 Fuss Höhe und 10 Fuss Durchmesser bestanden und im Ganzen recht gut gebaut waren. Au-

genscheinlich waren diese Eingebornen in Besitz von Schneide-Werkzeugen, wie man an den Kerben und Stufen sah, die in viele grosse Bäume, um sie erklettern zu können, eingehauen waren. Die Hauptnahrung scheint, wie in andern Theilen des Landes, in Kängurus und Schalthieren zu bestehen, deren Ueberreste man an den Feuerstellen antraf. Nachdem Lieut. *Lushington* von Timor mit Pferden und andern Bedürfnissen zurückgekehrt war, machte sich die ganze Gesellschaft am 1. Febr. 1838 auf den Weg ins Innere des Landes. Sie gingen erst 15 Meilen weit gerade südlich, bis 15° 29′ Br. Hierauf betraten sie eine äusserst fruchtbare Landstrecke, die selbst den kleinen Theil von Brasilien übertraf, welchen sie auf der Reise berührt hatten. Da man in der Richtung West gegen Süd einen grossen Wasserspiegel erblickte, so verfolgte man diesen Weg und fand das Land fortwährend äusserst fruchtbar. Unter

15° 43′ Br. und 124° 44′ L. erreichten sie das Ufer eines sehr ansehnlichen Flusses, der dem Colonial-Minister Lord Glenelg zu Ehren *Glenelg* genannt wurde. Er hatte hier salziges Wasser und konnte auch wegen seiner Breite und starken Strömung nicht übersehritten werden, daher man nordöstlich am Ufer aufwärts gehen musste, was jedoch wegen des üppigen Pflanzenwuchses viele Schwierigkeiten hatte. Erst unter 15° 41′ Br. und 124° 53′ L. zeigte der Fluss süsses Wasser, aber auch eine Reihe von Stromschnellen, so dass seine Schiffbarkeit hier aufhören würde. Die Reisenden gingen jetzt östlich in der Richtung des Flusses fort, bis 15° 41′ 50″ Br. und 124° 59′ L., wo seine Geschwindigkeit fünf Knoten in der Stunde, und die Tiefe nahe an dem aus feinem weissen Sand bestehenden Ufer 2½ Klafter war. Am andern Ufer erschien der Boden flach und sumpfig. Merkwürdig war das Vorkommen von Treibholz, etc. etc.

zwischen den Aesten der Bäume am Ufer, in einer Höhe von mehr als 15 Fuss, woraus sich auf grosse Ueberschwemmungen zu gewissen Zeiten schliessen lässt, die dann wahrscheinlich das ganze Flachland südwärts bedecken. Hier mündete ein grosser Nebenfluss in den *Glenelg*, den man ebenfalls nicht überschreiten konnte, weil er ganz durch flaches Sumpfland floss. Erst 8 Meilen nordwärts gelang es, über denselben zu kommen; aber die Weiterreise wurde sehr schwierig, da häufige Regen, die kurz zuvor gefallen waren, den Boden ganz durchweicht hatten. Indessen war die Wirkung davon auf den Hauptstrom nur gering gewesen und die eben erwähnten Spuren von grossen Ueberschwemmungen konnten nicht davon herrühren; ein Umstand, der für die physische Geographie des Landes nicht ohne Wichtigkeit ist. Unter 15° 49′ Br. und 125° 6′ L. überschritten sie einen andern Nebenfluss des *Glenelg*,

15° 43′ Br. und 124° 44′ L. err
sie das Ufer eines sehr ansehn
Flusses, der dem Colonial-Minister
Glenelg zu Ehren *Glenelg* genannt w
Er hatte hier salziges Wasser und k
auch wegen seiner Breite und sta
Strömung nicht überschritten we
daher man nordöstlich am Ufer aur
gehen musste, was jedoch wegen
üppigen Pflanzenwuchses viele Sc
rigkeiten hatte. Erst unter 15° 41
und 124° 53′ L. zeigte der Fluss s
Wasser, aber auch eine Reihe von St
schnellen, so dass seine Schiffb
hier aufhören würde. Die Reise
gingen jetzt östlich in der Richtung
Flusses fort, bis 15° 41′ 50″ Br.
124° 59′ L., wo seine Geschwindi
fünf Knoten in der Stunde, und
Tiefe nahe an dem aus feinem weis
Sand bestehenden Ufer 2½ Klafter w
Am andern Ufer erschien der Bod
flach und sumpfig. Merkwürdig war d
Vorkommen von Treibholz, etc. et



welchen Letzern sie unter 15° 56′ Br. und 125° 8′ L. wieder erreichten. Er war hier 250 Yards breit, enthielt aber wieder mehre Stromschnellen. Gleich über denselben fand sich eine Furth von nicht mehr als drei Fuss Tiefe. Der Boden am Ufer war immer noch fruchtbar. Unterdessen waren von den 26 Pferden, die von *Timor* gekommen, nur noch 12 am Leben und es schien daher nicht rathsam, den Lauf des Flusses weiter zu verfolgen. Doch beschloss Lieutenant *Grey*, so weit als möglich in der Richtung der grossen Oeffnung hinter *Dampiers Land* vorzudringen. Nach Ueberschreitung des Flusses fand man die Beschaffenheit des Landes verändert; der Boden wurde sandig und die Reisenden stiegen eine Bergkette aufwärts, die von Südost nach Nordwesten zog, sahen aber, als sie nach drei Tagen den höchsten Punkt erreicht hatten, nach Südosten, Süden und Südwesten nichts als unzugängliche Abgründe. Eine Wunde, die

Grey gleich am Anfange der Reise durch den Speer eines Eingebornen empfangen hatte, wurde jetzt so schmerzhaft, dass der Arzt die Weiterreise untersagte. Indessen machte noch eine kleine Abtheilung mit Lieutenant *Lushington* einen Abstecher bis 16° 30′ Breite und 125° 15′ Länge, dessen Ergebniss war, dass in der Nachbarschaft südwärts aller Wahrscheinlichkeit nach kein grosser Fluss weiter vorhanden seyn könne. Als die ganze Gesellschaft am 15. März wieder in der Hanover-Bay eintraf, hatte sie das unerwartete Vergnügen, den Capitän *Wickham* mit dem Schiffe Beagle (auf dem sie die Reise von England bis zum Cap gemacht hatten) hier zu finden, welcher nach einer sorgfältigen Erforschung der Küste bis zum Schwanflusse südwärts ebenfalls zu der Ueberzeugung gekommen war, dass mit Ausnahme eines einzigen, den er am südlichen Theile der grossen Oeffnung, hinter *Dampiers Land* entdeckt und *Fitz Roy* genannt hatte,

kein grosser Fluss weiter hier vorhanden sei *).

Ueber neuere Entdeckungen in *West-Australien* erstattete in der Sitzung vom 10. Juni 1839 der Capitän *Sir James Stirling* Bericht. Indem er kurz die Geschichte dieser Gegend berührte, von der Zeit an, wo sie zuerst von den Holländern, 1625, und von den Franzosen unter *Baudin*, 1801, besucht wurde, kam Sir James zu der Periode der ersten Ansiedlung durch die Engländer im J. 1827, und verglich den damaligen Zustand des Landes mit dem gegenwärtigen, im J. 1839, wo er die Niederlassung verliess. Ueberall herrscht jetzt Wohlstand und Gesittung, an der selbst schon Eingeborne Theil nehmen, in Gegenden,

*) Ein Schreiben Cap. *Wickhams* über seine Untersuchungen, an den Cap. *Beaufort*, aus Port Georg IV., vom 17. April 1838, wurde in derselben Sitzung der Londoner Geogr. Ges. vorgelesen.

die vor zehn Jahren noch kein Weisser betreten hatte. Sir James gab ferner eine Uebersicht der Reiselinien verschiedener Forscher, z. B. *Dale, Roe, Bunbury, Bannister* etc., und beschrieb den *Warnborough Sound*, einen kürzlich entdeckten Hafen, etwa 15 Meilen südlich von der Mündung des Schwanflusses. Dieser Hafen ist 3½ Meilen lang, 2½ Meilen breit, und nach Westen durch ein Felsenriff geschützt, welches von beiden Küsten ausgeht und in der Mitte eine Durchfahrt von fünf Klafter Tiefe frei lässt. Ausserdem machte der Verfasser auf die *Haifisch-Bay (Sharks Bay)* an der Westküste, so wie auf den Hintergrund der *Australia-Bucht* an der Südküste, aufmerksam, beide als Punkte bezeichnend, welche genauer untersucht zu werden verdienen *).

Ueber die Entdeckungsreise des französischen Schiffs-Capitains *Dumont*

*) *Lit. Gaz.*, 1839, Juni, S. 393.

d'Urville in den Meeren der südlichen Halbkugel enthalten die *Nouvelles Annales des Voyages*, 1839, Dezbr. Heft, S. 265 u. ff., den vollständigen Bericht vom 25. Mai 1838, an den Colonial-See-Minister, welcher sich auf die Forschungen seit der Abreise von *Rio Janeiro* bis zur Ankunft in *Valparaiso* bezieht. Es ist demselben eine Karte beigefügt.

Zwischen 65° und 68° südl. Breite und 120° bis 160° östl. Länge von Greenwich hat ein dem Hrn. *Enderby* in London *) gehöriges auf den Walfischfang ausgesandtes Schiff im Februar und März 1839 an zwei Stellen neues Land entdeckt und mit den Namen *Sabrina-Land* und *Balleny-Insel* belegt **).

Weitere und wahrscheinlich umfassendere Entdeckungen im *Südlichen Eis-*

*) Ueber die von dessen Schiffen im J. 1832 gemachten Entdeckungen des *Enderby-Landes* sehe man den XII. Jahrgang unsers Taschenbuches (1834), S. CIX.

**) *Lit. Gaz.*, 1839, Sept., S. 577.

meere haben wir im Verlaufe der nächsten Jahre von der grossen »*Antarktischen Expedition*« zu erwarten, die im September 1839 von England aus unter Segel gegangen ist. Der Hauptzweck derselben ist zunächst ein physikalischer; es sollen nämlich auf möglichst viel Punkten der südlichen Halbkugel *magnetische Beobachtungen* gemacht und namentlich die Lage der *magnetischen Pole* erforscht werden. Die Idee dazu verdankt man dem bekannten Major *Sabine*, welcher die Theilnahme der Versammlung der brittischen Naturforscher, besonders den Einfluss des Herzogs von *Northumberland* und des Marquis von *Northampton*, Präsidenten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, dafür zu gewinnen wusste, durch deren Verwendung das Unternehmen die Unterstützung der Regierung erhielt. Die Expedition besteht aus zwei Schiffen, dem *Erebus* von 370 Tonnen, und dem *Terror* von 340 Tonnen. Jener steht

unter dem den Oberbefehl führenden Capitain *James Clark Ross* (durch die Nordpol-Expedition vom J. 1829 bis 1833 bekannt, an welcher er als der Neffe des Capitain *Sir John Ross*, Theil nahm; s. den XIV. Jahrgang (1836) S. 185 u. s. f.), dieser unter dem Commando des Capitain *Crozier*. Beide Schiffe sind eigens für diese Reise gebaut, und nicht nur mit Allem, was zur Besiegung jedes möglichen Hindernisses, so wie zur Gesundheit und Bequemlichkeit der Besatzung erforderlich ist, sondern auch mit allen Arten naturwissenschaftlicher Instrumente und Apparate versehen worden. Von besonderer Wichtigkeit für das Gelingen des Unternehmens ist die innige Freundschaft, welche zwischen den beiden Befehlshabern der Schiffe Statt findet. Sie waren schon beim Beginn ihrer seemännischen Laufbahn Tischgenossen auf einem und demselben Schiffe. Später war Crozier Cadet auf dem nämlichen Schiffe, wo Ross als Lieutenant diente,

dann Lieutenant, wo dieser zum Capitain vorgerückt war. Der nächste Bestimmungsort ist *St. Helena*, wo Lieut. Wilmet als Astronom bei der dortigen Sternwarte ans Land gesetzt werden soll, dann das *Cap*, wo man einen andern Offizier in derselben Eigenschaft zurücklassen wird. Von hier wird man über *Prinz Edwards-Insel* und die *Croxet-Inseln* nach *Kerguelens-Land* gehen und sich hierauf nach *Van Diemens-Land* begeben, wo ein magnetisches Observatorium errichtet werden soll. Hier finden die Reisenden ihren alten Freund, *Sir John Franklin*, den Entdecker der Nordküsten Amerikas, der wahrscheinlich lieber Theilnehmer an dieser Expedition seyn möchte, als Gouverneur von Van Diemens-Land, welche Stelle er jetzt bekleidet. Während das Observatorium eingerichtet wird, segeln die Schiffe nach der Küste Australiens und besuchen *Port Jackson*, die *Cornwallis-Inseln*, die *Antipoden-Inseln* etc. etc. etc.

welche, sämmtlich noch wenig bekannt, um Neu-Seeland her zerstreut liegen. Im November 1840 werden die Schiffe nach Van Diemens-Land zurückkehren und nun (im Sommer der südlichen Halbkugel) zwischen 120° und 160° östl. Länge (von Greenwich) ihren Lauf nach dem *Südpole* richten, wo sie bis zum April oder Mai 1841 mit Untersuchungen zubringen und vielleicht, wenn sie eine passende Stelle finden, dort *überwintern* werden. Auf jeden Fall werden sie die ganze Polargegend umkreisen und an verschiedenen Punkten so weit vorzudringen suchen, als es nur möglich ist. Im J. 1842 hofft man sie wieder in England eintreffen zu sehen. Was die magnetischen Forschungen betrifft, so wäre es gewiss ein höchst merkwürdiges Ereigniss, wenn derselbe Cap. James Ross, der den *magnetischen Nordpol* entdeckt hat, auch so glücklich seyn sollte, den magnetischen *Südpol* aufzufinden *),

*) *Ebendas.*, S. 577 u. ff., und 596 u. f.

Von dem, was seit Jahresfrist an neuen Forschungen in Beziehung auf *europäische* Länder bekannt geworden, müssen wir das Nähere für den künftigen Jahrgang zurücklegen. Einstweilen wollen wir auf zwei sehr ausgezeichnete Arbeiten des, bereits durch seine im J. 1830 zu Gotha erschienene Monographie des *Thüringer Waldes*, so wie durch die Beschreibung der *deutschen Rheinlande* (Gotha, 1833) ehrenvoll bekannt gewordenen herzogl. Sachsen-Coburg Gothaischen Majors *J. von Plänckner* aufmerksam machen. Es sind diess: *der Inselsberg und seine Aussicht, dargestellt durch ein* 90 *Zoll langes Panorama und erläutert durch ein Winkelblatt und eine kurze Beschreibung*; Gotha, 1839; und *Piniferus, Taschenbuch für Reisende in das Fichtelgebirge*; mit 4 Ansichten dieses Gebirges. Hof, 1839. Beide Werke sind nicht nur schätzbare und unentbehrliche Wegweiser für jeden Reisenden, der diese vaterländischen Gebirgsgegenden zu

besuchen unternimmt, sondern auch höchst verdienstvolle Beiträge zur geographischen Kenntniss Teutschlands. Es wäre zu wünschen, dass wir von allen *einzelnen* Bestandtheilen, die das grosse Ganze zusammensetzen, dergleichen sorgfältige, auf eigene Anschauung sachkundiger Beobachter gegründete Darstellungen besässen; erst dann würde eine vollständige und genaue allgemeine Beschreibung Teutschlands überhaupt möglich seyn.

Geschlossen am 28. Oktober, 1839.

Der Herausgeber.

I.

SKIZZEN AUS PORTUGAL.

Von einem Engländer *).

Es war im Herbste 1837, als wir uns in *Falmouth* einschifften, um nach Portugal zu segeln. Ueber Wind und Wetter auf dieser Fahrt hatten wir uns wenig zu beklagen; aber sie war so kurz, dass wir uns schon an Ort und Stelle befanden, ehe wir noch Zeit gehabt hatten, uns an das neue Element zu gewöhnen.

Bei unserer Ankunft in *Oporto* machten wir eine Entdeckung, auf die wir mit ein wenig Vorsicht vielleicht schon vor unserer Abreise aus Eng-

*) *Jennings' Landscape Annual, for 1839, or The Tourist in Portugal, by W. H. Harrison etc. etc. London 1839.*

land hätten kommen können. Es zeigte sich nämlich, dass wir nicht den rechten Zeitpunkt für unsern Ausflug gewählt hatten. Die ganze Stadt war in Verwirrung und Alles so zu sagen »aus dem Scharnier«; die Einwohner erwarteten nämlich jeden Tag einen Besuch von *Saldanha* und fürchteten die Erneuerung aller Schrecknisse des Bürgerkrieges. So kam es denn, dass wir, obschon mit Empfehlungsbriefen versehen, die unter gewöhnlichen Umständen von der grössten Wichtigkeit gewesen wären, unsere Freunde zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt fanden, als dass sie uns jene Aufmerksamkeit hätten widmen können, die uns ausserdem von ihrer Güte zu Theil geworden wäre.

Die Barre von Oporto (die Bank vor der Mündung des Douro) wird vom Herzog von Chatelet auf folgende Weise erklärt. Nachdem er von den Felsen auf dem Meeresgrunde am Eingange des Hafens gesprochen, sagt er, dass zu gewissen Zeiten der Fluss beträchtlich anschwillt und eine Menge Sand mit sich bringt, der ihm von den verschiedenen Wildbächen des Gebirges zugeführt wird. Da die Felsen den Strom in seinem Laufe aufhalten, so hat der Sand Gelegenheit, sich niederzuschlagen und rings um die Felsen her anzuhäufen, wodurch eine Barre entsteht, die sich mit jedem Jahre vergrössert und immer gefährlicher wird. Die Englische

Handelsgesellschaft von Oporto (*English Oporto Company*), sagt der Herzog, hat ehemals vorgeschlagen, jene Felsen zu sprengen und die Durchfahrt frei zu machen; aber die Portugiesen haben nicht eingewilligt, indem sie die Barre für die beste Schutzwehr ihres Hafens gegen die Ueberfälle der Mauren (barbareskischen Seeräuber) erklärten. Vergebens stellte man ihnen vor, dass bei der geringen Breite der Mündung des Douro zwei Forts, deren Feuer sich kreuzen, die Stadt vor jedem Angriffe sicher stellen würden. Sie blieben dabei, dass die gegenwärtige Sicherheit ihres Wohnplatzes mehr werth sei, als die ungewisse Aussicht auf grössern Handelsgewinn, der am Ende doch mehr Schaden als Vortheil seyn würde. Auch in neuern Zeiten sind von den englischen Kaufleuten wiederholte Versuche gemacht worden, die Portugiesen zur Theilnahme an der Ausführung jenes Planes zu bewegen, haben aber eben so wenig Erfolg als früher gehabt.

Der Douro ist bis zur Stadt für beladene Seeschiffe von 250 Tonnen schiffbar. Oberhalb der Stadt ist die Beschiffung des Flusses mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Aber die Geschicklichkeit der Leute, welche die Fahrzeuge mit flachem Boden führen, auf die der Wein verladen wird, ist wirklich bewundernswürdig. Ausser Wein werden auf den Douro-Schiffen auch Früchte und Korkholz ausgeführt. Die Einfuhr

besteht vornehmlich in Stockfischen, Reiss, Thee, Zucker und englischen Fabrikaten.

Oporto ist in Hinsicht der Grösse, Volksmenge und Handelsthätigkeit die wichtigste Stadt nächst Lissabon. Es liegt nördlich am Douro, auf einem steilen Bergabhange, ungefähr anderthalb Leagues (etwa $1^1/_{10}$ teutsche Meile) vom Meere entfernt. Da die Gebäude sich über einander emporheben, so macht die Stadt, wie sie dem ankommenden Fremden zuerst ins Auge fällt, einen recht angenehmen Eindruck, obwohl die Häuser an sich nichts weniger als schön und sehr unregelmässig gebaut sind. Die mit der Lage am Abhange eines Berges nothwendig verbundenen Unbequemlichkeiten werden in hohem Grade durch die Reinlichkeit der Stadt aufgewogen, da, besonders bei Regengüssen, aller Schmuz in den Fluss hinabgeschwemmt wird.

Unter allen Städten Portugals ist *Oporto* diejenige, worin sich der Engländer am leichtesten heimisch fühlt. Er wird hier, wenn er Empfehlungen hat, in buchstäblichem Verstande mit Einladungen brittischer Kaufleute, die hier ansässig sind, überschwemmt. Auch die Gastfreundschaft der *brittischen Factorei* darf nicht unerwähnt bleiben. Dieses schöne Gebäude liegt in der Neuen Engländer-Strasse (*Rua Nova dos Inglezes*). Das Erdgeschoss ist zur Börse bestimmt; es werden aber hier weniger Geschäfte gemacht als im Freien

auf der Strasse, wo das Gebäude steht. Es enthält einen Tanzsaal von 55 Fuss Länge und 30 Fuss Breite. . . . . Hr. *Kinsey* erzählt von einer glänzenden Festlichkeit, welcher er in der Factorei beiwohnte. Die Tafel war prachtvoll und der Wein ausgesucht. Man sagt gewöhnlich, dass aller gute Portwein, und auch ein nicht unbeträchtlicher Theil schlechter, nach England ausgeführt werde. Unserer eigenen Erfahrung zufolge enthalten aber auch die Privatkeller einiger Kaufleute von *Oporto* so treffliche Weine, wie man sie nur immer in England antreffen kann.

Oporto hat, wie die meisten katholischen Städte, eine Menge religiöser Anstalten, namentlich gegen 12 Männer- und 5 Frauenklöster. Das vornehmste Männerkloster ist das der *Serra*, welches auf der Neustädter Seite des Douro und so hoch liegt, dass es die ganze Stadt beherrscht. *Kinsey* spricht von Gärten, die es umgeben, von Kaninchengehegen und anmuthigen Wäldchen, wo man sich mit der Jagd belustigen könne. Ach! er würde die Stelle kaum wieder erkennen. So gross sind die Verheerungen des Bürgerkrieges gewesen, dass von dem ganzen schönen Gebäude fast nur eine unförmliche Ruine, mit rohen Schanzpfählen umgeben, noch übrig ist, während die prachtvollen Nussbaum-Wäldchen, die üppigen Obstgärten und die reichen Weinpflanzungen ebenfalls zerstört sind. Die Wichtigkeit, die das

Kloster als militärische Stellung darbot, war die Ursache seines Unterganges. In dem Werke eines ungenannten Verfassers über den Bürgerkrieg in Portugal *) wird unter Anderm Folgendes erzählt:

»Obgleich das Serra-Kloster mehrmals bei Tag und Nacht angegriffen worden war, so geschah doch erst am 14. Oktober, nachdem man es drei und dreissig Stunden bombardirt und eine beträchtliche Bresche gemacht hatte, der Hauptangriff mit 7000 Mann, die in drei Colonnen getheilt waren. Um drei Uhr Nachmittags fielen plötzlich in einem und demselben Augenblicke neun Bomben in das Conventgebäude und unmittelbar gingen die Miguelistischen Colonnen siegvertrauend vorwärts. Wo die berstenden Bomben niederfielen, verursachten das Geheul der Weiber und das Geschrei der angreifenden Truppen einen vorübergehenden Schrecken. *Torres* schrie so laut, als er konnte: »Soldaten! zu den Kanonen und in die Verschanzungen, oder wir sind verloren!« Indem er diese Worte durch sein eigenes Beispiel unterstützte, trieb er die Truppen vorwärts zu den bereits mit Kartätschen geladenen Kanonen. Ihr Feuer richtete eine fürchterliche Verwüstung in den anrückenden Colonnen an und die Feinde geriethen in Verwirrung. Sie hatten

*) *The Civil War in Portugal*, by a British Officer of Hussars.

auf drei Punkten angegriffen und Einige waren schon bis auf den Vorplatz gedrungen; aber diese bezahlten den augenblicklichen Vortheil sehr theuer. Die Miguelisten fochten tapfer. Sie waren gut angeführt und erstiegen in einzelnen Augenblicken die Mauern; aber auch die Vertheidigung war unübertrefflich. Die Gränzlinie zwischen den Blauröcken und den weissen Beinkleidern der Besatzung blieb drei und eine Viertelstunde lang undurchbrochen . . . . . *Torres* hatte nur 700 Mann im Feuer, und hielt stets 200 Mann mit aufgepflanztem Bajonnet in Reserve, um das Schicksal des Tages zu entscheiden, wenn es dem Feinde gelingen sollte, die heiligen Schranken zu überschreiten. Aber mit Einbruch der Nacht zog sich der Feind nach einem Verluste von 600 Getödteten und Verwundeten zurück. Unter den Erstern befand sich ein Brigadier, und von den Letztern blieb ein grosser Theil hilflos auf dem Schlachtfelde liegen, wo viele aus Entkräftung starben, da mehre Versuche sie wegzubringen in Folge des heissen Kampfes vereitelt wurden. Einige wenige krochen bei der Nacht bis zum Kloster, indem sie den Gedanken aufgaben, in diesem elenden Zustande zur eigenen Armee zurückzukehren, wo sie nur Vernachlässigung zu erwarten hätten.«

Diese Gräuel des Krieges sind schon schrecklich genug, wenn die streitenden Partheien ver-

schiedenen Nationen angehören; noch weit furchtbarer aber erscheinen sie, wenn man sie als die Folgen bürgerlicher Unruhen betrachtet.

Während der Belagerung *Oporto's* wurden, wie der eben angeführte Schriftsteller erzählt, Lebensmittel, selbst die gemeinsten, so selten, dass selbst Hunde und Katzen als Leckerbissen betrachtet wurden, an welchen sich Franzosen und Belgier labten und sich über diejenigen lustig machten, die aus Ekel lieber Hunger leiden als dergleichen Thiere verzehren wollten. Er erzählt eine hübsche Anekdote von einem Franzosen. Dieser sah eine wohlgenährte Katze in der Sonne an einem offenen Fenster sitzen und betrachtete sie ohne Bedenken als eine gute Prise. Indem er sie aber ergriff und in seinen Schnappsack stecken wollte, eilte die Eigenthümerinn des Thieres, ein altes Weib aus dem Hause, herbei, und unterstützte die mit den Krallen sich wehrende Katze mit ihren eignen Nägeln so trefflich, dass die Gefangene wieder ins Haus entwischte und der arme Franzmann hungrig nach Hause gehen musste.

Die Einwohner wurden allmählich so an das Bombardement gewöhnt, dass sie es fast nicht mehr zu fürchten begannen. Denn obschon die Belagerer am heftigsten feuerten, wenn auf den Strassen die meisten Leute versammelt waren, so liessen sich doch Viele nicht abhalten, zu den

bestimmten Stunden in die Messe zu gehen, und in den Häusern der Grossen und Reichen gab es Mittagstafeln und Abendgesellschaften wie zuvor. Selbst Kinder auf den Strassen hatten gelernt, beim Niederfallen einer Bombe sich zu Boden zu werfen, bis diese zerplatzt war, worauf sie lustig davon liefen und den Schaden betrachteten, den die Bombe an den umstehenden Gebäuden etwa angerichtet hatte.

Die letzten Unruhen verscheuchten die friedlichen Bewohner der Klöster, welche sich anderwärts einen Zufluchtsort suchten. Ausser der *Serra* gab es hier noch ein Kloster der *Benediktinerinnen*, welches ehemals fünfzig eingekleidete Nonnen enthielt, ausserdem aber auch eine Art von Asyl für schutzlose Frauenspersonen war, die, ungefähr 250 an der Zahl, das Kloster nach Gefallen wieder verlassen konnten.

Die Kirche zu *Unserer Lieben Frauen von Lassa* (*Nossa Senhora da Lassa*) ist diejenige, worin das Herz des verstorbenen Kaisers *Don Pedro* aufbewahrt wird. Eine Inschrift auf dem ihm zu Ehren errichteten Denkmahl sagt, »dass er sein Herz den getreuen Bürgern von Oporto vermacht habe.«

Während unsers kurzen Aufenthalts in *Oporto* hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, wie sehr alle kirchlichen Anstalten und Einrichtungen des Landes ihrem Verfall entgegen eilen. Eine

Klosterbesitzung, deren wirklicher Werth auf 40000 Pfund Sterling geschätzt war, wurde für 18000 Pfund verkauft. Diess geschah indessen einer Erklärung des Generals *Saldanha* zum Trotz, der sich in der Nähe von Oporto befand und, wie man glaubte, den Verkauf für ungiltig erklären würde.

Der sogenannte *Geistlichkeits-Thurm* (*Torres dos Clerigos*) ist eines der merkwürdigsten Bauwerke von Oporto. In der Nähe der dazu gehörigen Kirche ist der Marktplatz *Cordoaria*, welchen man stets mit Fischen, Obst und Küchengewächsen wohl versehen antrifft. Unter den Früchten, die man in Oporto und allen andern von uns besuchten Städten Portugals verkauft, sind die Pfirschen zwar grösser, aber bei weitem nicht so wohlschmeckend als diejenigen, welche in England am Spalier gezogen werden. Die Birnen taugen gar nichts. Dagegen sind die Melonen überall schön und wohlfeil, eben so die Weintrauben, besonders von der kleinen schwarzen Gattung, welche uns oft ein köstliches Frühstück lieferten. Aepfel und Pflaumen sind nicht so wohlschmeckend als die englischen. Das Brod ist vortrefflich und ziemlich wohlfeil. Auch über das Rindfleisch kann man sich nicht beklagen; aber die Schafe sind klein und haben schlechtes Fleisch. Was man uns auf dem Lande als Schöpsenfleisch vorsetzte, war allem Anscheine

nach Ziegenfleisch. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch bemerken, dass der Wein in den Provinzen, besonders der, den die niedern Volksklassen trinken, ein ganz abscheuliches Gesöff ist.

Villa Nova liegt *Oporto* gegenüber, auf der andern Seite des Douro, und ist wegen seiner ungeheuern Wein-Magazine berühmt. Im letzten Bürgerkriege, wo *Saldanha* die Armee der Königinn in Oporto und Graf *d'Almar* die Miguelistischen Truppen in Villa Nova befehligte, liess der Letztere, auf den möglichen Fall eines Rückzugs, dem Erstern zu wissen thun, dass er zu Unterhandlungen bereit sei, »um dem Sieger die grossen Weinvorräthe zu sichern, welche der Douro-Weincompagnie gehörten.« Eine Zusammenkunft fand Statt, aber man konnte über den Preis nicht einig werden. Graf *d'Almar*, der die Niederlage vorher hatte unterminiren lassen, sprengte sie in die Luft und an 13000 Pipen (97500 Wiener Eimer) Wein gingen in einem Augenblicke zu Grunde.

In *Murphy's* handschriftlichem Tagebuche befindet sich in Bezug auf die Wein-Magazine von Villa Nova folgende Stelle: »Die Weinbehältnisse sind sehr weitläuftig und gut gebaut. Die Pipen liegen nur zu zwei über einander. Ein Behältniss des Hrn. *Warre*, das ich besuchte, war 141 Fuss lang und 90 Fuss breit. Man kann sich eine Vorstellung von den Geschäften dieses Hauses (welches auch in London ein Comtoir hat) machen,

wenn man erfährt, dass der Verlust, den es im letzten Jahre durch den s. g. Abgang (*waste*) erlitt, 90 Pipen ausmachte. Das Jahr vorher rechnete man 70 Pipen. Ueberhaupt hat jedes Handlungshaus einen solchen Verlust durch Abgang, im Verhältniss zur Ausdehnung seines Geschäfts. Mir scheint diess einigermassen unglaublich, da die in den Niederlagen arbeitenden Portugiesen äusserst mässige und enthaltsame Leute sind, und die Aufsichtsbeamten jeden eingelieferten Betrag, wie klein er auch sei, in die Bücher eintragen.«

Man findet in *Oporto* etwas, was man nirgends sonst in Portugal, wenigstens so weit unsere Beobachtungen sich erstreckt haben, antrifft, nämlich eine gewisse Thätigkeit und Betriebsamkeit, die höchst wahrscheinlich durch das Beispiel der hier ansässigen brittischen Kaufleute hervorgerufen worden, welche hier zahlreicher sind als in den übrigen Städten des Königreichs. Auch ahmen beide Geschlechter die englische Kleidertracht nach, doch die Männer mit mehr Glück als die Frauen, deren ungeheure Hauben sie keinesweges schöner machen.

In Bezug auf Arbeit macht man in Oporto die seltsame Bemerkung, dass sie zugleich wohlfeil und theuer ist. Der Taglohn eines Maurers z. B. ist nur 10 Pence (25 Kreuzer Conv. Mze.), aber er arbeitet so unglaublich langsam und faul, dass die Baukosten am Ende eine sehr grosse

Summe ausmachen. Die gemeinen Portugiesen haben überhaupt, was Arbeit betrifft, manche sonderbare Vorurtheile. Ein brittischer Kaufmann erzählte uns ein Beispiel dieser Art. Er wollte eine ansehnliche Menge Dünger in seinen Garten schaffen lassen, und bestellte sich zu dem Ende einen Schubkarren, ein Werkzeug, das in Oporto unter die Seltenheiten gehört. Der Gärtner, ein Portugiese, widersetzte sich dieser neumodischen Locomotive, die er für unzweckmässig erklärte. Vergebens suchte ihn der Kaufmann durch den Augenschein zu überzeugen, indem er selbst eine Ladung Dünger in den Garten führte. Der Horticulturist berief sich auf seinen Vater, der niemals von so etwas Gebrauch gemacht hätte; es wäre überhaupt eine Arbeit eher für ein Pferd, als für einen Menschen, und er hätte nicht Lust, sein Pferd aus sich machen zu lassen.« Der Kaufmann wurde jetzt weggerufen. Als er zurück kam, sah er, dass der Gärtner sich einen Gehilfen verschafft hatte und dass Beide den Dünger in einem grossen Korbe fortschafften, so dass zu dieser Arbeit die vereinten Kräfte *zweier* Menschen gehörten. Dem Kaufmann blieb nichts übrig, als den widerspänstigen Gärtner zu entlassen und an dessen Statt einen Neger anzustellen, mit dem er alle Ursache hatte zufrieden zu seyn.

Es ist in einigen Provinzen gar nichts Ungewöhnliches, Frauenspersonen zu finden, die

barfuss gehen, aber goldne zum Theil sehr kostbare Halsbänder tragen. Mad. ***, die Gemahlinn eines englischen Kaufmanns in Oporto, erzählte uns eine Anekdote von einem Dienstmädchen, das sie vom Lande erhalten hatte. Das Mädchen schien beim Antritt ihres Dienstes allen Pflichten desselben vollkommen gewachsen zu seyn, aber sie trug, zum grossen Verdruss ihrer brittischen Gebieterinn, keine Schuhe. Die Frau bemerkte ihr, dass diess etwas ganz Ungebräuchliches in englischen Familien sei, erhielt aber zur Antwort von dem Mädchen, sie trage wenigstens Strümpfe; diess sei mehr als man bei den Landdienstboten antreffe, und werde für den Eigensinn einer Ausländerinn wohl ein hinlängliches Zugeständniss seyn. Die Frau machte jetzt die Bemerkung, dass es dem Mädchen nicht bloss an Schuhen fehle, sondern dass ihrer Garderobe auch einiges Andere abgehe, was zur anständigen Kleidung nothwendig sei. Sie bot ihr daher eine Vorauszahlung auf ihren Lohn an, damit sie sich das Nöthige anschaffen könne. Dieses Anerbieten wurde jedoch nicht ohne Empfindlichkeit von dem Mädchen angenommen. Sie öffnete ihre Schublade und nahm mehre goldne Halsbänder heraus, welche die Frau ganz in Erstaunen setzten und den Beweis lieferten, dass keineswegs Geldmangel Schuld daran sei; wenn sie sich die für

nöthig erachteten Kleidungsstücke nicht angeschafft habe.

Um noch einmal auf die Vorurtheile der Portugiesen gegen gewisse Arbeiten zurückzukommen, die sie unter ihrer Würde halten, wie z. B. das Fahren mit dem Schubkarren, wollen wir noch bemerken, dass sie auch einen Widerwillen gegen das Tragen von Lasten auf dem Rücken haben.

Folgende Beschreibung der Begräbnissfeierlichkeiten in Oporto entlehnen wir aus *Kinsey's* mehrerwähntem trefflichen Werke.

»Es ist gebräuchlich, dass alle Glieder einer Familie den letzten Augenblicken eines sterbenden Verwandten beiwohnen. Stirbt eine Frauensperson, so müssen ihre weiblichen Verwandten die Leiche ankleiden. Der Verstorbene, den ich sah, war in der Tracht der Brüderschaft, zu der er gehört, am Abende vor dem Begräbnisstage in einem offenen Sarge nach der nächsten Kirche gebracht und hier ausgestellt worden. Das Gestell, auf dem der Sarg ruhte, war mit schwarzem goldgesticktem Sammet bedeckt und stand am obern Ende des Schiffes, dicht an den Stufen, die zum Chor und Hochaltar führen, welcher mit zahlreichen brennenden Kerzen besetzt war. Die hohe Wölbung, die das Schiff von dem Chore trennt, war zu beiden Seiten mit einem Vorhange von schwarzem Tuche verhüllt, so dicht, dass man nur wenig von dem glänzenden Altar sehen

konnte. Auch die beiden Kanzeln waren so bedeckt, während die vier Seitenaltäre mit schwarzem Sammet geschmückt und jeder mit sechs Kerzen beleuchtet war. Rechts und links von der Leiche standen Klostergeistliche und Altarsänger mit geweihten Kerzen in den Händen ... Von Zeit zu Zeit wurde die Leiche von den Priestern und Verwandten mit Weihwasser aus einem Gefässe am Fusse der Bahre besprengt. Unter die Leidtragenden hatten sich hinter dem Gitter des Chors auch mehre Bettler und zerlumpte Gassenjungen gemischt. Uebrigens wohnten der Feierlichkeit ausser den verschiedenen Angehörigen des Verstorbenen auch der Militär-Befehlshaber (*Governador das Armas*) mit seinem Stabe, die Magistratspersonen und andere öffentliche Beamte, nebst zahlreichen Freunden und Bekannten bei. Die tiefen Basstimmen der Mönche, welche das *De profundis* sangen, und die schwermen Glockentöne des benachbarten Klosters, die von Zeit zu Zeit einfielen, machten einen unbeschreiblich ernsten Eindruck. Es wurde hierauf die Seelenmesse gelesen und dann die Leiche, unter Begleitung der nächsten Verwandten, in die Grüfte unter dem Fussboden der Kirche gebracht. Nachdem man den Todten mit Weinessig und ungelöschtem Kalk besprengt hatte, verschloss man den Sarg und übergab den Schlüssel dem vornehmsten Leidtragenden. Dieser verfügte sich

sogleich mit seinen Freunden, die der Beerdigung als Zeugen beigewohnt, in das Haus des Verstorbenen, überlieferte den Schlüssel dem nächsten Verwandten und empfahl sich unter den herkömmlichen Höflichkeitsbezeigungen, worauf die ganze Feierlichkeit als beendigt angesehen wurde.«

Ehemals war es Sitte, bei Begräbnissen förmliche Klagweiber zu miethen, die über der Leiche des Verstorbenen laut weinen und dessen Tugenden und Verdienste in Versen aus dem Stegreif lobpreisen mussten. *Murphy* sagt, dass Weiss die Farbe der Trauer war, bis zur Zeit des Königs *Emanuel*, welcher, als seine Tante *Philippa* starb, zuerst die schwarze Farbe als Zeichen der Trauer in ganz Portugal einführte.

Wenden wir uns jetzt zu den Hochzeitsfeierlichkeiten, allerdings nicht ohne Sprung, aber auch nicht unnatürlich, denn das Leben besteht ja doch nur aus Geboren werden, Heurathen und Sterben. Die Brautwerbung geschieht in Portugal auf eine ziemlich unzarte Weise, wie sie in dieser Hinsicht noch in allen Ländern vorkommt, die auf einer niedrigen Bildungsstufe stehen. Die Einwilligung des Mädchens wird nicht durch Liebe zu erwerben, sondern einzig nur mittelst der Aeltern zu erlangen gesucht. Sehr häufig haben die jungen Leute vor der Trauung wenig oder gar keine Bekanntschaft mit einander gemacht. Nachdem die vorbereitenden Unterhandlungen mit Papa

und Mama glücklich beendigt sind, wagt es der Liebhaber dem Gegenstande seiner Wahl eine Blume, gewöhnlich eine Nelke, wenn die Jahreszeit darnach ist, anzubieten. Wird diese angenommen, so ist der Vertrag besiegelt und der junge Mann preist sich glücklich. Die Vermählungsfeierlichkeit ist sehr einfach; aber anstatt des jungfräulichen Weiss ist die Galafarbe der Braut und der Brautmädchen (Kranzjungfern) Schwarz. Die Gebete werden gewöhnlich an der Kirchthüre gelesen, und nur die eigentliche Einsegnung erfolgt am Altar. Trauringe sind nicht gebräuchlich. Aus der Kirche begiebt man sich in die Wohnung des Bräutigams, wo der Abend mit Schmaus und Tanz zugebracht wird.

Unter die Merkwürdigkeiten in der Umgebung von Oporto gehört das *Freixo*, ein altes Gebäude von sehr sonderbarer Bauart, am rechten Ufer des Douro, etwa 2 engl. Meilen von der Stadt. Man geniesst von hier einer prachtvollen Aussicht. In der Ferne sieht man das Serra-Kloster und seine Wasserleitung an der einen Seite des Flusses, und das Seminar auf der andern. Man glaubt allgemein, dass das *Freixo* von einem Engländer erbaut worden sei. Es ist gegenwärtig unbewohnt. Die Verzierungen des Innern scheinen mit grosser Sorgfalt und vielem Kostenaufwand gemacht worden zu seyn. Auch auf die Ausschmückung des Gartens beim Hause

ist viel Aufmerksamkeit verwendet worden. Man sieht überall Bildsäulen, Grotten und dgl., aber Alles in vernachlässigtem Zustande und verfallen.

Während unsers Aufenthalts in Oporto machten wir einen Ausflug nach *Villa do Conde*. Wir brachen um drei Uhr Morgens auf und erreichten den Ort um halb acht Uhr. Ueber den Douro führte eine neuerrichtete hölzerne Brücke. Die vorige steinerne war durch eine Ueberschwemmung zerstört worden und schien, nach den stehen gebliebenen Pfeilern zu schliessen, ein sehr schönes Bauwerk gewesen zu seyn. Die vornehmste Merkwürdigkeit von *Villa do Conde* ist das königliche Frauenkloster *Sta. Clara*. Das Gebäude ist sehr weitläuftig und hat eine vortheilhafte Lage auf einer Anhöhe unmittelbar über der alten Brücke. Es war ehemals der Zufluchtsort für die unverheuratheten Töchter des hohen Adels der Provinz, welcher so verarmt war, dass er selten auf standesmässige Schwiegersöhne rechnen konnte. Da man aber keine Missheurathen eingehen wollte, so blieb den Jungfrauen, ohne Rücksicht auf ihre Neigungen, nur der Eintritt ins Kloster übrig.

Die Wasserleitung, welche das Kloster von den Bergen aus einer Entfernung von sieben englischen Meilen versorgt, verdankt ihren Ursprung der Geschwisterliebe eines Generals, welche in unsern Zeiten mit Dienstesentsetzung oder gar mit dem Tode bestraft worden wäre. Als im

siebzehnten Jahrhunderte die Spanier aus Portugal vertrieben und der Herzog von *Braganza* auf den Thron gehoben wurde, hatte der General, der damals in der Provinz den Oberbefehl führte, eine Schwester, welche Aebtissinn von *Sta. Clara* war. Das Kloster litt zu jener Zeit häufig Mangel an gutem Trinkwasser. Der General hatte die Gefälligkeit für seine Schwester, dass er die für die Armee des Königs ausgehobenen Recruten anhielt, eine gewisse Zeit an der von ihm errichteten Wasserleitung zu arbeiten, worauf sie dann wieder aus dem Dienste entlassen wurden. Nicht nur diese Begünstigung sondern auch die Frömmigkeit der jungen Leute spornte ihren Eifer so an, dass die Wasserleitung, freilich zum Nachtheile des militärischen Dienstes, in einer unglaublich kurzen Zeit fertig wurde und weder dem General noch dem Kloster grosse Kosten verursachte.

Als wir in unsern Gasthof zurückkamen, führte man uns in einen grossen Saal mit vier Thüren, deren jede in ein Schlafzimmer ging und eine Inschrift hatte. Nr. 1 enthielt ein kleines Bett und über der Thür stand *Obediencia*. Ueber Nr. 2, welches zwei Betten hatte, standen die Wörter *Prudencia*, *Memoria*. Nr. 3 enthielt wieder ein kleines Bett und die Inschrift über der Thür *Humildade*. Nr. 4, wo sich ein sehr geräumiges Bett befand, war mit dem Worte *Paz* (Friede)

bezeichnet. Man gab uns eine Erklärung dieser räthselhaften Aufschriften; da wir aber nicht für ihre Richtigkeit bürgen können, so wollen wir sie nicht mittheilen. Uebrigens hatten wir wohlgethan, uns in Oporto mit einigen Lebensmitteln versehen zu haben, denn ausserdem wäre es uns schlecht gegangen, da die hiesigen Vorräthe gering waren, und die schlechte Kocherei der portugiesischen Gasthöfe bekannt ist. Uebrigens empfehlen wir jedem Reisenden, der genöthigt seyn sollte, sich mit hiesiger Landeskost zu begnügen, ja nicht die Küche zu besuchen und sich überhaupt nicht im mindesten um die Vorbereitungen zur Tafel zu bekümmern. In keinem Falle können die Worte des Dichters: »Wo Unwissenheit Segen ist, da wäre es Thorheit, weise zu seyn,« eine bessere Anwendung finden als hier.

Da unsere Geschäfte in Oporto beendigt waren, so machten wir Anstalt zur Fortsetzung der Reise. Unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen des Landes und nicht immer glücklich, wenn wir uns mit den Eingebornen verständigen wollten, war unsere erste Sorge, einen passenden Bedienten zu finden, welches uns auch gelang. Man empfahl uns einen Portugiesen, der schon einem englischen Offizier im Halbinsel-Kriege (1807 u. ff.) gedient hatte und Englisch so geläufig wie Portugiesisch sprach. Er verlangte zwölf neue Crusaden (13 fl. 30 kr. Conv. Mze.)

monatlich, die wir ihm auch bewilligten, und überdiess, da wir ihm unser Eigenthum und selbst unsere Personen anvertrauen mussten, versprachen, ihm am Ende der Reise das Doppelte zu bezahlen, wenn wir vollkommen mit ihm zufrieden gewesen wären. Wir versorgten uns ausserdem mit einer metallenen Bettstelle und mit Betten, so wie mit Kochgeräthschaften, Kaffeh, Zucker, Reiss und Branntwein. Von den vier letztgenannten Dingen ersetzen die drei ersten oft den Mangel einer Mahlzeit, und Branntwein mit Wasser gemischt ist unendlich besser als der elende portugiesische Landwein. — Noch ein Gegenstand, der die Sorgfalt des Reisenden verdient, ist die Wahl der Maulthiere und ihres Treibers. Drei Maulthiere, nämlich eines für ihn selbst, das andere für den Bedienten und das dritte für den Treiber und Eigenthümer derselben, sind die geringste Zahl. Das Gepäck kann leicht so vertheilt werden, dass es weder die Thiere noch die Reiter zu stark belästigt. Wir waren in dieser Hinsicht ziemlich glücklich, aber grosser Entschlossenheit bedurfte es, den Mann dahin zu bringen, dass er eine ordentliche Tagreise machte. Nicht selten blieb er weit hinter uns zurück und war auf seinem Thiere eingeschlafen.

Das nächste Ziel unserer Reise war *Coimbra*; wir schlugen den Weg dahin über *Oliveira* ein und erreichten am ersten Tage *Albergaria*, wo

wir übernachteten. Das Land, durch das wir zogen, war gut angebaut. Die fernen Gebirge, die wir den ganzen Tag über im Gesicht hatten, waren sehr malerisch. Um drei Uhr schon am nächsten Morgen machten wir uns wieder auf den Weg. Die Gegend um *Sardao* ist von merkwürdiger Schönheit. Sie zeigt eine interessante Mannichfaltigkeit von Berg und Thal, ist wohl bewässert und mit Maisfeldern bedeckt. *Coimbra* nimmt sich von der Seite, auf der wir uns der Stadt näherten, nicht vortheilhaft aus; aber der Ueberblick von den Bergen in Süden ist höchst reizend.

Die Stadt liegt am Abhange eines Berges, dessen Fuss der Fluss *Mondego* bespühlt. Es ist der Sitz eines Bischofs und ehemals befand sich hier das Tribunal der Inquisition. Die Jesuiten hatten auch eines der schönsten Collegien hier, dessen der Orden sich rühmen konnte. Es ist nach der Aufhebung desselben nebst andern Besitzungen der *Universität* eingeräumt worden, welche gegenwärtig die vornehmste Merkwürdigkeit von Coimbra ist. Diese Anstalt wurde im J. 1306 gestiftet, wo König Dionys den Sitz der Gelehrsamkeit von Lissabon hieher verlegte. Nachdem sie in der Folge in Lissabon wiederhergestellt worden, trug sie König Johann III. im J. 1527 neuerdings nach *Coimbra* über. Diese Universität hat auch dem ehemaligen Minister, dem berühm-

ten Marquis von *Pombal*, verschiedene heilsame Veränderungen ihrer Verfassung zu verdanken, namentlich dass eigne Lehrstühle für Mathematik und Naturlehre gestiftet wurden. Als *Kinsey* 1827 die Stadt besuchte, war die Zahl der Studierenden beiläufig 1200. Für Kost und Wohnung werden monatlich 2 bis 3 Pfund Sterling bezahlt, und da 3 bis 4 Monate Ferien sind, so beläuft sich die ganze Ausgabe eines Studenten auf nicht mehr als höchstens 30 Pfund. Es sind sehr viel Professoren angestellt. Die Vorlesungen sind grösstentheils unentgeldlich und die Universität besitzt einen reichen Vorrath literärischer Hilfsmittel. Die Bibliothek füllt drei grosse Säle, besteht aber meist aus ältern Werken. *Kinsey* giebt der Bibliothek der Benediktiner den Vorzug, welche nicht nur stärker an Bändezahl ist, sondern auch viel gute Werke der neuern Literatur enthält. Im J. 1749, wo *Rhys* Coimbra besuchte, zählte die Universität 16 verschiedene Collegien, mit 50 Professoren und etwa 3000 Studierenden. Das jährliche Einkommen der Anstalt berechnete er zu 40000 Pf. St. Das Museum ist vorzüglich reich an Mineralien und Conchylien. *Murphy* erwähnt in seinem handschriftlichen Tagebuch auch einer trefflichen Pflanzensammlung. — Wir fanden das Benediktiner-Kloster bereits aufgehoben. Das Gebäude war zum Dienste der öffentlichen Behörden verwendet worden. . . .

Coimbra ist eben so bergig wie Oporto. *Murphy* sagt in dieser Beziehung voll Unmuth: »In Portugal ist nicht so viel ebener Boden zu finden, als nöthig wäre, um auch nur eine kleine Stadt darauf zu bauen. Weder in Coimbra noch in Oporto können alte oder gichtlahme Menschen zu Fuss gehen. Dergleichen Berge und kahle Felsen sind nur zum Aufenthalte der Ziegen geeignet. Man findet daher auch keine Kutschen und Kaleschen in diesen Städten. Auf so steilen Abhängen kann kein vierfüssiges Thier mit geraden Beinen stehen, ausgenommen der Maulesel, für den die Natur diesen kahlen Felsboden geschaffen hat.«

Die jetzige Brücke über den Mondego soll die dritte seyn, die im Laufe der Zeit gebaut worden. Zwei andere liegen, wie man sagt, unter derselben im Sande des Flusses begraben. Noch jetzt schwillt im Winter der Fluss bisweilen so stark an, dass das Wasser über die Brücke geht. *Rhys* fand 1749 die damalige Brücke besonders gross. Sie wurde nach ihm zuerst von *Alonso Enriquez*, 1132, gebaut und von dessen Sohn *Sancho* 1210 erneuert. Sie bestand aus 29 Bogen, und über denselben erhob sich eine andere Reihe, so dass die Leute, bedeckt von der Letztern, über die Brücke gehen konnten. Diess würde also die Sage von drei Brücken widerlegen.

Das Kloster *Sta. Clara* ist ein schönes Gebäude, von verhältnissmässig neuer Entstehung, denn das alte liegt grösstentheils in Sand begraben. Das ursprüngliche Kloster wurde von der Königinn *Isabella* gestiftet, die auch hier beigesetzt, und deren reich verziertes und kunstvoll gearbeitetes Marmor-Grabmahl von einem silbernen Geländer umgeben ist.

Ein anderes ansehnliches Kloster in Coimbra ist das von *Santa Cruz*, im untern Theile der Stadt; es ist aber weniger um seiner Bauart willen merkwürdig, als weil es die Asche der Könige *Alfonso Henriquez* und *Sancho I.* enthält.

Rhys erzählt eine wundervolle, fast mährchenhafte Geschichte von einer Quelle bei Coimbra, nordwestlich von der Stadt. Sie heisst *Fervenças* (wohl *Fervença*) »und« — sagt der genannte Schriftsteller — »obschon sie nur einen Fuss tief ist, so verschlingt sie doch Alles, was hineingeworfen wird, z. B. Bäume, Thiere etc. Unter andern Versuchen, die das Volk täglich macht, erzählt man auch, dass König *Johann III.* (im XVI. Jahrhunderte) befahl, ein Pferd in die Quelle zu stellen. Es sank allmählich unter und konnte nur mit der grössten Mühe wieder herausgezogen werden. Einige Jahre nachher liess der Kardinal Heinrich einen grossen Baumstamm aufrecht hineinstellen, welcher in kurzer Zeit gänzlich verschwand.«

Coimbra ist in der Kriegsgeschichte Portugals als der Schauplatz verschiedener wichtiger Treffen merkwürdig geworden. Schon im Jahr 1063, als es die *Mauren* noch besassen, wurde es von *Ferdinand von Navarra* belagert, der sich durch zwei Mönche des Klosters *Lorvan* dazu verleiten liess, welche ihm sagten, dass die Stadt schlecht mit Lebensmitteln versehen sei und eine schwache Besatzung habe. Die Belagerung währte indessen sieben Monate und es entstand zuletzt ein solcher Mangel an Lebensmitteln, dass *Ferdinand* wieder abgezogen wäre, wenn ihn die Mönche des erwähnten Klosters nicht hinlänglich mit Vorräthen unterstützt hätten. Als die Stadt genommen war, wollte ihnen der König seine Dankbarkeit bezeigen, und sagte, sie sollten sich eine Gnade von ihm ausbitten. Die Mönche waren so bescheiden, nur eine Kirche in der Stadt für sich zu verlangen. Des Königs Grossmuth übertraf aber ihre Erwartungen so sehr, dass sie ihm eine goldne Krone überreichten, die ein Graf *Gonzalvo Monis* ihrer Kirche geschenkt hatte.

In den Jahren 1109 und 1136 wurde Coimbra von den *Mauren* belagert, die aber jedes Mal abziehen mussten, zuletzt, weil die Pest unter ihnen ausbrach und schreckliche Verheerungen anrichtete.

Im J. 1248 wurde diese merkwürdige Stadt durch *Martin de Freitas* wider *Alfonso*, den da-

maligen Regenten Portugals, der späterhin wirklicher König wurde, vertheidigt. Die Belagerung war eine der langwierigsten und hartnäckigsten. Der Gouverneur *Freitas* wollte den Regenten, der seinen Bruder *Sancho II.* abgesetzt hatte, nicht anerkennen. Als endlich die Nachricht vom Tode des Letztern nach Coimbra kam, verlangte *Freitas* einen Waffenstillstand, damit er sich von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen könne. Er begab sich dem gemäss nach *Toledo*, und liess sich das Grab Sanchos öffnen. Da er bei dem Anblick des Leichnams nicht länger zweifeln konnte, so legte er die Schlüssel der Stadt Coimbra auf denselben und bat ihn um die Erlaubniss, sie seinem Bruder, dem Regenten, übergeben zu dürfen. Das Stillschweigen des Todten wurde als eine Einwilligung betrachtet und *Freitas* kehrte nach *Coimbra* zurück, dessen Thore er dem *Alfonso* sogleich öffnete. Letzterer war von der Rechtlichkeit und Tapferkeit des Gouverneurs so angenehm überrascht, dass er ihn nicht nur, ohne eine Huldigung zu verlangen, in seiner Würde bestätigte, sondern diese auch als Vorrecht auf *Freitas* Nachkommen ausdehnte. *Freitas* schlug indessen die Gnadenbezeigung aus und belegte auch jeden seiner Erben bis ins vierte Glied mit seinem Fluch, wenn er von dem Anerbieten des Königs Gebrauch machen sollte.

Auch in neuerer Zeit ist die Gegend von Coimbra der Schauplatz vieles Blutvergiessens und manches tapfern Gefechtes gewesen, worin auch England seine unverwelklichen Lorbern gepflückt hat. In der Schlacht von *Buasco* unterstützten die Portugiesen ihre brittischen Bundesgenossen so trefflich, dass der Herzog von *Wellington* in seinem Bericht an Lord *Liverpool* ihnen die grössten Lobsprüche ertheilte.

Ehe wir *Coimbra* verlassen, müssen wir noch der merkwürdigen alten Cathedrale (*Sé Velha*) gedenken, deren Inneres vom Fussboden bis zur Decke mit holländischen Ziegeln ausgelegt ist, die eine Mannichfaltigkeit von Gegenständen, in Blau und Purpur gemalt, darstellen.

Von Coimbra begaben wir uns nach *Pombal*, wohin der Weg über *Condeixa* führte, und zwar mitten durch eine weite Flur von üppigem Haidegebüsch, dessen Wohlgerüche stundenweit die Luft erfüllten. In *Condeixa* fanden wir Einiges, was noch an den »Grossen Marquis« (wie Pombal noch in vielen Gegenden Portugals genannt wird) erinnerte. Diese Erinnerungen bestehen in mehren Gebäuden, deren Bauart weit schöner ist als in irgend einer andern portugiesischen Stadt, selbst Lissabon nicht ausgenommen. Unter die Gebäude, die der Marquis *Pombal* hat errichten lassen, gehört der bischöfliche Palast. Obschon derselbe jetzt ganz

verfallen ist, so kann man dennoch die Schönheit seiner Bauart recht wohl wahrnehmen.

Die Stadt *Pombal* liegt in einem schönen Thale. Sie hatte ehemals ein Kastell; gegenwärtig ist sie nur von einer Mauer umgeben. Es sind mehre Kirchen hier, aber sämmtlich in einem verfallnen Zustande. Die Zahl der Einwohner ist gering und sie leben, mit einziger Ausnahme der Müllerzunft, in grösster Armuth. Während wir in Pombal Halt machten, war es sehr heiss geworden, so dass wir eine kurze »Sesta« (so heisst in Portugal die Siesta) zu halten wünschten. Es fand sich dazu kein anderer ruhiger und schicklicher Ort, als eine Art von Bodenkammer. Kaum aber hatten wir es uns hier bequem gemacht, als es sich zeigte, dass die Flöhe von der Gegenwart dünnhäutiger Engländer schnell unterrichtet worden waren. Schon das Bewusstseyn, uns in solcher Gesellschaft zu befinden, war hinlänglich, allen Schlaf unmöglich zu machen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einer andern entomologischen Beschwerlichkeit gedenken, die den Reisenden verhindert, sich im Freien auf den Schoos der Mutter Erde zu setzen. Es ist diess eine Gattung schwarzer Ameisen, welche sehr zahlreich den Boden bedecken und deren Bisse sehr heftig und schmerzhaft sind.

Leiria liegt auf einer Ebene zwischen den Flüssen *Lis* und *Lena*. Der Sage nach soll es

vom Römer *Sertorius* 75 Jahre vor Christus Geburt gegründet worden seyn. Es war zu der Römer Zeiten, als Lusitanien sich in den Händen derselben befand, der Sitz der Regierung. — *Murphy* spricht in seinem handschriftlichen Tagebuche von *Leiria* als von einer Stadt, die zu seiner Zeit durch ihre Stiergefechte berühmt war. Der Ertrag dieser Volksbelustigung gehörte zu den Einkünften der Cathedral-Kirche« ... In demselben Tagebuche heisst es weiter: »Es wird in Leiria jährlich im April eine grosse Messe gehalten, wo vorzüglich alle Arten von Bekleidungsgegenständen zu haben sind. Es ist unglaublich, was für eine Menge von englischen Tüchern, nebst allerlei Stahl- und Eisenwaaren hier zum Verkauf ausgestellt werden. Die vornehmsten Gegenstände des portugiesischen Kunstfleisses auf dieser Messe sind goldne Halsbänder, Kreuze und Ohrgehänge, welche selbst die ärmsten Weibspersonen tragen, wenn sie auch übrigens barfuss und mit zerrissenen Röcken einhergehen sollten.« ....

Auf einer Anhöhe nordwestlich von der Stadt liegt das berühmte Kastell von Leiria, einst der Sitz des Königs *Dionys*, mit dem Beinamen des *Hausvaters*. Man hat von hier eine weite Aussicht auf die schöne Landschaft, von welcher es umgeben ist. Mehre Thüren und Fenster des Kastells sind von einer alten Ruine bei Batalha, Namens *Callipo*, genommen. Am Eingange des

Gebäudes von Südosten her sieht man einige altrömische Grabsteine von weissem Marmor mit Inschriften. Eine derselben besagt, dass dieses Denkmahl von *Titus Avitus Avitianus* zu Ehren der *Alburna*, der Tochter des *Titus*, Sohnes des *Avitus*, und der Mutter des *Duumvir*, errichtet worden sei. Eine andere Inschrift meldet, dass *Avitus*, der Obereinnehmer im Getraide-Departement, das Denkmahl seinen drei folgsamen Söhnen habe setzen lassen.

Das Kastell ist schon seit vielen Jahren eine Ruine, aber es hat noch viel Spuren seiner ehemaligen prachtvollen Bauart aufzuweisen. In Hinsicht der Bauart der Stadt überhaupt sagt *Kinsey*, dass sie viele Merkwürdigkeiten enthalte, die, wenn sie auch nicht bis in die Zeiten der Mauren zurückgehen, doch auf jeden Fall ein hohes Alter verrathen. — Die Stadt hat im Halbinsel-Kriege sehr durch die Franzosen, unter den Generalen *Margaron* und *Loison*, gelitten.

Indem *Murphy* von dem Thal von Leiria spricht, sagt er, der Boden sei so fruchtbar, dass er nur wenig Bearbeitung brauche, um Getraide, Wein und Oel im Ueberfluss hervorzubringen; dennoch wird von den Einwohnern sowohl der Pflug als der Weberstuhl vernachlässigt. Der prächtige Fichtenwald in der Nachbarschaft von Leiria ist von König *Dionys* gepflanzt und dadurch

das Vordringen des Sandes in die fruchtbaren Fluren verhindert worden.

Wir waren in Betreff der Wohnung, die wir zu Leiria fanden, sehr glücklich, nicht sowohl in Hinsicht der Lage, denn die Misericordia-Strasse (— fast in jeder portugiesischen Stadt findet man eine Strasse dieses Namens —) war eng und schmutzig, sondern weil wir geräumige und saubere Zimmer bekamen. Unsere Wirthsleute waren überdiess besonders höflich und aufmerksam. Sie beschäftigten sich mit der Verfertigung seidner und silberner Quasten zu Halsbändern, die vom Landvolke dieser Provinz getragen werden. Einige haben auch goldene und schwere Ketten, welche zwei Mal um den Hals geschlungen sind. Die Familie, bei der wir wohnten, bestand aus einer etwas bejahrten Frau, einer jüngern Person, die ihre Tochter war, und einem sehr hübschen und artigen Mädchen von etwa sechszehn Jahren, welche die ältere Frau stets mit »*Madrinha*« anredete, ein Wort, das sowohl »Pathe« als »Beschützerinn« bedeutet. Ausserdem war noch ein anderes altes Weib, — wie es schien, keine Verwandte — zugegen, welche recht gut eine von den Hexen in *Macbeth* hätte darstellen können. Sie hiess *Juana* und ihr Geschäft war, die Schweine aufs Feld zu treiben. Die hiesigen Schweine sind, wie wir im Vorbeigehen bemerken wollen, von kleiner Gestalt und meistens schwarzer oder blauer Farbe. Von

dieser Gattung sprach ein alter Kriegsmann unserer Bekanntschaft, ein Begleiter des »glorreichen Herzogs,« in Ausdrücken der höchsten Schwärmerei, die nur ein Soldat würdigen kann, der einen Piaster für ein Stückchen Zwieback bezahlt hat. Es war nach einem langen und ermüdenden Marsche, während dessen, — Gott weiss ob die Armuth des Landes oder die Nachlässigkeit des Commissariats Schuld daran war, — die Truppenabtheilung, zu der mein Freund gehörte, dem grössten Mangel an Lebensmitteln ausgesetzt war. Die Truppen befanden sich am Rande eines Waldes, in dem sie zu ihrem grössten Jubel eine Heerde dieser schwarzen Schweine sich ergehen sahen. »Noth kennt kein Gebot«; dieses Sprüchwort musste die Halbinsel-Helden entschuldigen, wenn sie in diesem Augenblicke nicht nur die königlichen Forstgesetze, sondern auch die Rechte des Privateigenthums zu achten vergassen. Kaum war die freudenvolle Entdeckung gemacht, als man nach allen Richtungen die Musketen krachen hörte, und in kurzer Zeit steckten zahlreiche Stücke des herrlichsten Fleisches an extemporirten Bratspiessen. —

Doch um zu unsern Wirthsleuten zurückzukehren — es war eine höchst arbeitsame Familie; niemals sah man sie müssig. Ihre Kost war von der einfachsten Art. Frühstück, Mittags- und Abendessen bestanden, eines wie das andere, aus Scharlachbohnen, die mit einem Stückchen Speck,

so gross wie ein Ei, zu einer Suppe gekocht und dann von allen Gliedern der Familie mit dem grössten Wohlbehagen verzehrt wurden. Nur selten vergönnten sie sich etwas Fleisch und die von ihrer Kirche gebotenen Fasten wurden mit grösster Gewissenhaftigkeit gehalten. Als wir beim Abschied fragten, was wir für unsere Wohnung und die Unterkunft unserer Maulthiere, der Maulthiertreiber und Bedienten schuldig wären, verlangten die guten Leute für das Futter der Thiere zusammen nicht mehr als zwei Schillinge; für die Wohnung wollten sie durchaus nichts annehmen, und nur mit der grössten Mühe konnten wir ihnen zwölf Crusaden aufdringen.

Bei unserer Ankunft in *Batalha*, wo wir einige Tage zu verweilen gedachten, war unsere erste Sorge, ein gutes Unterkommen zu finden, was hier keine geringen Schwierigkeiten hatte. Einen Gasthof — das heisst, ein Haus, das diesen Namen verdiente und worin es ein Engländer auch nur einen Augenblick hätte aushalten können — gab es hier nicht. Wir nahmen daher unsere Zuflucht zum Geistlichen, der in der Regel gut mit Wohnung versehen ist. Er hatte aber, wie wir fanden, nicht ein einziges Zimmer übrig, das er hätte ablassen können, und wir wandten uns daher an eine Art von Magistratsperson, die unsere Pässe zu untersuchen hatte. Zum Glück hatte dieser ein Zimmer übrig, das er uns recht freundlich und ohne alle Bedingung

abtrat. Es war im ersten Stock des Hauses, und sehr geräumig, aber im höchsten Grade unreinlich und der Fussboden im buchstäblichen Verstande mit Koth gepflastert. Da dieser Augias-Stall uns zugleich als »Sprachzimmer, Küche und Speisesaal« dienen sollte, so war unsere erste Sorge, ihn reinigen zu lassen. Für Geld und gute Worte fanden sich bald Leute, die Hand ans Werk legten, obwohl nicht ohne Verwunderung und einigen Verdruss über das, was sie »englischen Eigensinn« nannten. Die Arbeit wurde auch wirklich nur halb gemacht. Nachdem wir indessen durch unsern Bedienten den Fussboden reichlich mit aufgelöstem Chlorkalk hatten besprengen lassen — ein Artikel, mit dem wir uns in England auf Anrathen eines Freundes versorgt hatten — war unsere eiserne Bettstelle bald aufgeschlagen und wir legten uns nieder.

Ungeachtet unser Bedienter ein Fliegennetz über das Bett ausgespannt hatte, konnten wir, anderer Gäste wegen, dennoch nur wenig schlafen. Zum Uiberfluss befand sich dicht neben unserm Zimmer die Wohnung des Wirthes und seiner Familie, deren Geplauder bis lange nach Mitternacht anhielt. Als wir uns am andern Morgen über das Ungeziefer der Wohnung beklagten, wurde diess mit der grössten Gleichgiltigkeit aufgenommen. Die Kinder lachten darüber. Auch unser häufiges Gesicht- und Händewaschen, das

in einem so warmen Klima so nothwendig und wohlthätig ist, war für diese Bälger ein Gegenstand der Belustigung. Sie spotteten uns auf der Strasse nach, indem sie die Hände in eine Pfütze tauchten und sich damit das Gesicht abrieben, welches übrigens aller Schlamm der Halbinsel nicht viel schmutziger hätte machen können, als es ohnehin schon war

Uebrigens wurden wir während unsers Aufenthalts bei der würdigen Familie unsers Wirthes angenehm überrascht durch die Geschicklichkeit, welche seine Töchter in der Blumenstickerei auf Musselin an den Tag legten. Eines von den Mädchen, das uns mit Zeichnen beschäftigt gesehen, bat uns, ihr ein Muster zu machen, nach dem sie arbeiten könnte. Schon aus Galanterie bereitwillig und noch mehr durch die Aussicht angetrieben, dass unsere Geschicklichkeit die Eingebornen in Erstaunen versetzen würde, legten wir sogleich Hand ans Werk. Aber der geneigte Leser denke sich unsern Verdruss, als wir späterhin fanden, dass unsere Zeichnung durch die ungemeine Zartheit und Schönheit der Stickerei ganz in Schatten gestellt war. Ueberhaupt erfuhren wir nachher, dass die portugiesischen Frauen und Mädchen im Allgemeinen diese Kunst mit dem besten Erfolg ausüben.

Unser erster Ausgang war der Besichtigung des berühmten *Klosters* von Batalha gewidmet.

Murphy beschreibt seine Bauart als »modern normännisch-gothisch«. Die Materialien, aus denen es erbaut ist, sind so dauerhaft, und das Klima selbst der Erhaltung so günstig, dass es noch wenig von seiner ursprünglichen Schönheit verloren hat, ungeachtet ihm das Erdbeben von 1755 schwere Verletzungen zufügte, die die Mönche, bei dem geringen Vermögensstande des Klosters, nicht wieder auszubessern im Stande waren. Es besteht, nach *Murphy*, mit Ausnahme der innern Gemächer, ganz aus Marmor, der dem carrarischen ähnlich ist; nach *Link* aber, den *Kinsey* als Gewährsmann anführt, aus einer kalkhaltigen Sandsteingattung. »In der Kirche« — sagt *Murphy* — »bemerken wir nichts von jenen kleinlichen und unnützen Bildhauerarbeiten, mit denen andere gothische Gebäude nur zu häufig überladen sind. Was sich von Verzierungen vorfindet, ist sparsam aber mit Ueberlegung angebracht, besonders im Innern des Klosters, welches sich durch seine kensche und edle Einfachheit auszeichnet. Der Gesammteindruck ist grossartig und erhaben und wird nicht durch den äussern Schmuck, sondern durch die innere Vortrefflichkeit des Planes und der Anlage hervorgebracht.«

Die portugiesischen Schriftsteller haben entweder aus Unwissenheit oder aus irgend einem andern Grunde unterlassen, uns mit dem Namen des Baumeisters bekannt zu machen. Es war ein

brittischer Künstler, der den Riss dieses Meisterstücks der Baukunst entwarf, *Stephen Stephenson*. Wahrscheinlich wählte man deshalb einen Engländer zu diesem Unternehmen, und liess auch den Bau grossentheils durch Engländer ausführen, weil die Gemahlinn des Stifters eine Engländerinn war, nämlich die liebenswürdige und tugendhafte *Philippa*, Tochter *John's* von *Gaunt*, Herzogs von Lancaster.

Die Länge des Gebäudes ist nach *Murphy* — dessen Genauigkeit übrigens, wie uns wohl bekannt ist, angefochten worden — vom westlichen Eingange bis zum östlichen Ende, 416 (engl.) Fuss. Von Norden nach Süden beträgt die Ausdehnung mit Einschluss des Conventgebäudes, 541 Fuss. Was den Haupteingang betrifft, so bemerkt er, dass derselbe in Hinsicht auf Zierlichkeit und Geschmack von der Vorderseite keines andern gothischen Gebäudes in Europa übertroffen werde. Das Portal, von 28 Fuss Breite und 57 Fuss Höhe, ist mit ungefähr hundert Figuren in Hautrelief geschmückt, welche Moses und die Propheten, Heilige, Engel etc. darstellen. Jede Figur steht auf einem verzierten Fussgestell, unter einem Prachthimmel von bewundernswürdiger Arbeit, und von den benachbarten Figuren durch Eckpfeiler getrennt, die nach oben in Spitzbogen auslaufen. Unter dem Scheitel des untersten Bogens sieht man das Bild des Erlösers, auf einem Throne

sitzend, mit einer Weltkugel in der einen Hand und die andere ausgestreckt, den vier Evangelisten befehlend, von deren Bildnissen das Ganze umgeben ist. Das Dach des Gebäudes umgiebt ein Geländer, ungefähr 100 Fuss hoch über dem Fussboden.

Von der ungemeinen Zartheit in der Ausarbeitung der Verzierungen, führt *Murphy* als Beispiel eine Figur am Eingange an, welche einen der Kirchenväter vorstellt und nicht mehr als zwölf Zoll hoch ist; dennoch hat der Bildhauer die einzelnen Fäden des Gewebes der Tunica anzudeuten gewusst. Der Baumeister *Stephenson* soll, wie man vermuthet, ein Zögling *Williams* von *Wykeham* gewesen seyn, wofür nicht nur die Thatsache, dass beide Künstler Zeitgenossen waren, sondern auch der ganze Baustyl spricht.

In Betreff der frühern Geschichte dieses berühmten Gebäudes, so wie einiger andern Merkwürdigkeiten desselben entlehnen wir Folgendes aus der »Geschichte und Beschreibung des Königlichen Klosters Batalha,« von Pater *Luis de Souza*, nach Murphy's Uebersetzung.

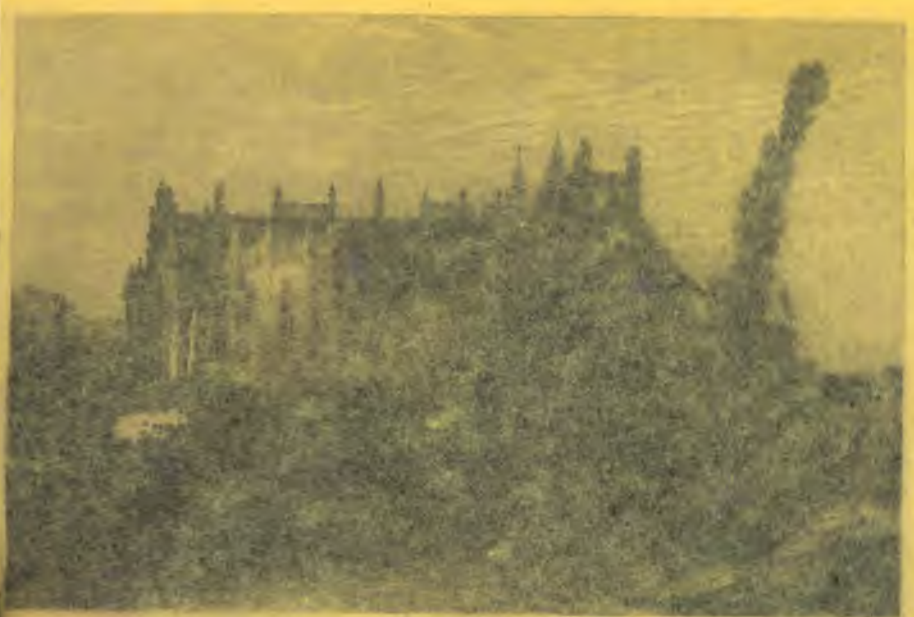
»*Don Juan*, der Erste dieses Namens und der zehnte König von Portugal, lagerte sich, als feindliche Truppen in das Königreich eingefallen waren, in dem Bezirke von *Leiria*, nur von wenigen aber getreuen und entschlossenen Anhängern begleitet. Sein Gegner, ebenfalls ein König *Juan*,

und der Erste dieses Namens in der königlichen Linie von Castilien, stellte sich vor der Antlitzseite seines Lagers, mit allen Streitkräften seines Königreichs, worunter sich, entweder durch Eigennutz bewogen oder aus missverstandenen Begriffen von der Gerechtigkeit seiner Sache, auch eine Menge Portugiesen befanden, in einer langen Linie auf, so dass eine Schlacht unvermeidlich wurde. Da diese Schlacht, am 14. August 1385, dem Tage vor dem Feste Mariä Himmelfahrt, günstig für den König Juan von Portugal ausfiel, so that er das Gelübde, zu Ehren der heil. Jungfrau ein prachtvolles Kloster zu bauen. Der Sieg schien auch wirklich nicht ohne höhere Unterstützung errungen worden zu seyn; denn seine Streitkräfte betrugen nur 6500 Mann, während das Heer des castilischen Königs 33000 Mann stark war. Letzteres soll in dieser »*Schlacht von Aljubarrota*,« wie sie nach einem Dorfe in der Nähe genannt wurde, allein 3000 Reiter verloren haben. In Folge dieses Sieges wurde bald das ganze Königreich wieder zum Gehorsam gebracht. Der König vergass nicht, an die Erfüllung seines Gelübdes zu denken, obschon eine geraume Zeit verging, ehe zur Ausführung geschritten wurde, da er mit sich und seinen geistlichen Gewissensräthen nicht gleich einig werden konnte, welchem Orden das Kloster bestimmt seyn sollte. Er entschied sich endlich für den Dominikaner-Orden. Zur Errichtung des Gebäudes

wurden aus fremden Ländern die geschicktesten Künstler und Arbeiter eingeladen, und da der Reichthum des Königs *Juan* weltbekannt war, so folgte diesem Aufrufe eine nicht geringe Zahl.

Die Lage war indessen nicht mit gehöriger Rücksicht auf Gesundheit, Angemessenheit und malerische Schönheit gewählt; denn der fromme Geschichtschreiber findet es nothwendig, den König deshalb zu entschuldigen, dass er ein solches Prachtgebäude, die Bewunderung der ganzen Welt, in einer menschenleeren, feuchten, von schattigen Waldungen und erfrischenden Quellen entblössten Einöde errichtet habe. Ungeachtet dieser wichtigen Einwendungen, welche gegen die Lage des Klosters gemacht wurden, wollte der König keine andere Stelle wählen, als eben diese, wo er durch göttlichen Beistand den wichtigen Sieg erfochten hatte. — Der ursprüngliche Name des Klosters war *Canveira,* von dem nächsten Dorfe, bei dem es liegt; erst später erhielt es den Namen *Batalha* (Schlacht), um an die Veranlassung seiner Gründung zu erinnern.

Das Schiff der Kirche ist vom Hauptelngange bis zur ersten Stufe der grossen Kapelle (? des Presbyteriums oder Chors ?) 300 portugiesische Palmen (1 P. = 8¼ Wiener Zoll) lang, und von da bis zur hintersten Wand der Kapelle sind 60 Palmen. Die Breite ist 150, die Höhe vom Fussboden bis zur Decke 140 Palmen. Zu beiden Sei-



BATALHA.

Das Schiff der Kirche [illegible] bis zur ersten Stufe der [illegible] Presbyteriums oder Chors [illegible] Palmen (1 P. [illegible] da bis zur [illegible] Palmen [illegible] bis zur Decke 140 Palmen. Zu beiden

BATALHA.

ten des Hochaltars sind vier Kapellen. Die erste ist der *Heil. Barbara* gewidmet und enthält die Grabstätte eines Kardinals, wie man glaubt, aus der königlichen Familie. In der zweiten, Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz gewidmet, befindet sich das Denkmahl der Königinn *Isabella*, Gemahlinn *Alfonso's V.* Die dritte, rechts vom Hochaltar und Unserer Lieben Frau von der Barmkerzigkeit geweiht, enthält die Gebeine König *Johanns II.* Die vierte Kapelle wurde für die irdischen Reste des tapfern Grossmeisters vom Christusorden, *Don Lopez Denis de Souza* bestimmt.

In der Mitte der grossen Kapelle ist unter den Stufen des Altars König *Eduard* nebst seiner Gemahlinn *Eleonora* beigesetzt. Das Grab ist ohne Inschrift und nur durch die lebensgrossen liegenden Bildnisse der Verstorbenen ausgezeichnet, deren rechte Hände in einander gefaltet sind, während die linke des Königs auf seinem Wappenschild ruht, die der Königinn aber ein Buch hält. Dem Transept-Eingange gegenüber, am Ende des Kreuzes, ist die Kapelle des Heilandes. Zu *Souza's* Zeiten waren die Fenster reich mit Glasmalereien ausgeschmückt und in gutem Zustande.

Das für den Stifter und seine Gemahlinn Philippa erbaute Mausoleum ist ein vierseitiges Gemach, jede Wand von 90 Palmen Länge, gewölbt und mit einer achtseitigen Laterne gedeckt, die auf acht Pfeilern ruht. Die Fenster enthalten

Glasgemälde. Die Höhe vom Fussboden bis zum Schlusssteine der Laterne beträgt 92 Palmen. Das Grabmahl ist von weissem Marmor, auf jeder Seite mit Dornen und Beeren tragenden Hagebutten-Blättern (*of briars*) in halberhabener Arbeit verziert. Die Zwischenräume enthalten den Wahlspruch: »*Il me plait, pour bien.*« Auf dem Grabe sind zwei liegende Figuren des Königs und der Königinn, Ersterer in völliger Waffenrüstung, und Beider rechte Hände in einander geschlungen. — Unweit davon sind vier andere Grabmähler, welche die Leichname der vier Söhne des Stifters umschliessen. Das Grabmahl *Don Pedro's*, des ältesten, zeigt die Devise des Ordens vom Hosenbande, zu dessen Rittern er gehörte. Er war Herzog von *Coimbra* und *Monte Mor*, und eilf Jahre lang Reichsverweser während der Minderjährigkeit *Alfonso's V.* Das Motto ist »*Désir*« Das Grabmahl des zweiten Sohnes, *Heinrich*, Herzogs von *Viseu*, zeigt einen Wappenschild, ebenfalls mit der Devise des Hosenbandordens und dem Motto: »*Talant de bien fere.*« *) Der dritte Sohn war *Don Juan*, mit dem Wahlspruche »*Je ai bien reson.*« Des vierten Sohnes, *Don Ferdinand's*, Wahlspruch heisst: »*Le bien me plait.*«

*) Diese Motto's sind buchstäblich abgeschrieben.
Anm. d. Verf.

De Souza sagt uns, indem er in der Beschreibung von *Batalha*, wie es zu seiner Zeit war, fortfährt, dass die Kirche zwei Eingänge habe, nämlich ausser dem Haupteingange noch einen Seiteneingang. Die Vorhalle des Letztern »würde allein ein ganzes Buch erfordern, um alle Säulen, Figuren und mannichfachen Skulptur-Verzierungen genau zu beschreiben.« Er spricht in Ausdrücken des höchsten Lobes von dem Fenster im Mittelpunkte der westlichen Vorderseite, unmittelbar über der Vorhalle, und sagt, es sei »von so ausgesucht kunstreicher Arbeit, dass es kaum möglich seyn dürfte, Aehnliches genauer und schöner in Wachs oder mit der Nadel als Stickerei darzustellen.«

Unter den Kostbarkeiten, welche die Sakristei enthält, erwähnt er gewisser *Reliquien*, die der griechische Kaiser *Emanuel Palãologus* im J. 1401 dem Kloster geschenkt hat. Eine derselben ist ein kleines goldnes Kreuz, in dessen Mitte sich ein Stückchen von dem Schwamme befindet, mit welchem dem sterbenden Erlöser Galle und Essig gereicht wurden. Die Geschenke des Stifters an silbernen Geräthschaften scheinen ebenfalls äusserst kostbar gewesen zu seyn und sollen 600 Pfund dem Gewichte nach betragen haben. Ein grosser Theil dieses Silbers musste später wieder verkauft werden, um den Ausbau des Klosters vollenden zu können, der aus Mangel an Fonds ins Stocken gerathen war.

Was *De Souza* über das Kapitelhaus sagt, ist merkwürdig. »Dieser Saal ist so gebaut, dass es in Hinsicht architektonischer Geschicklichkeit nichts Wundervolleres in der Welt geben kann. Er bildet ein Viereck von je 85 Palmen Länge an jeder Seite, und hat ein Deckengewölbe von Quadersteinen, ohne irgend eine innere Säule oder Stütze, die äusserlichen Strebepfeiler ausgenommen, wie sie an den Mauern der Kirche zu sehen sind. Es wird erzählt, dass während des Baues dieses Gewölbe zwei Mal einstürzte und die Arbeiter sehr beschädigte. Der König aber, der durchaus einen gewölbten Saal ohne den Uebelstand einer Stütze in der Mitte haben wollte, versprach dem Baumeister eine ansehnliche Belohnung, wenn er es zu Stande brächte. Damit aber, im Fall es doch wieder misslingen sollte, keiner von den Arbeitern mehr ums Leben käme, liess der König aus den verschiedenen Gefängnissen des Reiches alle Verbrecher, die das Leben verwirkt hatten, bei dem Bau anstellen.« Es wird nicht gesagt, ob diesen, da das Unternehmen beim dritten Male gelang, das Leben geschenkt wurde.

Das Kapitelhaus enthält die Gebeine Königs *Alfons V.*, Enkels des Stifters, und in einem andern Grabe den Leichnam des Prinzen *Alfons*, Sohns Johanns II., der durch einen Sturz mit dem Pferde getödtet wurde, als er längs dem Ufer des Tajo ritt.

Der würdige Dominikaner spricht mit gleichem Entzücken von der Grossartigkeit und der seltnen Meisterschaft, die sich in dem Bau des königlichen Kreuzganges entfaltet. Der von dessen vier Seiten eingeschlossene innere Hof war mit mancherlei Strauchwerk und Blumen bepflanzt. In der Mitte war eine grosse Cisterne und in der einen Ecke ein hoher Springbrunnen. Das Refectorium (Speisesaal) beschreibt er als ein prachtvolles Gemach von 133 Palmen Länge und 32 (nach Murphy 44) in der Breite. Der Weinkeller war 160 Palmen lang und 43 breit. Am nördlichen Ende war eine offene Terrasse, von welcher man eine reizende Landschaft von Obstgärten und eine ansehnliche Weinpflanzung überblickte, die von einem schönen Flusse bewässert wurde. Auch gab es hier einige Fischteiche.

Der Eingang zum *Mausoleum* des Königs Emanuel, war nach *de Souza* sehr breit und hatte auf jeder Seite sieben prachtvoll gearbeitete Säulen, mit verschiedenen Inschriften. Ueber den eigentlichen Erbauer dieser Grabkapelle giebt es verschiedene Meinungen. *De Souza* behauptet, es leide gar keinen Zweifel, dass der grösste Theil von König Emanuel selbst oder doch mit seiner Erlaubniss und während seiner Regierung erbaut worden sei. Die Inschrift: »*Perfectum est opus anno* 1509,« zu welcher Zeit der König schon ziemlich alt geworden war, spricht allerdings für

diese Behauptung, obgleich das Gebäude nie vollendet wurde. Andere Schriftsteller sagen, dass die Königinn *Eleonore*, Emanuels Schwester, die Gründerinn des Mausoleums gewesen sei, indem sie es für ihren Gemahl *Johann II.* und ihren Sohn *Alfons* bestimmt habe, deren keiner rin besonderes Begräbniss in der Klosterkirche hat. Als der Cardinal *Vincenz Justinian* das Kloster besuchte und diese Kapelle sah, soll er ausgerufen haben: »*Videmus alterum Salomonis templum.*« (Da sehen wir den zweiten Tempel Salomons!)

In dem mehrerwähnten Werke *De Souza's* über das Kloster Batalha finden wir Folgendes, die Vermächtnisse des Stifters zum Unterhalte der Geistlichen betreffend. »An den Geburts- und Sterbetagen des Königs und seiner Söhne, werden dem Kloster Opfergaben an Waizen, Wein und Wachs zugestanden. Da der Orden sich der Fleischspeisen enthält, so hat der fromme König noch ein Geschenk von einigen Dutzend getrockneter Weissfische (»*Whitings*«) von einer grossen und gesunden Gattung hinzugefügt . . . Da der Jahrestage sehr viel sind, so fallen die Opfergaben wahrhaft fürstlich aus. Sie belaufen sich auf 52½ Moyos (1 Moyo = 21½ Bushels = 13¼ Wien. Metzen) Waizen, 43 Pipen (1570 Wien. Eimer) Wein, 24 Arroben (= 630 Wien. Pfund) Wachs, und 215 Dutzend Fische. Der Betrag dieser Opfergaben in Geld sollte auf Befehl des

Königs vierteljährig aus seinen Einkünften durch den Einnehmer des Bezirks *Leiria* ausbezahlt werden. Da die Preise aller Gegenstände seit jener Zeit ansehnlich gestiegen sind, so erhält das Kloster jährlich ein beträchtliches Geschenk, welches auch in der That die Hauptunterhaltsquelle der Geistlichen ausmacht.

Um das Jahr 1783 enthielt das Kloster 44 Geistliche des Dominikaner-Ordens, nämlich 25 Priester, 2 Diakonen, 4 Novizen und 13 Laienbrüder. Diese standen unter einem Prior, 1 Novizen-Rektor, 1 Vikär und 1 Sittenmeister (Master of morals). Es waren 2 Professoren der Grammatik für die Weltlichen und ein dritter für den Unterricht im Lesen und Schreiben angestellt. Die übrigen Klosterbeamten waren der Sakristaner, der Vorsänger, der Kellermeister, der Küchenmeister und der Almosenpfleger. Ausserdem standen unter der besondern Leitung des Priors zwei Kassierer, deren jeder einen besondern Schlüssel zur Klosterkasse hatte. — Das Einkommen des Klosters betrug nach Verhältniss 10- bis 12000 Crusaden (12—15000 fl. C. Mze.), welche, ausser der festen Geldeinnahme von 3000 Crusaden, aus dem Verkaufe des Obstes, dem Mehl- und Oelmühlenzins flossen. Jedem Geistlichen waren 4800 Reis (= 11¼ fl.) für die Kleidung bewilligt. Der Klosterdienstleute waren 14. Der Koch erhielt jährlich 4800 Reis und Wein,

soviel der Prior bewilligte. Die gewöhnliche Tageskost für einen Geistlichen bestand in 1¼ Pfund Fleisch, eben so viel Fischen, nebst Wein, Obst etc. etc.

Ueber die geistlichen Bewohner des Klosters von Batalha, zu der Zeit, als *Murphy* sie besuchte, urtheilt dieser Schriftsteller in folgender Weise: »Während eines Aufenthalts von dreizehn Wochen in dieser Wohnung des Friedens und der Gastfreundschaft, erhielt ich alle möglichen Beweise von Aufmerksamkeit und Artigkeit von Seiten der frommen Väter, die in Uebereinstimmung mit den Pflichten ihres Ordens, allen Vorschriften der heiligen Religion Folge leisteten ..... Sie essen nur zwei Mal in vier und zwanzig Stunden: Mittags um eilf Uhr und Abends um acht Uhr. Die tägliche Portion eines Jeden besteht in zwei kleinen Broden, fünf Viertelpfund Fleisch, eben so viel an Fischen, nebst Suppe, Reiss, Wein und Obst. Davon wird indessen ein grosser Theil den Armen geschenkt. Die Regeln ihres Ordens beobachten sie mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Sie versammeln sich alle Morgen, im Winter mit Tagesanbruch, im Sommer um fünf Uhr. Dann holt sich Jeder ein Gefäss mit Wasser vom Brunnen, um sich, bevor er in den Chor geht, zu waschen. Ihre Reinlichkeit, die regelmässige Lebensweise und die Freiheit von allen weltlichen Sorgen, trägt dazu bei, körperlich

und geistig bis ins höchste Alter gesund zu bleiben. Denn trotz der Behauptung der Aerzte, dass ein unthätiges Leben den Körper schwäche, ist jeder Bewohner des Klosters als ein Beispiel von der Unrichtigkeit derselben zu betrachten.« .....

Der gegenwärtige Zustand von *Batalha* kann nicht besser beschrieben werden, als durch Anführung einer Stelle aus *Kinsey*, welcher sagt: »Die Franzosen hatten eine Küche aus der Sakristei gemacht, alle kostbaren Messgewänder, goldne und silberne Kelche und Leuchter geraubt und die hölzernen Kasten und Schränke verbrannt. Auch das Gebäude ist von den französischen Truppen sehr schwer beschädigt worden. Die Kapelle des Stifters ist zwar noch in leidlichem Zustande, aber die Monumente haben beträchtlich gelitten und die marmornen Standbilder sind auf das ruchloseste verstümmelt worden. »Die brittischen Soldaten« — fügt er zur Ehre unsers National-Geschmacks hinzu — »haben sich damit begnügt, ihre Namen in ganzen Compagnien an die Wände zu schreiben.« Gegenwärtig ist das ganze Gebäude fast eine öde Ruine. Nur ein oder zwei Mal wurde von einem Priester Messe gelesen, der übrigens in Ansehung seines Unterhalts gänzlich von der Wohlthätigkeit der frommen Einwohner des Dorfes abhing.

Während unsers Aufenthalts in Batalha in der Wohnung des erwähnten obrigkeitlichen Be-

amten, wurde das Nebenzimmer, wo die Familie unsers Wirthes wohnte, täglich von einem ältlichen Manne mit einer Guitarre besucht. Da er grosse Geschicklichkeit auf dem Instrumente besass, so hätte uns diese Nachbarschaft allerdings Vergnügen machen können, wenn er nicht immer ein und dasselbe Stück gespielt hätte, welches überdiess von so melancholischem Charakter war, dass ein wälisches Grablied als lustig dagegen betrachtet werden konnte. Wir ertrugen es einige Tage mit einer Philosophie, die uns selbst im Zeitalter der Stoiker unsterblich gemacht haben würde; aber zuletzt wurden wir der Sache doch so überdrüssig, dass wir beim ersten Tone des Instruments auf und davon liefen..... Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, dass Portugal sich rühmen darf, mehre ausgezeichnete Tonkünstler hervorgebracht zu haben. Einer der berühmtesten, auch als Compositeur hervorragenden Virtuosen war *Emanuel Cordoso*. Er erfreute sich der Gunst zweier Monarchen, *Philipps IV.* von Spanien und *Johanns IV.* von Portugal. Letzterer pflegte ihn oft in seiner Zelle, im Karmeliter-Kloster zu Lissabon, zu besuchen, und sich an seinem Violinspiel zu ergötzen. *Cordoso* erreichte ein hohes Alter und starb, während er das *Te Deum* sang. — Aber auch König *Johann IV.* selbst wurde als einer der ersten Tonkünstler seiner Zeit betrach-

tet. Er soll jeden Tag nach dem Mittagsmahl eine volle Stunde der Musik gewidmet haben. Seine Compositionen wurden unter einem erdichteten Namen herausgegeben. Er schrieb eine Abhandlung zur Vertheidigung der neuern Musik, welche er dem *Laurenz Rebello*, einem berühmten Violinkünstler zu Lissabon dedicirte. — Der grösste Sonderling, aber zugleich auch einer der ausgezeichnetsten unter den Tonkünstlern Portugals, war *Andreas Escobar*, der früher als erster Musiker bei der Kathedrale zu *Evora* und nachher in gleicher Eigenschaft zu *Coimbra* angestellt war. Er zog ausserdem gern im Lande umher und pflegte seine Zeche in den Wirthshäusern mit den süssen Tönen seines Lieblings-Instrumentes zu bezahlen, welches kein geringeres als — die Sackpfeife war, auf der er Wunder gewirkt haben soll. Er schrieb auch eine Abhandlung über das Spiel auf diesem Tonwerkzeuge.

Als wir von unserm Wirthe in Batalha Abschied nehmen wollten, stiessen wir in Ansehung der Bezahlung auf dieselben Schwierigkeiten wie in Leiria, waren aber nicht so glücklich, die Gewissensscrupel des trefflichen Beamten, der uns so gastfrei aufgenommen, zu beschwichtigen. Das Einzige, wodurch wir unsere Erkenntlichkeit bezeigen konnten, waren Geschenke, die wir den verschiedenen Gliedern seiner Familie machten. Wir erwähnen diess zur Ehre des portugiesischen

Volks und müssen überdiess bekennen, dass wir während unsers kurzen Aufenthalts die freundlichste Behandlung erfuhren, und bei keiner Gelegenheit, selbst von den niedrigsten Volksklassen nicht, durch Roheit belästigt oder beleidigt wurden.

Von *Batalha* begaben wir uns nach *Porto de Moz*, wo wir an einem Festtage eintrafen, der zu Ehren eines Heiligen gefeiert wurde. Es war daher auf dem Marktplatze ein grosses Gedränge, nicht bloss von den Einwohnern, sondern auch von Wallfahrern, die viele Meilen weit hergekommen waren, um dem Heiligen Opfergaben darzubringen. Viele von diesen Leuten pflegen zwei bis drei Tage auf einer solchen Pilgerfahrt zuzubringen, und Einige verpflichten sich durch ein besonderes Gelübde, auf dem ganzen Wege kein Wort zu sprechen. Die Weibspersonen gehen meistens barfuss, tragen aber goldene Ketten um den Hals. Die Farben ihrer Kleider sind nicht so grell und glänzend wie in Italien und in andern Gegenden des Festlandes. Die portugiesischen Frauen ziehen das bescheidenere Dunkelgrün und Braun vor, aber wohl auch mit deshalb, weil Stoffe mit diesen Farben wohlfeiler sind als andere.

Die Opfergaben, welche diese guten Leute ihren Heiligen darbringen, bestehen vornehmlich in Früchten, Geflügel und Tuch, welches sie

selbst gewebt haben; denn die Spindel und der Weberstuhl werden in jeder portugiesischen Dorfhaushaltung angetroffen. Die Reisekosten einer solchen Wallfahrt sind sehr unbedeutend, denn um des frommen Zweckes willen werden sie überall, wo sie durchziehen, von den Einwohnern gastfrei aufgenommen. In *Porto de Moz* angekommen, versammeln sie sich auf dem Platze bei einem grossen steinernen Kreuz, wo ihre Geschenke von den Geistlichen in Empfang genommen werden.

Porto de Moz ist eine recht hübsche und, für Portugal, eine bemerkenswerth reinliche Stadt, deren Einwohner sich sehr artig und gefällig gegen uns bezeigten. Die Umgebung, ein liebliches Thal, war die fruchtbarste und am besten angebaute, die wir in diesem Theile des Königreichs zu sehen bekamen. Die Hauptmerkwürdigkeit indessen ist ein schönes altes Schloss, welches allein eine Reise von *Batalha* hieher verdient. An dieses Gebäude knüpft sich eine Legende, auf die in verschiedenen ältern Werken über Portugal angespielt wird, die aber umständlich in einer Anmerkung zu Dr. Southey's *Roderich* erzählt wird. Folgendes ist das Wesentlichste davon.

Don Fuas Roupinho, ein berühmter Ritter in den altportugiesischen Chroniken, war Statthalter in diesem Theile des Landes und residirte in einem Schlosse zu *Porto de Moz*. Als er eines

Tages seinem Lieblingsgeschäft, der Jagd, nachging, entdeckte er in einer Höhle einen kleinen Altar mit einem Bilde der heil. Jungfrau Maria, von solcher Vollkommenheit und Schönheit, wie dergleichen selten an Bildern von dieser Grösse angetroffen werden. Der Ritter bezeigte der heil. Jungfrau seine Ehrfurcht und wurde von der Schönheit des Bildes so eingenommen, dass nur die Furcht, ein öffentliches Aergerniss zu geben, ihn abhalten konnte, es von hier mit in sein Schloss zu *Porto de Moz* zu nehmen, wo es, wie er glaubte, würdiger aufgestellt werden könnte, als in dieser schlechten Höhle. Es fiel ihm damals nicht ein, dass er mit Hilfe des Zimmermanns und des Maurers auch hier der heil. Jungfrau eine bessere Wohnung bereiten könnte.

Eines Tages ging er wieder auf die Jagd, als die Hunde einen Hirsch auftrieben. Es war am 14. September, am Feste der heil. Kreuzerhöhung. Die Legende zweifelt daran, dass es ein wirklicher Hirsch gewesen und glaubt vielmehr, dass der Fürst der Finsterniss oder einer seiner Diener die Gestalt des Hirsches angenommen habe, und dass es ihm gestattet worden sei, den Ritter zur Strafe dafür, dass er an diesem heiligen Feste einem weltlichen Vergnügen nachgehe, in Lebensgefahr zu bringen. So viel ist gewiss, dass der tapfere Rittersmann von einem dichten Nebel überfallen wurde und, während er auf einer flachen

Ebene fortzureiten glaubte, plötzlich an den Rand eines Abgrunds, zwei Hundert Klafter über dem Meere, gerieth. Er war ausser Stande, sein Pferd in diesem Augenblicke anzuhalten und hatte nur so viel Zeit, um ein kurzes Gebet an die heil. Jungfrau zu richten. Dieses war auch nicht vergeblich, denn eben als er nur noch zwei Palmen vom Rande des Abgrundes entfernt war, wurde das Pferd so plötzlich festgehalten, dass sich die hintern Hufe desselben tief in den Felsen eindrückten, wo sie noch heute zu sehen und für alle frommen Wallfahrer ein Gegenstand der Verehrung sind. Die Begebenheit brachte *Don Fuas* zum ernsthaftesten Nachdenken. Er begab sich sogleich in die Höhle, zum Bildnisse der Mutter Gottes, warf sich vor ihm nieder, drückte seinen Dank für die wunderbare Errettung aus und bat um Vergebung, dass er die Heilige so lange in diesem schlechten Wohnplatze gelassen habe. Er nahm sich die Sache noch mehr zu Herzen, als er von seinem Jäger erfuhr, dass man den Hirsch nirgends weiter gesehen habe. Er schloss daraus, dass ohne Zweifel der Fürst der Hölle selbst die Gestalt des Hirsches angenommen habe, um ihn für die Unterlassung seiner frommen Pflicht zu bestrafen.

Der Ritter liess es nun nicht länger beim blossen Versprechen bewenden, sondern er schritt zur Ausführung, und bestellte Arbeiter aus Leiria

und Porto de Moz, welche eine der heil. Jungfrau würdigere Einsiedelei erbauen sollten. Indessen so fromm der Ritter war, so sparsam scheint er auch gewesen zu seyn; denn ehe er das neue Gebäude anfangen liess, wurde die alte Kapelle in der Höhle abgetragen, ohne Zweifel in der lobenswerthen Absicht, die Baumaterialien bei dem neuen Baue zu verwenden. Bei dieser Gelegenheit entdeckten die Arbeiter ein Kästchen von Elfenbein mit Reliquien von *St. Bras*, *St. Bartholomäus* und einigen andern Heiligen, nebst einer schriftlichen Nachricht über die Art und Zeit ihrer Hinterlegung an diesem Orte. *Don Fuas* liess nun eine schöne gewölbte Kapelle aufführen, worin das Gnadenbild der heil. Jungfrau aufgestellt und seit dieser Zeit von zahlreichen frommen Pilgern besucht wurde.«

II.

ERINNERUNGEN AUS SYRIEN.

(Nach Robinson, Monro, Marmont und Berggren.)

Das schon in frühem Alterthume unter dem Namen *Syrien* (*Syria*) bekannte Land gehörte zum westlichen Asien, und gränzte im weitern Sinne nördlich an das Gebirge Amanus (eine bis zum Euphrat sich ausdehnende Fortsetzung des Taurus), östlich an die Wüste und den Euphrat, südlich an das Peträische Arabien und an Aegypten, westlich an das Mittelländische Meer. Es war also unter dieser Benennung auch *Cölesyrien*, *Phönizien* und *Palästina* mitbegriffen. Im engern Sinne wurden die drei letztern Landschaften das *Südliche* oder *Unter-Syrien* genannt, zum Unterschiede vom *Nördlichen*, *Obern* oder dem *eigent-*

lichen Syrien, welches nördlich an Melitene (einen Theil von Kappadocien), östlich an den Euphrat, südlich an Cölesyrien (zwischen dem Libanon und Antilibanon) und westlich an Cilicien gränzte. Bei den Eingebornen hiess das Land *Aram*. Die Araber nennen es *Scham*. Unter dem Volksnamen *Aramäer* verstanden indessen die alten Griechen nicht bloss die Einwohner von *Aram*, sondern auch die von Mesopotamien, Assyrien und Kappadocien bis gegen das Schwarze Meer, weil alle diese Völker gemeinschaftliche Sprache, Sitte und Cultus hatten.

Nach *Mannert* hat vor den Eroberungen der Assyrer und Perser das eigentliche *Aram* wahrscheinlich niemals einen gemeinschaftlichen Beherrscher gehabt. Dass Phönicien und Judäa besondere Staaten waren, ist ohnehin bekannt. Ausserdem unterscheiden die jüdischen Schriftsteller das Reich von *Damascus* in Cölesyrien und das Reich *Hamath* (jetzt Hama), nördlich vom Libanon. Aehnliche Dynastien fanden sich ohne Zweifel auch in den nördlichern Gegenden Syriens. Die *assyrischen* Könige unterjochten ohne Mühe diese kleinen Staaten und mit denselben kam Syrien in die Gewalt der *Perser*, bildete aber wahrscheinlich nur eine einzige Satrapie, deren Vorsteher in der Bibel unter dem Namen des »Landpflegers jenseit des Wassers« vorkommt. Erst später dürften Cölesyrien und Phönicien be-

sondere Satrapien gewesen seyn, mit einem Vorsteher, der zu Damascus seinen Sitz gehabt zu haben scheint.

Wenn auch Syrien schon früher unter der Herrschaft der Perser zu grossem Wohlstande gelangt seyn mochte und namentlich Phöniciens Handel auf einer hohen Stufe stand, so war doch die blühendste Periode, wenigstens des nördlichen oder eigentlichen Syriens, erst der Zeitraum, welcher auf den Tod *Alexanders des Grossen* folgte. Nach der Zerstückelung seines ungeheuern Reiches war von seinen obersten Feldherren, die sich in die Hinterlassenschaft theilten, zuerst *Antigonus* und hierauf *Seleucus* der Beherrscher aller persischen Provinzen, nicht nur in Mittel- und Südasien, sondern auch einiger Provinzen von Kleinasien. Da er in Syrien seinen Wohnsitz aufschlug, so entstanden in der Nähe des Meeres und am Flusse Orontes (dem jetzigen Aassi oder Asi) ansehnliche Städte, von welchen die meisten und vorzüglichsten mit griechischen Ansiedlern besetzt wurden und griechische Namen erhielten. Diess war besonders in dem eigentlichen oder Ober-Syrien der Fall. Im südlichen Syrien wurde die Herrschaft fortwährend von den ägyptischen Königen angefochten, was die Anlegung von Pflanzstädten auf dieser Seite verhinderte. Zwar gelang es den spätern Königen Syriens, das Ganze unter ihre Bothmässigkeit zu bringen, aber schon

damals war der Regierung alle Kraft entschwunden. Der Mangel einer tüchtigen Staatsverwaltung führte den Abfall der asiatischen Provinzen herbei, und die schlechte Kenntniss, die man von den auswärtigen Mächten hatte, verwickelte den Staat in einen, überdiess elend geführten Krieg mit den Römern, der den Verlust von Kleinasien zur Folge hatte und das übrige Reich in gewisser Hinsicht von *Rom* abhängig machte. Hiezu kamen nun einheimische Kriege, welche die Schwächung des Staates vollendeten. Die Juden und einzelne Herrscher im Libanon machten sich unabhängig. Phönicische Städte, z. B. *Aradus* (das jetzige *Ruad*), wagten es, ihren Gebietern Vorschriften zu machen, und die Statthalter in Armenien rissen sich nicht nur los, sondern brachten sogar die nördlichen Provinzen Syriens in ihre Gewalt.

Wer von dieser Verwirrung und Kraftlosigkeit sogleich Nutzen zu ziehen wusste, das waren die Römer. *Pompejus* kam nach Syrien, schlug den Antiochus, überliess Judäa seinen einheimischen, obwohl von Rom abhängigen Fürsten und brachte, mit Ausnahme einiger Dynastien, das übrige Syrien unter die Herrschaft der *Römer*. Indessen verhinderten die bürgerlichen Kriege, welche Rom selbst in seinem Innern erschütterten, die Gewalt in den entfernten fremden Besitzungen kräftig zu handhaben. Jede der streitenden Parteien suchte sich auch in Syrien die Oberhand

zu verschaffen. Die *Parther* unternahmen mehrmals glückliche und verwüstende Einfälle, und die wenigen einheimischen Regenten, welchen es gelungen war, sich der Römer zu erwehren, arteten grösstentheils in Räuber aus, so dass der Anbau des Landes sowohl als der friedliche Handelsverkehr mit den Fremden fast ganz vernichtet wurde. Endlich führte der Sieg bei *Actium*, durch den *Augustus* Alleinherrscher wurde, auch für Syrien einen Zustand der Ruhe herbei, welcher zwei volle Jahrhunderte währte. *Antiochia* (das jetzige *Antakia*), die ehemalige Residenz der syrischen Könige, blieb auch jetzt der Sitz der römischen Statthalter und wurde die Hauptstadt des ganzen römischen Asiens.

Mit dem Aufblühen des oströmischen Reiches und Konstantinopels begann indessen für Syrien abermals eine Periode des Verfalls. Unter *Justinian* fielen die *Perser* in Syrien ein, eroberten und zerstörten die wichtigsten Städte des Landes. Auf diese folgten später die *Saracenen*, welche das Land auf die Dauer in Besitz nahmen, die Verheerungen während der Zeit der Kreuzzüge und zuletzt die Einfälle der *Mongolen*. Im J. 1517 eroberte der türkische Sultan *Selim I.* ganz Syrien, Palästina und Aegypten, welche Länder seit dieser Zeit Bestandtheile des türkischen Reiches geblieben sind.

Die aus Europa nach Syrien kommenden Reisenden pflegen meistens in *Beirut* (auch *Bairut*) ans Land zu steigen. Beirut hiess im Alterthum *Berotha* und *Berytus*. In der Bibel erscheint es unter den Namen *Berothai* (2 Sam. VIII, 8) und *Chun*, auch *Cheroan* (1. Chron. XVIII, 8). Die Stadt gehörte zu Phönicien und war ursprünglich eine Colonie von Sidon. Unter dem römischen Kaiser Augustus erhielt sie den Namen seiner Tochter Julia (*Colonia Julia Augusta Felix Berytus*) und wurde die schönste Stadt Phöniciens. Im J. 566 aber ging sie durch ein Erdbeben fast gänzlich zu Grunde. Den Sarazenen, die Beirut nach einer hartnäckigen Belagerung erobert hatten, entriss es *Balduin I.*, König von Jerusalem, um es im J. 1111 wieder an den Sultan *Saladin* zu verlieren. So hatte es während der Kreuzzüge nach einander noch mehrmals christliche und mohammedanische Beherrscher, bis es später unter dem Sultan *Amurath IV.* dauernd in türkische Gewalt kam. Eine Zeitlang war es der Sitz der Drusen-Emire, von welchen es 1770 durch Dschessar Pascha erobert wurde.

Das jetzige Beirut liegt am westlichen Ende einer Landspitze, auf einer kleinen Anhöhe und kann drei engl. Meilen im Umkreise haben. Die Rhede ist offen und, wie an der ganzen syrischen Küste, ohne Sicherheit für die Schiffe. Ein kurzer Damm bildet einen kleinen Hafen für Fahr-

zeuge von geringer Tonnenzahl. Grössere Schiffe müssen eine Meile davon, an der Mündung des *Nahr el Barut*, vor Anker gehen. Die Mauern, welche die Stadt nach der Landseite umgeben, sind erst in verhältnissmässig neuer Zeit gebaut worden und haben, da sie aus einer lockern Steinart bestehen, nur geringe Festigkeit. In kleinen Entfernungen erheben sich viereckige Thürme. Die Strassen und Gassen sind, wie in allen morgenländischen Städten, schmal und unregelmässig, und bieten da, wo es keine Buden oder Kaufläden giebt, einen sehr öden Anblick dar. Zu beiden Seiten der Strassen läuft ein etwas erhöhter Fusspfad und in der Mitte fliesst ein kleiner Bach, der wesentlich zur Reinlichkeit der Stadt und im Sommer zur Erfrischung beiträgt. Die Stadt enthält kein öffentliches Gebäude von Wichtigkeit. Von den ehemaligen berühmten Prachtgebäuden aus der Römerzeit sind nur noch verstümmelte Säulen und Capitäler übrig, die man theils zu Garteneinfassungen theils zu anderm Behuf verwendet hat

Nach *Marmont* *) hatte Beirut im J. 1834 eine Bevölkerung von 8- bis 10000 Seelen. Es wird hier ein lebhafter Handel getrieben. Der Eng-

*) *Reise des Marschalls Herzogs von Ragusa etc. etc.* Teutsche Ausgabe. II. Band. S. 253.

länder *Robinson* *), der 1830 hier war, fand einen trefflichen Gasthof, der von einem Maltheser, Namens *Giuseppe*, gehalten wurde. Es soll diess die einzige Anstalt in Syrien seyn, die diesen Namen verdient. Beirut ist der Stapelplatz des mittlern Theils von Syrien, und der Hafen, durch welchen das 90 engl. Meilen entfernte *Damascus*, wo bloss Zwischenhandel getrieben wird, seine Versendungen macht und seine Waaren bezieht. Auch werden von hier aus die Erzeugnisse des Bodens ins Ausland verführt. Diese bestehen vornehmlich in Wein, Galläpfeln, Krapp (*Azala*), Gummi, roher und gesponnener Seide (vom Libanon) und Oel, welches die Ebene zwischen Beirut und Sidon liefert und für das beste in ganz Syrien gehalten wird. Die Einfuhr bilden Musseline, Baumwollengarn, weisse und gedruckte Linnenstoffe, Zinn, allerlei kurze Waaren, Tücher und westindische Produkte. Der Handel hat besonders in neuer Zeit grossen Aufschwung genommen und es sind zehn bis zwölf europäische Häuser ansässig geworden. Auch haben alle grössern europäischen Mächte ihre Consuln in Beirut. In Hinsicht der Religion bekennen sich die meisten Einwohner, da sie Türken sind, zum Islam. Ausser-

*) Voyage en Palestine et en Syrie, par M. *George Robinson* etc. II. Theil, Paris, 1838. S. 2 u. ff.

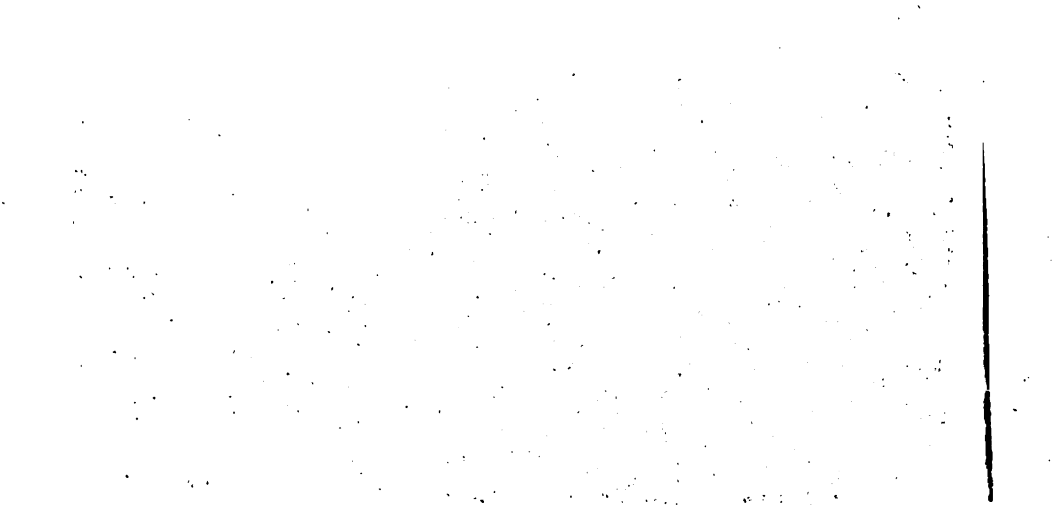
dem findet man Katholiken und schismatische Griechen.

Die fruchtbaren Umgebungen der Stadt bilden eine dreieckige Fläche und sind gut angebaut. Die Flur wird von einigen kleinen Bächen durchschnitten und ist mit Oelbäumen, Pinien, Palmen, Baumwollenpflanzungen, Weingärten, Getraidefeldern, Feigen- und Maulbeer-Zwergbäumen geschmückt. Ausserdem erblickt man niedliche Landhäuser und schöne Gärten, welche eine Menge Aprikosen-, Granaten-, Citronen-, Orangen- etc. Bäume enthalten. Die undurchdringlichen Hecken bestehen an mehren Stellen aus *Cactus opuntia*, deren Frucht hier, wie anderwärts in der Levante, unter dem Namen *Tin frendschi* (Frankenfeigen) in den Bazars verkauft werden. Indessen droht, nach Marschall *Marmonts* Bemerkung, der Stadt eine traurige Zukunft. Ein sehr feiner Sand hat nämlich die Küste überschwemmt und rückt, regelmässig fortschreitend, immer näher gegen die Stadt an, so dass er jährlich 12 bis 15 Klafter überfluthet, ohne dass etwas ihn aufzuhalten geschähe. Ein schöner Garten ist in wenig Monaten begraben. Das Haus und die Bäume werden zuerst zur Hälfte bedeckt, verschwinden aber bald gänzlich. »Dasselbe Schicksal« — weissagt er — »erwartet die Stadt und man kann im Voraus auf sehr sichere Art berechnen, wann sie zu seyn aufgehört haben wird. Es ist selbst für einen Frem-

den ein trauriger Anblick. Beiruts Bewohner scheinen es nicht zu bemerken und geniessen die Gegenwart, ohne sich mit der Zukunft zu beschäftigen.«

Oestlich von Beirut streicht mit der Küste gleichlaufend die Gebirgskette des *Libanon* von Nordnordost nach Südsüdwest. Sie beginnt in der Gegend von *Tripoli* (Tripolis) und endigt einige Meilen östlich von *Tsaida* (Sidon). Der höchste Gipfel dieses Gebirges, nördlich von *Baalbek*, kann 1700 Par. Klafter über dem Meere liegen. Von den Cederwäldern des jüdischen Alterthums, welche zur Erbauung des Tempels Salomons, so wie für die Flotten von Sidon und Tyrus das nöthige Bauholz lieferten, ist das Meiste verschwunden, und von den ältesten Bäumen fand *Marmont* nur noch sieben, welche wenigstens dazu dienten, den Namen und das Andenken an die Cedern des Libanon nicht ganz in Vergessenheit zu bringen. Das Gebirge bietet jetzt, in grösserer Entfernung und von den Küsten oder den Wüsten aus betrachtet, dem Auge nur eine abschreckende Masse nackter und steiler Felsen dar, deren den grössten Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Gipfel auf dem leeren blauen Himmelsgrunde ein ödes Ansehen haben.

Ueber die Cedern des Libanon sagt *Robinson*: . . . . »Links etwa eine halbe Lieue von der Strasse, die von *Bschirraï* queer über das Gebirge in das Thal von *Baalbek* führt, befindet sich



[illegible]

[illegible] von *Baalbeck* führt. [illegible]

J. Poppel direx. München.

CEDERNWALD BEI LIBANON.

das berühmte Cedernwäldchen. Diese Bäume sind eben so merkwürdig um ihres Wuchses und ihres hohen Alters willen, als weil sie von denjenigen abstammen, von welchen in der Heiligen Schrift so oft die Rede ist. Die Stelle, wo sie wachsen, ist so versteckt, dass ich sie ohne meinen Führer wahrscheinlich nicht bemerkt hätte, indem ich die Augen unverwandt nach dem höchsten Gipfel des Gebirges richtete. Sie stehen in einer Vertiefung am Fusse des höchsten Theiles vom Gebirge, wo sich ein nach Süden geöffnetes natürliches Amphitheater gebildet hat. Von der Hauptstrasse aus betrachtet, scheinen sie ein Dickicht alter Eichen mit grossen Aesten zu seyn, Ueberreste eines Waldes, die der Axt entgangen sind. Geht man aber näher, so fällt das Merkwürdige, wodurch sie sich auszeichnen, besser in die Augen. Sie scheinen verschiedenen Generationen anzugehören. Von den ältesten sind nur höchstens sieben oder acht noch übrig. Diese Patriarchen der Pflanzenwelt zeigen einen ganz eigenthümlichen Bau. Sie haben vier oder fünf Stämme, welche, jeder an sich selbst von der Grösse eines starken Baumes, sich aus einem gemeinschaftlichen Wurzelstock zehn bis zwölf Fuss hoch erheben, worauf sie sich mit den Aesten in *wagrechter* Richtung auszubreiten beginnen. Ich mass den Umfang eines solchen Stammes mit dem Shawl, den ich um den Leib trug, und fand ihn beiläufig dreissig

Fuss. Unabhängig von diesen ungeheuern Bäumen, befinden sich etwa 40 bis 50 schön gewachsene, aber etwas kleinere, und eine bedeutende Zahl von noch geringerer Grösse, unter welchen ich auch einige Fichten bemerkte. Die Aeste und das Laub der kleinen Cedern brechen schon nahe am Boden aus dem Stamme hervor, und sie tragen eine grössere Menge Früchte als die erstern. Die Stämme der ältesten sind mit Namen von Reisenden bedeckt, von welchen einige bis zum Jahr 1640 hinaufreichen. Meistens nimmt man die Rinde weg, um diese Inschriften einzuschneiden, was der Schönheit des Baumes grossen Schaden thut; nicht selten aber hat sich, wenu der Baum noch im Wachsen begriffen war, die Oeffnung der Rinde wieder geschlossen. Diese Cedern, welche ein kleines Gebüsch von etwa einer engl. Meile Umfang bilden, sind der Gegenstand einer besondern Verehrung von Seiten der umliegenden Ortschaften und es wird jährlich, am Tage der Verklärung Christi, ein eignes »Cedernfest« hier gefeiert, indem die Christen hieher wallfahrten und einer auf einem einfachen steinernen Altar am Fusse einer der ältesten Cedern gelesenen Messe beiwohnen.«

Robinson macht auf die Weissagungen der heil. Schrift aufmerksam, wie sie sich auch in Bezug auf die Cedern des Libanon erfüllt haben; namentlich auf folgende Stellen, *Jes.* X., 19: »Die

Herrlichkeit seines (Israels) Waldes und seines Feldes soll zunichte werden, ... dass die übrigen Bäume seines Waldes mögen gezählt werden, und ein Knabe sie mag anschreiben.« — *Jes.* XXXIII., 9: »Das Land liegt kläglich und jämmerlich, der Libanon steht schändlich zerhauen.« . . . .

Die Bevölkerung des Libanon mag nach *Marmont* an 400000 Seelen betragen. Es ist ein thätiges und verständiges Volk, dessen Fleiss die von der Natur jetzt vernachlässigten Berge oft bis zu den grössten Höhen hinauf mit fruchtbaren Feldern und Pflanzungen bedeckt hat. Ungeachtet es acht bis neun Monate im Jahre nicht regnet, so erblickt man doch an vielen Stellen kleine Tannen- und Eichenpflanzungen, so wie ganze Strecken von Myrthen, Andrachne, Lentiscus, Arbutus und andere Baum- und Straucharten, die in einem ewigen Grün prangen, während die kleinen Flüsse und Bäche in den Thälern die herrlichsten Blumenfelder hervorrufen. Diese Gewässer entspringen theils am Fusse des Gebirges, theils auf dem höchsten Bergrücken. Besonders reich an Quellen sind die Höhen um den Cedernbezirk, und hier ist es auch, wo man die weiteste Aussicht geniesst. »Man überblickt« — sagt *Berggren* *)

*) Reisen in Europa und im Morgenlande von *J. Berggren*. Aus dem Schwedischen etc. II. Theil, S. 25 u. f.

»eines der merkwürdigsten Länder der Welt, von *Gaza* und dem *Todten Meere* an bis zu dem Meerbusen von *Alexandrette* und den *Syrischen Pforten* (*Portae Syriae*), vom Mittelländischen Meere bis zum Euphrat und zur Arabischen Wüste. Und welche Mannichfaltigkeit der Fluren, der Erzeugnisse des Bodens bietet sich hier den Blicken dar! Hier ist eine Quelle, welche ihre klaren Fluthen in das Thal ergiesst und fruchtbare Ebenen bildet; dort sind grüne Hügel und himmelhohe mit Waldungen bedeckte Berge, oder unzugängliche Felsen, von denen herab das Schneewasser bald zerstörend wirkend, bald Segen verbreitend in die unten liegenden Felder mit starkem Getöse sich stürzt. Hier fliessen (nach entgegengesetzten Seiten) der *Jordan* und der *Orontes* zwischen Rosen und Lilien hin; dort breiten sich wilde Wüsten, Haiden und Steppen aus, die den Luchsen, Hyänen, Wildschweinen und Schakals zum Aufenthalte dienen, und weiterhin sind schauervolle Schluchten die Lieblingsplätze der Adler und Geier. Auf der freien Erde der Sidonier und Tyrier schleppen sich rohe, sorglose Muselmänner mit ihren Bürden fort. Elende Dörfer und Schutthaufen nehmen die heiligen Plätze der von der Welt so hochgefeierten Städte und Burgen ein. Giebt es irgend ein Land, wo die Mannichfaltigkeit der Natur in ihren Gestaltungen sich wundervoller offenbart, und wo der Mensch eine

grössere Anzahl unsterblicher Denkmähler der Kunst und Kraftäusserung hinterlassen hat?«

Die Bewohner des Libanon gehören zu drei stark von einander verschiedenen Stämmen. Im nördlichen Theile des Gebirges wohnen die *Ansarier*, im mittlern und südlichen Theile die *Drusen* und *die Maroniten*. Die Ansarier (auch *Anseiris* genannt) sind nicht über 60000 Seelen stark. Sie haben den Namen von ihrem Wohnsitz, einer weiten, nach Westen gegen das Meer geöffneten Ebene, die in Osten von den *Anseiri*-Bergen begränzt wird. Man schildert dieses Volk als eine unruhige Rasse, die niemals von den türkischen Paschas gänzlich hat bezwungen werden können. Diese mussten sich bisher mit einem Tribut begnügen, dessen Erhebung einem der vornehmsten Einwohner übertragen ist, welcher dafür an den Pascha eine jährliche Pachtsumme entrichtet. Sowohl über die Abstammung als über die Religion der Ansarier herrschen sehr verschiedene Meinungen. »Es ist möglich« — sagt *Robinson* — »dass sie, wie die Drusen, eine *mohammedanische Sekte* sind und dass sie, wie alle Sektirer, sich wieder in mehre Unter-Sekten getheilt haben, so dass die meisten selbst nicht mehr wissen, was sie sind. *Burkhardt* erwähnt drei solcher Sekten der Ansarier, welche er *Kelbye*, *Schamsye* und *Molladschye* nennt; aber er setzt hinzu: man kennt von ihnen nichts weiter als die Namen.

Die Hauptursache, warum man so wenig in dieser Beziehung weiss, ist wohl die, dass es, wie bei den Drusen, nur eine kleine Zahl von Männern giebt, die mit den eigentlichen Geheimnissen ihrer Religion bekannt sind. Die grosse Masse begnügt sich mit den äussern Gebräuchen.« — *Maundrell* erklärt sich über diesen Gegenstand in folgender Weise: »Ihr Grundsatz ist, sich zu keiner bestimmten Religion zu bekennen, sondern, wie das Chamäleon, die Farbe von der Sekte derjenigen Personen anzunehmen, mit welchen sie eben zu thun haben. Mit den Christen heucheln sie christliche Gesinnungen; mit den Türken sind sie gute Muselmänner; mit den Juden bekennen sie sich zur mosaischen Religion. So weit geht die Geschmeidigkeit ihres Gewissens in Sachen der Religion, dass bis jetzt noch Niemand dahinter gekommen ist, woran sie eigentlich glauben. Nur soviel weiss man mit Sicherheit von den Ansariern, dass sie trefflichen Wein bauen und grosse Verehrer dieses Getränkes (folglich keine aufrichtigen Mohammedaner) sind.«

Marschall *Marmont* erklärt die Ansarier (von denen er jedoch sagt, dass er sie nicht persönlich besucht habe) geradezu für Götzendiener. »Die Einen« — sagt er — »beten die Sonne, die Andern den Hund an. Das Christenthum fand niemals vollkommenen Eingang bei ihnen. Dasselbe gilt vom Islam, der jedoch ihren Gewohn-

heiten und ihrem Geschmack besser zusagte. Daraus entstand ein Gemisch von allen Religionen, worin ihre ältesten heidnischen Gebräuche mit dem Cultus der neuern Religionen vereinigt sind.«

Was die *Drusen* betrifft, so hatte *Robinson* Gelegenheit, sie kennen zu lernen, als er den britischen Consul zu Beirut, Herrn *Abbott*, auf dessen Landhause in *Brumana* besuchte. Brumana ist ein kleines Dorf des Libanon, einige Meilen von der Küste, im Mittelpunkte des Bezirkes, welcher fast ausschliesslich von den *Drusen* bewohnt wird. Auch ein Emir der Drusen hat ein Schloss (Serai) in der Nachbarschaft von Brumana. Südlich vom Dorfe, etwa anderthalb Stunden, liegt *Deir el Khalat*, d. h. das Kloster des Schlosses, welches in alter Zeit, wie der Name und mehre Ruinen andeuten, ein starker militärischer Posten gewesen seyn mag. Gegenwärtig erhebt sich mitten aus den Ruinen ein maronitisches Kloster, worin aber nur zwei Mönche leben. Der Kirchenthüre gegenüber sieht man vier grob zugehauene Säulen von fünfzehn Fuss Umfang, welche zu einem Tempel gehört zu haben scheinen. *Robinson* hält sie für ein Werk der Phönicier.

Der Reisende machte in Gesellschaft des Consuls seinen Besuch beim Emir der Drusen und wurde sehr artig und zwanglos aufgenommen. Die Tracht der drusischen Frauen, die er hier zu

sehen bekam, ist ganz wie die der Türkinnen, nur mit dem Unterschiede, dass sie eine eigene Kopfbedeckung tragen, welche *Tantur* heisst. Diese ist eine Art kegelförmiger Röhre, etwa achtzehn Zoll lang, von Silber oder schwach versilbertem Kupfer, je nach den Vermögensumständen der Person. Sie ist mit mancherlei Mustern verziert und wird auf einem kleinen Polster, über der Stirn, in der Art befestigt, dass es sich etwas vorwärts neigt, ungefähr wie das Horn beim s. g. Einhorn. Ueber diese Kopfzierde wirft man ein Stück Musselin, das bis auf die Hüften hinabreicht und dessen sich die Frauen als Schleier, zur Verhüllung des Gesichts, wenn sie ausgehen, bedienen. In einigen Gegenden des Libanon trägt man das Tantur seitwärts am Kopfe; aber wenn schon die erstere Art, auf der Stirn, den Frauen nicht eben ein reizendes Ansehen giebt, so werden sie durch diese letztere Mode noch mehr entstellt. Eine der Töchter des Emir in Brumana, ein hübsches Mädchen von sechzehn Jahren, schien sehr traurig, ungeachtet sie am folgenden Tage heurathen sollte. *Robinson* fragte sie um die Ursache, und sie antwortete betrübt, ihr Bräutigam wolle nicht haben, dass sie ein Tantur trage.

Bei *Brumana* steht abgesondert ein kleines steinernes Gebäude, mit einem kuppelförmigen Dache und daneben ein alter Baum. Da die Thüre offen war, so wollte *Robinson* hineingehen,

aber einige Personen in der Nähe hielten ihn davon ab und nöthigten ihn, sich zu entfernen. Der Consul, dem er diess erzählte, sagte ihm, dass das Gebäude ein *drusisches Bethaus* (*Khaluë*, d. h. abgesonderter Ort) sei, und dass er wohl daran gethan habe, der Warnung zu folgen, denn die *Drusen* sind in dieser Hinsicht sehr misstrauisch, und bedecken ihre religiösen Gebräuche mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses. »Was man darüber erzählt« — sagt *Robinson* — »sind grösstentheils nur Vermuthungen. Man glaubt, dass ihre Religion der Ueberrest einer mohammedanischen Ketzerei sei, welche irgend ein kühner Volksbetrüger um politischer Zwecke willen erfunden habe. Fanatismus hat augenscheinlich keinen Antheil daran, denn die Drusen sind, besonders in Sachen der Religion, ein sehr duldsames Volk und ihre Glaubenslehren verrathen, so weit man sie kennt, eher Unwissenheit als Bösartigkeit. Sie scheinen zu den Mohammedanern in demselben Verhältniss zu stehen, wie ehemals die Samariter zu den Juden, und, was das Merkwürdigste ist, man beschuldigt sie gerade des nämlichen Götzendienstes, dessen die Juden sonst die Samariter bezichtigten, der Anbetung des Kalbes. Aber dieser Vorwurf beruht nur auf Hörensagen und ist nur darum für wahr angenommen, weil ihn so viele Reisende nach einander wiederholt haben .... Gegründeter ist, dass

die Druſen sich in zwei grosse Klassen abtheilen, die der *Akul* (in der einfachen Zahl *Aakel*) oder *Verständigen*, und die der *Dschahel* oder *Unwissenden*. Die Akul, zehntausend an der Zahl, bilden den geistlichen Stand; man erkennt sie an ihren weissen Tuchans, dem Sinnbilde der Reinheit, und an der besondern Art, wie sie denselben zusammenfalten. Sie dürfen keinen Tabak rauchen; sie schwören nie, und sind überhaupt in ihren Reden wie in ihrem Betragen sehr zurückhaltend. Doch dürfen sie sich verheurathen. Das Haupt dieses geistlichen Ordens wohnt in einem Dorfe, *El Mutna* genannt. Die Titel und Vorrechte der Akul gehen nicht nothwendig vom Vater auf den Sohn über. Jeder Druſe kann, wenn er es wünscht und ein gewisses Alter erreicht hat, übrigens auch in einem guten sittlichen Rufe steht, nachdem er sich einigen vorläufigen Feiergebräuchen unterworfen, in den Orden eintreten. Die *Dschahel* oder Uneingeweihten bilden die bei weitem zahlreichste Klasse des Volks. Sie beobachten keinerlei religiöse Gebräuche, ausgenommen wenn die Umstände sie nöthigen, sich für Mohammedaner auszugeben. Dann besuchen sie die Moscheen und beten wie die Türken. Es giebt eine ziemlich grosse Anzahl öffentlicher Schulen bei den Druſen. Die Lehrer sind in der Regel Akul und werden von den Schülern bezahlt, welche hier (Arabisch, die gewöhnliche Sprache der Dru-

ben) lesen und schreiben lernen. Das Buch, dessen man sich dazu bedient, ist der Koran. In solchen Dörfern, wo es nur christliche Schulen giebt, nehmen die Drusen keinen Anstand, ihre Kinder hinein zu schicken. Das Lesebuch sind hier die Psalmen Davids.

Als *Robinson* diese Bemerkungen über die Drusen schon niedergeschrieben und sein Reisewerk vollendet hatte, erhielt er durch den Doctor *Meryon* zu Marseille, welcher ehemals zur Haushaltung der bekannten Lady Hester Stanhope in Syrien gehörte, einen handschriftlichen Katechismus *) der Drusen-Religion, aus welchem er Folgendes als den Hauptinhalt desselben mittheilt:

»Die Religion der Drusen beruht auf einer Geheimlehre, welche unnütz scheint, wofern sie nicht dazu dient, eine grobe Täuschung zu verbergen. Sie glauben an die Seelenwanderung, halten sie aber eher für eine Strafe in dieser als in der andern Welt. Sie glauben, dass die Propheten des Alten Testaments nur eine Aufeinanderfolge (von Verkörperungen) derselben Geister gewesen seien. Ihr heiliges Buch enthält die Namen *David*, *Abraham*, *Ismael* und *Pythagoras*, aber ohne

*) *Catéchisme des doctrines de la religion des Druses* etc. traduit en *Anglois* d'après la traduction verbale faite de l'*Arabe* en *Italien*, le 13. Juin 1830, par *Basile*, évêque de Sidon (Tanide).

Beziehung auf unsere Zeitrechnung. *Hamsa* ist der Name ihres Gottes und obersten Beherrschers der Welt, den sie auch für den wahren *Christus* ansehen . . . . Den Mohammedanern scheinen die Drusen eben so entgegengesetzt zu seyn, wie den Christen. Den Koran gebrauchen sie als Maske, um die Türken zu betrügen. Die vier Evangelien aber betrachten sie als nothwendig zur Religion. Sie glauben, dass *Hamsa* seit Adam sieben Mal auf der Erde erschienen ist; das letzte Mal geschah es 400 Jahre nach Mohammed. Aber in späterer Zeit, wann die Christen mächtiger seyn werden als die Türken, wird er noch ein Mal in sehr furchtbarer Weise erscheinen, und dann durch sein göttliches Ansehen die Religion der Drusen überall verbreiten. Diese Religion verlangt blinden Gehorsam und verwirft das Fasten, das Gebet, den Zehnten und den Genuss des Thierfleisches.«

. . Marschall *Marmont* giebt in der Hauptsache dieselben Nachweisungen über die Religion der Drusen. *Robinson* schätzt ihre Zahl auf 70000, worunter etwa ein Drittel waffenfähige Männer seyn mögen. Sie bewohnen aber nicht bloss den Libanon, sondern auch die Landschaft *Hauran*, südöstlich von Damas. Man weiss nicht genau, wann sie sich hier in Syrien sesshaft gemacht haben. »*Min Kadim*« »seit langer Zeit,« ist die gewöhnliche Antwort, wenn man sie darum be-

fragt. Nach *Marmont* stammen sie von verschiedenen Orten her. Als sie den Islam angenommen, sagt er, nahmen sie Theil an den Streitigkeiten, die wegen der rechtmässigen Nachfolge des Chalifen entstanden. Als sie ihres Abfalls und der Annahme ihres jetzigen Glaubens wegen von den rechtgläubigen Mohammedanern verfolgt wurden, flüchteten sie sich in die syrischen Gebirge und schlossen sich um ihrer Sicherheit willen an die Maroniten an, welche daselbst bereits eine Freistätte gefunden hatten. Mehre Jahrhunderte behaupteten sie ihre Unabhängigkeit und schlugen oft die Türken zurück, die sie zu unterwerfen suchten. Erst unter *Amurath III.*, in dem letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts, wurden sie einigermassen bezwungen. Sie erhielten ein von der türkischen Regierung ernanntes Oberhaupt (*Emir*) aus einer der angesehensten ihrer Familien. *Fachr Eddin*, welcher diese höchste Stelle bekleidete, wusste sich am Hofe des Sultans mächtige Freunde zu erwerben. Er bemächtigte sich der Stadt *Beirut*, vertrieb den Aga und versöhnte den Unwillen des Sultans durch eine Vermehrung des Tributs. Bald erfolgten noch andere Vergrösserungen des drusischen Gebiets. Da die Zahl seiner Feinde angewachsen war, so beruhigte er sie durch seine Entfernung und trat die Würde an seinen Sohn ab. Aber schon nach einigen Jahren kehrte er aus Italien, wo er sich am Hofe der Medizis auf-

gehalten hatte, nach Syrien zurück, übernahm die Stelle wieder und machte den Sultan so eifersüchtig, dass dieser dem Pascha von Damas auftrug, den Emir zu unterwerfen, was diesem aber erst nach mehrjährigem Kampfe gelang. *Fachr Eddin* wurde gefangen genommen und auf Befehl des Sultans hingerichtet. Seine Kinder folgten ihm indessen in seiner Würde als Oberhaupt der Drusen und Maroniten. Nach dem Erlöschen seines Stammes gelangte diese Würde an eine berühmte *arabische* Familie, welche Einige aus der Gegend von Bagdad, Andere aus dem Bezirk von Damas herleiten. Es ist das Haus *Schehab*. Der gegenwärtige Fürst der Drusen aus dieser Familie ist seit mehr als vierzig Jahren der in der neuesten Zeit durch seinen Aufstand gegen die ägyptischen Truppen unter Ibrahim Pascha bekannt gewordene Emir *Beschir*. Er bekleidete diese Würde schon zu der Zeit, als die Franzosen unter Bonaparte aus Aegypten nach Syrien vorgedrungen waren. »Hätten unsere Waffen« — sagt *Marmont* — »vor St. Jean d'Acre gesiegt, und wäre der furchtbare Dschessar Pascha unsern Streichen erlegen, so hätte *Emir Beschir* ohne Zweifel gemeinschaftliche Sache mit uns gemacht.«

Emir Beschir ist katholischer Christ geworden. Unter seiner Oberleitung wird das Land von Emiren und Scheiks verwaltet. Die Abgaben, welche er erhebt, sind nach einem alten Her-

kommen und zwar in Folge einer allgemeinen Uebereinkunft, nach der Anzahl der Maulbeerbäume oder Morgen Landes auf eine bestimmte Summe festgesetzt. Von dieser Summe bestritt er sonst den Tribut an die türkische Regierung. Das Uebrige bildet den grössten Theil seiner Einkünfte. Das ehemals sehr beträchtliche Privatvermögen der Familie *Schehak* ist in neuerer Zeit durch die vielen Theilungen, welche die Zunahme der Familie nothwendig gemacht hat, sehr zusammengeschmolzen.

Die Residenz des *Emir Beschir* ist *Deir el Chamar* (Khamar), an der Westseite des Libanon. Der Name dieser Stadt bedeutet *Kloster des Mondes* und stammt von einem ehemaligen Kloster her, welches der heil. Jungfrau geweiht war, die in Syrien gewöhnlich mit einem Halbmond unter den Füssen dargestellt wird. Die Stadt hat etwa 5- bis 6000 Einwohner und liegt im Bezirke *El Schuf*, am Eingange eines schmalen, gegen das ungefähr sechs Stunden entfernte Meer geöffneten Thales. Die Häuser sind sämmtlich von Stein gebaut und zeugen im Allgemeinen von dem Wohlstande ihrer Bewohner. Die weitläuftigen Bazars bieten alle Gegenstände dar, die zur Bekleidung der Bergbewohner gehören und im Lande selbst verfertigt werden. Einige *Abbas* oder seidene mit Gold und Silber durchwirkte Kaftans, wie sie die Scheiks der Drusen tragen,

zogen vorzüglich Robinsons Aufmerksamkeit an sich. Aber noch interessanter waren ihm die christlichen Grabstätten. Es sind kleine steinerne Gebäude von ungefähr vierzig Fuss ins Gevierte, und bei reichen Leuten mit einer Kuppel gedeckt. Jede Familie besitzt ein solches Gebäude, worein sie ihre Todten legen und dessen Oeffnung sie nach der Beisetzung vermauern. Diese Grabstätten sind der Stadt Deir el Chamar eigenthümlich und verdanken ihren Ursprung ohne Zweifel der Schwierigkeit, Gräber in dem felsigen Boden auszuhöhlen, auf welchem die Stadt erbaut ist. In der Umgegend giebt es eine Menge Maulbeerbäume und Weinstöcke. Im Innern der Stadt ist ein Gebäude von mässiger Höhe und italiänischer Bauart, welches gegenwärtig grösstentheils leer steht. Es war sonst der Residenz-Palast des Emir Beschir und ist von *Fachr Eddin* gebaut worden, welcher während seines Aufenthalts in Italien mit europäischer Kultur vertraut geworden war. Emir Beschir wohnt gegenwärtig in dem benachbarten Dorfe *Beteddein* (bei Berggren *Ptedin* genannt). Hier steht sein, halb in morgenländischem, halb in europäischem Style gebauter Palast versteckt im Thale auf einer felsigen, schwer zugänglichen Anhöhe, die bloss nach dem Meere hin und auf die Stadt eine Aussicht gewährt. Man gelangt zuerst in einen viereckigen Hof, der auf drei Seiten von Gebäuden

PALLAST DES DRUSEN FÜRSTEN ZU BETEDDEIN.

Verlag von J.G Calve in Prag

Hauptgebäude, durch einen kleinen mit Bäumen bepflanzten Hof davon getrennt, befindet sich eine andere Reihe von Gemächern, die aber 1830, als *Robinson* sie sah, noch nicht vollendet und zur Wohnung der fürstlichen Familie bestimmt war. . . . Der eben genannte Reisende sah den Fürsten, als er in den Hof trat, wo er auf und abging. »Er war,« — sagt er — »von einer grossen Anzahl verschieden gekleideter und mehr oder weniger geschmückter Offiziere umgeben; man erkannte ihn aber sogleich an den Beweisen von Ehrfurcht, die er von seinem Gefolge empfing. Dem Anscheine nach konnte er etwas über sechzig Jahre alt seyn. Sein weisser Bart reichte bis auf den Gürtel herab. Neben ihm stand ein junger dicker Mann, von nicht sonderlich verständigem Aussehen, es war, wie man mir sagte, einer von den Söhnen des Emirs. Der Emir that einige Fragen an mich in Beziehung auf *Mehemed Ali*, den Pascha von Aegypten, dessen Staaten ich kürzlich besucht hatte. Als ich mich verabschiedete, gab er die nöthigen Befehle, mich in seinem Palaste angemessen zu behandeln . . . . In den andern Abtheilungen des Hofes sah man malerische Gruppen von Soldaten, neben reich angeschirrten Pferden, deren von verschiedenen Orten herbeigekommene Herren mit dem Emir wichtige Dinge zu verhandeln hatten. Andere, mit Schriften in den Händen, standen schüchtern von fern und warteten

eingeschlossen ist. Der Fussboden ist der mit grossen Kosten geebnete nackte Fels. Mitten im Hofe ist ein schöner Marmor - Springbrunnen, welcher sein Wasser aus einer sechs Stunden entfernten Quelle mittelst einer Wasserleitung erhält und es durch Röhren in die verschiedenen Theile des Schlosses schickt. Die Gemächer des Fürsten und seiner Familie bilden ein längliches Gebäude, welches die ganze südliche Seite des Hofes einnimmt. Auf den beiden andern Seiten befinden sich die zur Wohnung der Dienerschaft und zur Aufnahme der Fremden bestimmten Abtheilungen, die Stallungen, die Küche etc. Die Mitte des Hauptgebäudes ist von einer Kuppel überragt, deren Gewölbbogen auf zierlichen Säulen ruhen. Hier ist auch der grosse Empfangssaal. Er ist ringsum von erhöhten, mit reichen Stoffen und prächtigen Polstern bedeckten Diwans umgeben. In der südöstlichen Ecke ist ein kleiner auf das prachtvollste ausgeschmückter Pavillon, in der Mitte des marmornen Fussbodens mit einem Springbrunnen versehen. Die Wände und der Plafond sind mit höchst geschmackvollen Arabesken verziert. Es ist ein wahres Meisterstück der Baukunst und Malerei und die Personen, welche die Fremden herumzuführen bestimmt sind, beobachten mit neugierigen Blicken den Eindruck, welchen es auf sie macht. Am andern Ende des Palastes sind die Bäder. Gleichlaufend mit dem

litischer Hinsicht sind sie dem Emir der Drusen unterworfen. In geistlicher Beziehung stehen sie unter einem eignen Patriarchen, welcher in dem Kloster *Kanobin* am Libanon residirt und den Titel »Patriarch von Antiochien« führt.

Berggren, der sich einige Zeit unter den maronitischen Katholiken des Libanon, im Dorfe *Zug Michael* und im Kloster *Antura* (*Ainthura*) aufhielt, hatte Gelegenheit, über ihre Lebensverhältnisse und die Naturbeschaffenheit des Landes manche anziehende Beobachtung zu machen. Wir wollen aus seiner Erzählung Einiges mittheilen.

»Der Bote« — sagt er — »kehrte von *Antura* (nach Beirut) zurück, allein die Antwort lautete, es seien keine Zimmer für mich übrig, es wäre denn, ich wollte mir eines auf eigene Kosten einrichten lassen, und der Bischof *Gandolfi*, der päpstliche Legat in Syrien, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte, sei seit längerer Zeit verreist. Ich beschloss nun, an Ort und Stelle zu reisen und mit den Klosterbrüdern selbst zu sprechen. Da in Syrien, besonders in den Städten, immer eine Menge gesattelter Pferde, Kameele, Esel und Maulesel bereit stehen, so dauerte es nicht lange, als Hr. Laurella »(der schwedische Consular-Agent)« zu mir auf das Dach kam und mir sagte, dass der *Mucker* »(Eseltreiber, auch Fuhrmann)« mich bereits erwarte. Es war ein

zerlumpter Araber, der mich unter unaufhörlichem Geschwätz, von dem ich kein Wort verstand, durch Strassen und Gässchen führte, bis ich endlich am Stadtthor den für mich bestimmten Esel entdeckte. Da ich auf diesen Thieren noch nie zuvor geritten hatte und nicht wusste, in welchem Ansehen sie im Morgenlande stehen, so schämte ich mich, mich aufzusetzen und beschloss, den Weg zu Fuss zu machen und den Araber selbst den Esel besteigen zu lassen, der mit einer Menge Thonflaschen und Packete für fremde Personen beladen war.«

»Die Wanderung nahm ihren Anfang und war in der ersten Stunde recht erfreulich zwischen den Weingärten und grünen Hecken von Nopal, Weiden und Schilfrohr längs dem Ufer des *Naher Beirut*. Allein jenseits dieses Flusses in der grossen Ebene *El Budschere*, wo St. Georg den Lindwurm besiegte, wurde der Weg höchst beschwerlich, indem er jetzt das Meergestade entlang führte, wo der tiefe Flugsand bei jedem Schritte Hindernisse bereitete. Nach Verlauf einiger Zeit gesellten sich mehre Reisende, theils zu Fuss, theils auf Kameelen und schönen arabischen Hengsten, zu uns. Da ich die europäische Tracht noch nicht abgelegt hatte, so zog ich bald die Aufmerksamkeit Aller auf mich und wurde dem Anscheine nach für einen Arzt gehalten, indem mir mehre Personen ihren Arm reichten,

um mich ihren Puls fühlen zu lassen. Mit allerhand Grimassen gab ich ihnen zu erkennen, dass es mit ihrer Gesundheit sehr schlimm aussehe. Obgleich sie bald merkten, dass ich nicht ein einziges Wort Arabisch verstand, so schwatzten sie doch ohne Unterlass mit mir, so dass ich endlich, um nicht stumm zu scheinen, auf mein Schwedisch losbrach, was ihnen viel Vergnügen zu machen schien. Auf diese Weise gelangten wir nach drei Stunden zu den Felsen, wo der Weg etwas von der Küste abweicht, und wo wir bei einem Wirthshause, das von einem Maroniten gehalten wird, uns niedersetzten, um auszuruhen und den Schweiss abzutrocknen. Ich war schon mehre Tage nicht recht wohl gewesen, und so hatte die beschwerliche Fussreise mich so ermattet, dass ich in Ohnmacht sank. Die Araber, voll Eifer ihren Aeskulap wieder ins Leben zu rufen, gossen ein Gefäss mit Wasser nach dem andern über mich, und standen eben im Begriff, mit einem Brodmesser mir eine Ader zu öffnen, als ich zu ihrer grossen Freude wieder zu mir selbst kam. Ein wenig salzsaure Ziegenmilch war das Einzige, was man in diesem Wirthshause bekommen konnte; man hätte denn ein Liebhaber von Branntwein seyn müssen, der in den an den Landstrassen gelegenen Häusern der Maroniten dem Wanderer vor allen andern Dingen gereicht wird; doch sah ich Niemanden, der ihn unmässig genossen hätte.

Wenn ich auch den Esel neben den schönen arabischen Rosinanten immer noch nicht ohne den grössten Widerwillen ansehen konnte, so musste ich mich doch bequemen, jetzt mit ihm vorlieb zu nehmen und mich auf ihn zu setzen.«

. . . . »Jenseits des Flusses *Naher el Kelb*« (Hundefluss, des *Pycus* der Alten), wo der Bezirk von *Kesruwan* beginnt, wichen wir immer weiter von der Küste ab und gelangten, nachdem wir durch schöne terrassenförmige Maulbeer-Gärten, Weinberge und andere Pflanzungen immer noch aufwärts eine Stunde geritten waren, nach dem Dorfe *Zug Michael*, dem Hauptorte von Kesruwan, wo ich an den vicarirenden Patriarchen, Bischof *Johannes Marum*, empfohlen war, der mich mit ausgezeichneter Güte und Gastfreundschaft aufnahm. Da er in Rom studirt hatte, so sprach er das Italiänische mit grosser Leichtigkeit, so wie auch ziemlich gut Latein . . . . Obgleich er selbst kein eigenes Haus hatte und bei dem Scheik Beschara, einem der vornehmsten Bezirkshäupter, wohnte, so wirkte er mir doch den Audienzsaal seines Wirthes zur Wohnung aus und stellte mich den Arabern unter dem Namen *Scheik Jakub* und als einen Reisenden von der äussersten Gränze der Welt vor. . . . . Während der Bischof in der Kirche war, um die Vesper zu verrichten, setzte ich mich oben auf das Dach, um von hier aus die entzückendste Aussicht zu geniessen.

Wohin ich den Blick wandte, stiess ich auf irgend eine hinreissende Naturszene. Unten in den tiefen grünen Thälern, zwischen himmelhohen Alpen, erblickte man die Hirten, welche unter frohen Gesängen ihre Heerden sammelten. Von dem Kloster her ertönten die Glocken und luden zur Betstunde und Anbetung des Kreuzes im Tempel ein, und als die letzten Strahlen der heiter sich senkenden Sonne mit röthlichem Glanze von den westlichen, spiegelhellen Fluthen des Meeres auf die Schneegebirge *Dschebel Achar* und *Pamim* in Osten zurückgeworfen wurden, begann die Nachtigall ihren Gesang in den Cypressenhainen, girrte die Turteltaube in den Palmenwäldern, und wohlriechende Pflanzen und Blumen verbreiteten mit den kühlen Schatten immer mehr und mehr ihre Düfte.«

Berggren besuchte auch ein Frauenkloster in Zug Michael, welches einige und dreissig Nonnen zählte, die mit wenigen Ausnahmen noch in der Blüthe ihrer Jahre standen. Es giebt dergleichen Nonnenklöster mehre auf dem Libanon. Die darin befindlichen Jungfrauen sind meistens Töchter unbemittelter oder ganz armer Aeltern, können aber nach gewissen Jahren, wenn ihnen das Klosterleben nicht behagt, wieder in die Welt zurückkehren. Da die Klöster wenig oder keine Einkünfte haben, so müssen sich die Nonnen durch Arbeit ihren Unterhalt zu verschaffen suchen.

Ueber seinen Aufenthalt in *Antura* äussert sich *Berggren* in folgender Weise: »Bei einer fortwährenden Beschäftigung« (er widmete sich hauptsächlich dem Studium der arabischen Sprache) »verstrich mir die Zeit schnell und angenehm genug. Bisweilen stellte ich Ausflüge zum Botanisiren an, bisweilen besuchte ich die gutmüthigen gastfreien Bewohner der nahe gelegenen Dörfer und Klöster. Ueberall wurde ich aufs liebreichste empfangen, und von Dach zu Dach liessen sich Stimmen vernehmen, welche mich zu sich einluden. Die Frauenspersonen, welche im Allgemeinen hübsch sind, nahmen stets an der Unterredung Theil und baten mich häufig, nach Hause an meine Frau zu schreiben und sie zu bitten, ihnen einige Tressen und goldgestickte Tücher zu senden, welche sie mir zum Andenken stets tragen würden. Ausser einigen reisenden Kaufleuten und Klostergeistlichen traf ich auf dem Libanon keine andern Europäer an, als ein Paar Aerzte oder vielmehr Quacksalber, zu denen die Maroniten, welche im Allgemeinen die aufgeklärtesten unter den übrigen Bewohnern der Levante sind, kein grosses Vertrauen hegen. . . Diese Aesculape stellten sich gewöhnlich jede Woche bei uns ein, entweder um Rhabarber zu verkaufen und ein gutes Mittagsmahl bei uns einzunehmen, oder auch wohl, um uns zu einem Schlachtfeste bei sich einzuladen, da sie zu-

weilen sich Schweine von Cypern, oder irgend einem Orte auf dem Libanon zu verschaffen wussten.«

»Uebrigens war die Lebensweise im Essen und Trinken sehr einfach. In der Regel bestanden die Speisen, welche ich genoss, in Linsen, Eierkuchen, Waizengrütze und saurer Milch. Aus der Grütze und dem Reis wurde, ausser Pillaw, eine mit Wasser angerührte Teigmasse bereitet, und darunter fein gehacktes Fleisch, Zwiebeln, Majoran, Krausemünze, Pfeffer, Salz und andere Gewürze gemengt, um dann in Gestalt von Klössen (Knöteln) gekocht oder in Oel gebraten zu werden. Diese Speise verfolgte mich, unter dem Namen *Köbbe*, mit verschiedenen Abänderungen im ganzen Morgenlande bis nach Aegypten, wo man sie aber *Kopt* nennt. . . . Eigentliche Fleischspeisen sind selten und da sie überdiess mit Oel bereitet werden, so konnte ich ihnen keinen Geschmack abgewinnen. Fische und Wildpret bekommt man noch seltener zu sehen, obgleich nur die Trägheit der Morgenländer Schuld ist, dass man nicht stets Ueberfluss daran hat. Ein Rebhuhn, ein Stachelschwein oder ein kleiner Fisch von der Mündung des Naher el Kelb waren eine solche Seltenheit, dass man sie entweder zu einem sehr hohen Preise verkaufte oder nur irgend einem Prälaten oder Scheik ein Geschenk damit machte. Ich ging häufig auf die Jagd und mehrmals erlegte ich vier

bis fünf Rebhühner mit einem Schusse; auch im Fischfange war ich glücklich, so dass ich auf meine Ausbente Gäste einladen konnte. Das Brod macht ein Haupt-Nahrungsmittel aus und ist in dieser Gegend besser als in den übrigen Theilen Syriens. Für Wohnung und Tisch musste ich dem Institute monatlich ungefähr 100 schwedische Bankthaler (80 fl. Conv. Mze.) bezahlen. Man kann daraus schliessen, dass es im Allgemeinen auf dem Libanon ziemlich theuer zu leben ist. Der Grund davon liegt theils darin, weil fast alles Getraide aus Coelosyrien und den Bezirken von Damas eingeführt werden muss, theils weil das Volk im Durchschnitt sehr arm und unmenschlich hart besteuert ist.«

»Die vornehmsten Produkte des Gebirges sind *Seide, Tabak, Oel, Baumwolle* und etwas *Wein*. Die beste Art des Letztern wächst in der Umgegend von Zug Michael und ist bei den Europäern unter dem Namen *Vin d'or* oder *Goldwein* bekannt. Dieser Wein war hier in ziemlicher Menge vorhanden und wurde mir bei jeder Mahlzeit gereicht. Anfangs kannte ich seine Wirkung noch nicht, und ich liess mich verleiten, einige Gläser schnell nach einander zu trinken; allein es dauerte nicht lange, als ich in Ohnmacht fiel. Libanons Weine sind von trefflicher Beschaffenheit und bereits vom Propheten *Hoseas* wird ihrer auf

eine vortheilhafte Weise gedacht *). Jedoch zur Ausfuhr über das Meer eignen sie sich nicht. Der Goldwein wird nicht auf die gewöhnliche Art bereitet, sondern seine Gährung dadurch bewirkt, dass man ihn in Thonkrüge füllt und diese in die Sonne stellt.«

»Auf den *Seidenbau* wenden die Bewohner des Libanons die grösste Sorgfalt .... Man legt zuerst die Eier des Seidenwurms in einen mit dem Namen des Eigenthümers gezeichneten linnenen Beutel, spannt ihn vermittelst kleiner Querhölzer aus, damit die Seiten einander nicht berühren, und hängt ihn dann in der Kirche auf, welcher Ort nicht allein als segensreich betrachtet wird, sondern auch von Feuchtigkeit und Rauch befreit ist. Hier bleibt der Beutel gewöhnlich vom Juli bis zur Mitte des nächsten April hangen, und in der Regel ist es der St. Georgstag, an welchem man die Eier herausnimmt und sie wägt, um nach der wahrscheinlichen Zahl der Seidenwürmer die erforderliche Zahl der Maulbeer-Bäume zu bestimmen. Acht Drachmen Eier z. B. verlangen zwanzig Bäume, von denen jeder etwa 10½ Pfund (franz. Gew.) Laub giebt. Darauf werden die Eier wieder in den Beutel gelegt und man hängt diesen nun in einer eigens zu diesem Zweck erbauten

*) Cap. 14 Vers 8: „und sein (Israels) Gedächtniss soll seyn wie der Wein am Libanon."

Hütte auf, welche stark geheizt wird, um das Ausbrüten der Eier zu beschleunigen. Sobald die Raupen ausgekrochen sind, welches gewöhnlich nach Verlauf von vierzehn Tagen geschieht, legt man sie auf grosse hölzerne Teller und stellt diese in dunkle, kühle Hütten, oder, wie ich diess bei Seleucia sah, in Felsenhöhlen, und füttert die Raupen mit den zartesten, fein zerschnittenen Maulbeer-Blättern. Täglich drei Mal erhalten sie frisches Futter. Nach vierzehn Tagen giebt man ihnen die Blätter, ohne sie zu zerhacken, bis sie, ihrem Naturtriebe gemäss, allmählich zu fressen aufhören. Man lässt sie dann je nach zehn Tagen zwei Tage hungern, wobei man Heidekraut und andere ähnliche Pflanzen unter sie wirft, damit sie an denselben emporklettern und ihr wunderbares Gewebe beginnen. Nach Verlauf von 25 bis 30 Tagen sind die Cocons vollendet, worauf man sie von den Zweigen ablöst, um sie zu wägen und danach den Ertrag zu bestimmen. Neun Gewichtstheile Cocons geben einen Gewichtstheil Seide. Je nach der Zahl der Maulbeerbäume wird eine grössere oder kleinere Anzahl Cocons für das nächste Jahr zurückgelegt. Achtzig Cocons z. B. geben fünf Drachmen Eier. Diese Cocons, zur Hälfte männliche, zur Hälfte weibliche, werden in einen besondern Behälter eingeschlossen, worauf nach 10 bis 12 Tagen die Raupe sich verpuppt und zum Schmetterlinge wird.

Diese Schmetterlinge werden in leichte linnene Säcke gethan, um sich darin zu paaren und Eier zu legen. Die Eier, welche an den in den Säcken befindlichen linnenen Kappen (?) hangen bleiben, werden mit diesen herausgenommen, in andere kleine Säcke gethan, und diese dann in der Kirche bis zur Mitte des nächsten Aprils aufgehängt. Die Cocons dagegen, welche abgehaspelt werden sollen, werden auf den Dach-Terrassen in der Sonne ausgebreitet. Nach zwei bis drei Stunden sind die Würmer todt, und nun thut man die Cocons in grosse kupferne Kessel mit lauwarmem Wasser, um zum Behuf des Abhaspelns erweicht zu werden. Dieses Abhaspeln von mehren Hundert Cocons zugleich geschieht vermittelst eines grossen Walzenrades, um welches sich die Fäden wie um eine Haspel winden. Während des Haspelns wird das Wasser im Kessel fortwährend umgerührt. Der Ertrag ist verschieden, je nachdem die Witterung günstig gewesen ist oder nicht.« . . . .

»Nächst dem Seidenbau macht der Anbau des *Tabaks* eine Hauptbeschäftigung der Bewohner des Libanons aus. Im Handel führt der syrische Tabak (*Tutun*) verschiedene Namen, als: *Tutun Suri, Tutun Dschebajli, Tutun Latagie* u. s. w., je nach den Bezirken, wo die Sorte wächst, oder den Häfen, wo er vorzugsweise ausgeführt wird, wie z. B. *Sur* (Tyrus). *Latagie* (Laodicea). In

den zum Libanon gehörigen Bezirken wird der beste in der Umgegend von Dschebail und Dedscher el Achmar gebaut. Die Art, wie man den Tabak anbaut, ist folgende. Gegen die Mitte März wird der Same in ein fettes, lockeres und mässig feuchtes Erdreich gesäet. Nach Verlauf von 30 bis 40 Tagen werden die jungen Pflanzen auf ein gefurchtes Feld versetzt, welches während des Winters mehrmals umgepflügt worden. Die Pflanzen, welche 15 bis 20 Zoll von einander entfernt stehen, werden, um das Wachsen zu befördern, täglich zwei bis drei Mal begossen. Später begnügt man sich bloss mit dem Ausjäten des Unkrauts, um die Erde und die Pflanzen rein und locker zu erhalten. Sobald die Pflanze völlig ausgewachsen ist, pflückt man die grössern Blätter ab, reiht sie an einen Faden und hängt sie an bedeckten, jedoch luftigen Örten auf. Zuweilen wird das Zimmer oder der Raum, worin sie hangen, mit Thymian, Rosmarin, Salbei, Lavendel und andern wohlriechenden Pflanzen durchräuchert, wodurch die Tabaksblätter nicht allein trocken werden, sondern auch die Wohlgerüche annehmen. Sobald sie gänzlich trocken sind, legt man sie packweise auf einander, um sie, wie man sich ausdrückt, *zusammenbrennen* zu lassen. Indessen darf diess nicht zu schnell geschehen; deswegen werden die Packe von Zeit zu Zeit gelüftet und dann erst, wenn diess mehrmals ge-

schehen, die Blätter zum Versenden verpackt. Der Tabak, welcher auf den Bergen wächst, ist besser als der in den Ebenen angebaute. Am schlechtesten ist der, welchen man in fetter Gartenerde und einem zu stark befeuchteten Boden zieht.«

Marmont und *Berggren* schlugen auf ihrer Reise von Beirut nach *Damas* den kürzesten, zum Theil schon vorhin beschriebenen Weg über das Gebirge in östlicher Richtung ein. *Robinson* dagegen wandte sich zuerst von Beirut aus nach Norden, und besuchte *Taroblus* oder *Tripoli* (das alte *Tripolis*). Was er über den jetzigen Zustand dieser Stadt mittheilt, besteht in Folgendem. Man glaubt, dass der Name *Tripolis* (Dreistadt) von drei verschiedenen Ansiedlungen herrühre, die von *Tyrus*, *Sidon* und *Aradus* kamen und sich an drei benachbarten Punkten der Küste niederliessen. Da die Vorstädte dieser drei Pflanzstädte immer mehr anwuchsen, so traten sie endlich mit einander in Berührung, so dass nun eine einzige Stadt daraus entstand. Die jetzigen Eingebornen haben den altgriechischen Namen in *Tarablus* oder *Tarabolos* verstümmelt. Will man die Stadt genauer bezeichnen, so sagt man *Tarablus el Scham*, das östliche Tarablus, zum Unterschiede von Tripolis in der Berberei, welches man *Tarablus el Gharb*, das westliche, nennt. Die gegenwärtige Stadt liegt am Fusse der niedrigsten Vorberge des Libanon, ungefähr eine halbe Weg-

stunde vom Ufer des Meeres. Der Fluss *Kadischa* (der Heilige), auch *Nahr Abu Ali* genannt, durchströmt sie und theilt sie in zwei ungleiche Hälften, von welchen die südliche die ansehnlichste ist. Sie ist von einer ziemlich niedrigen Mauer umgeben, welche keinen sonderlichen Widerstand leisten kann. Die Umgebungen sind mit Orangen-, Citronen- und Maulbeer-Pflanzungen bedeckt, die sich auf eine Strecke in die Ebene ausdehnen. Der Reisende ist kaum eingetreten, als ihn die Reinlichkeit und Nettigkeit überrascht, welche Tripoli vor andern Küstenplätzen auszeichnet. Die aus grauen Steinen erbauten Häuser fallen sowohl im Innern als im Aeussern angenehm ins Auge. Fast alle haben terrassenförmige Dächer, auf welche sich die Bewohner, namentlich die Frauen, des Abends begeben, um die kühle Seeluft zu geniessen. Uebrigens hat die Stadt keine bemerkenswerthen öffentlichen Gebäude. Die Bazars sind weitläufig und eben so reichlich mit einheimischen als ausländischen Waaren versehen. In vorzüglicher Menge finden sich s. g. kurze Waaren, hauptsächlich von englischer Fabrication. Dieser Handelszweig ist hier sehr einträglich. Der vornehmste Gegenstand der Ausfuhr besteht in Seide, die man in dem nahen Gebirge gewinnt. Sie ist indessen von geringer Güte und wird theils roh versendet, theils zu Taschentüchern und Shawls verarbeitet, welche man nach den Küsten

der Berberei absetzt. Die Mogrebiner kaufen sie selbst hier ein und geben dafür Colonial-Waaren, die sie von Malta beziehen. Die übrigen Ausfuhr-Artikel sind Badeschwämme, welche man in grosser Menge längs der ganzen Küste fischt, Galläpfel, aus den Bergen von Anseyry, schönes gelbes Wachs, vom Libanon, Färberröthe, von Homs und Hamah, und etwas Tabak. Letztern schickt man nach Aegypten, wo er sehr geschätzt wird. Auch sieht man überall gewaltige Haufen Seife zum Verkauf ausgestellt, selbst in Boutiken, wo man diese Waare nicht suchen würde. Wahrscheinlich haben sie die Verkäufer nur in Commission. Die Seife wird vornehmlich nach den Küsten von Anatolien und Karamanien ausgeführt, eben so die Potasche, welche zu ihrer Bereitung verwendet wird. Letztere wird aus der östlichen Wüste bezogen.

Es sind zahlreiche Moscheen in Tripoli, welche ehemals christliche Kirchen gewesen seyn sollen. Auch kann man aus den gothischen Bogengewölben, welche die jetzigen Bazars bedecken, schliessen, dass diese ursprünglich zu Klöstern und andern geistlichen Gebäuden gehört haben mögen. Gar Vieles erinnert noch an die Zeiten der Kreuzzüge und des ehemaligen Königreichs Jerusalem. Namentlich sieht man über mehren Hausthüren in Stein gehauene Kreuze und an andern Orten Kelche.

Der Fluss *Kadischa* liefert, indem er die Stadt durchströmt, das nöthige Wasser, nicht bloss für die Abzugsgräben der Strassen, sondern auch für die Häuser, welche meistens einen Fliessbrunnen im Hofe und nicht selten auch in dem Empfangssaale haben. Ausserdem versorgt der Fluss die Bäder, welche hier, wie in allen mohammedanischen Städten, sehr zahlreich und von bemerkenswerther Schönheit sind. Die Volksmenge von Tripoli beläuft sich auf 17000 Seelen, worunter nur 3000 Christen (Griechen), das Uebrige Türken sind. Die Türken werden für sehr fanatisch gehalten. Die Behörde ist der *Mutzellim*, welcher unter dem Pascha von Acre steht.

Etwa eine halbe Stunde ausserhalb der Stadt befindet sich der Hafen von Tripoli, *El Mina;* er wird durch eine Reihe von Klippen gebildet, die sich von der Spitze des Vorgebirges nordwärts erstrecken. Der Ankerplatz, den die Rhede darbietet, ist ziemlich unsicher. Der Grund ist felsig, so dass die Ankertaue bald abgerieben und zerstört werden. Der Hafenort, an sich selbst eine kleine Stadt, wird hauptsächlich von griechischen Matrosen und Schiffbauern bewohnt. Aus mehren Trümmern und alten Grundmauern zu schliessen, die man etwas oberhalb des jetzigen Hafens wahrnimmt, muss hier im Alterthume eine Stadt gestanden haben, wahrscheinlich eine von

den oben erwähnten dreien, welchen Tripolis seinen Namen verdankte.

Das Meer ist an dieser Küste überschwänglich reich an trefflichen Fischen und Schalthieren, besonders im Winter, wo sie Schutz in der Nähe des Ufers suchen. Im Sommer, wo sie in die hohe See hinausgehen, sind die Fischer zu träge, um ihnen so weit nachzugehen. Die Fische werden alsdann sehr selten, und nur wenn die griechischen Fasten eintreten, erblickt man etwas grössere Thätigkeit. Die Türken sind keine grossen Liebhaber von Fischen, verstehen sie aber trefflich zuzubereiten.

El Mina hat eine feuchte Luft; dennoch wohnt man hier gesünder als in Tripoli selbst. Von El Mina bis zur Mündung des Kadischa erstreckt sich eine Reihe von sechs viereckigen Thürmen, einer vom andern etwa zehn Minuten entfernt, welche zur Vertheidigung des Hafens errichtet worden zu seyn scheinen. Sie liegen am Rande des Wassers und dürften ein Werk der Saracenen seyn. Die Eingebornen haben jedem Thurme einen besondern Namen gegeben. In der Umgebung dieser Thürme, so wie im Meere, liegen zerstreut eine grosse Menge Granitsäulen von fünfzehn Zoll im Durchmesser.

Der Kadischa ist nicht schiffbar, selbst für kleine Fahrzeuge nicht, und kann auch bei El Mina nicht durchwatet werden. *Robinson* über-

schritt ihn etwas weiter aufwärts, auf einer gewölbten Wasserleitung, die als Brücke dient. Das Wasser kommt vom Libanon, etwa acht (engl.) Meilen von Tripoli. Die Einwohner nennen diese Wasserleitung *Kontaret el Brins*, ein Name, der auf einen europäischen Ursprung, vielleicht auf den Erbauer hindeutet.

Eine andere, noch jetzt nicht unbedeutende Stadt der syrischen Meeresküste ist *Seïde* oder *Saïde* (das altphönicische berühmte *Sidon*). Hier ist ein schöner, aber verfallener Palast, welchen der oben erwähnte Drusenfürst *Fachr Eddin* in italiänischem Geschmack hatte aufführen lassen. Rings um die Stadt sind zahlreiche schöne Gärten. Die Einwohner, welche sich, grösstentheils Türken, auf 7000 belaufen mögen, treiben Obst- und Weinbau und handeln mit den Erzeugnissen ihrer Fluren, so wie mit Galläpfeln, Seide und Baumwolle. Es ist hier ein französischer Consul angestellt.

Etwa anderthalb Stunden von hier wohnt die bekannte Engländerinn *Lady Esther Stanhope* in ihrem eigenen, auf dem Hügel Marilius (*Mar Ili*) und an der Stelle eines ehemaligen Klosters erbauten Palaste. Was die letzten Reisenden in Syrien, *Lamartine* und Fürst *Pückler*, über diese merkwürdige Frau berichtet haben, ist durch öffentliche Blätter, namentlich die Allgemeine Zeitung, mitgetheilt worden und wird noch in frischem

Andenken aller Leser seyn. Weniger allgemein bekannt dürfte folgendes scheinen, was wir aus des Engländers *Carne* *) Reisebericht ausheben, welcher diese Gegend einige Jahre früher besuchte.

Der Verfasser wollte der Lady seine Aufwartung machen, wurde aber höflichst abgewiesen. Im Vorzimmer hing an der Wand eine arabische Lanze. Die Lady ist nicht mehr die kühne Heldinn, welche Palmyras Trümmer und andere, Fremden fast verschlossene Gegenden des Orients besuchte, sondern jetzt nervenschwach, glaubt an Nativität-Stellerei und ein in solchen Dingen berühmter arabischer Greis besucht sie oft. Dieser Alte ist ein sonderbares Wesen. Er hat ihr orientalische Grösse und Herrschaft geweissagt. Sie hat diess gern angehört und gefällt sich in seiner Prophezeihung, dass eine grosse Flotte aus der Ferne kommen werde, um ihr zu einer Eroberung zu verhelfen; auch dass ihr Szepter so glänzend als derjenige der Königinn von Palmyra, Zenobia, werden würde. Noch mehr Glauben fand dieser Prophet, weil er zwölf Monate vor dem Erdbeben von *Aleppo* die Zerstörung dieser Stadt so feierlich vorhersagte, dass seine Weissagung einen damals in Aleppo sich aufhaltenden Mis-

*) *Bran's Ethnographisches Archiv*, XXXIV. Band, S. 117 u. ff. S. 183 u. ff.

sionär erschreckte. . . . Die Lady findet an diesen astrologischen Träumereien so viel Geschmack, dass sie und ihr Magier sich stundenlang damit beschäftigen. Eben so beflissen ist sie, ihren Bekannten die Nativität zu stellen, und einer derselben, welcher damals einen hohen diplomatischen Posten im Orient, aber in beträchtlicher Entfernung von Syrien bekleidete, wurde schriftlich von ihr ersucht, ihr zu melden, unter welchem Gestirn er geboren worden sei. Die hohe Lage ihres Palastes ist allerdings der Beobachtung der Gestirne in den hellen Nächten des Orients sehr günstig. Kein anderes menschliches Wesen wohnt in ihrer Nähe und Fremde werden nur schwer zugelassen. Ihre drei und zwanzig arabischen Dienstleute sind fast alle Männer, und mit ihrem zahlreichen arabischen Marstall kann sie ein Gefolge aufbieten, welches an Glanz eines Pascha würdig wäre. Sie hat diese Rosse theils gekauft, theils von arabischen Häuptlingen zum Geschenk erhalten.

Ihre Lebensweise ist eigenthümlich. Sie pflegt erst um 5 Uhr Morgens schlafen zu gehen, und Nachmittags um 2 Uhr das Bett zu verlassen. Zum Frühstück geniesst sie nichts als ein wenig Thee und trocknes Brod. Ihr Mittagsmahl besteht aus einer Hühnersuppe mit dem Huhn. Die übrige Pracht ihrer Küche und ihres Kellers dient bloss für diejenigen, welche sie besuchen. Trefflich

sind ihre Weine und ihre Früchte. Auf dem Fussboden sitzend, wie eine Orientalinn, isst sie mit den Fingern, lässt aber ihren europäischen Gästen Messer und Gabel etc. reichen. Sie spricht sehr gut Arabisch, kennt den Orient und seine Gebräuche aufs vollkommenste und hat viel Vorliebe für die türkischen und arabischen Damen, aber einen gewissen Widerwillen gegen die Griechinnen. Gestattet sie einer Engländerinn den Aufenthalt in Marilius, so muss diese dort wie eine Orientalinn leben und darf sich vor Männern nicht unverschleiert sehen lassen. Mit den arabischen Scheiks trinkt sie Kaffeh, oder raucht eine Pfeife und führt mit ihnen eine lebhafte Unterhaltung, indem sie auf ihrem Teppich sitzt. Auch pflegt sie bisweilen diesen Häuptlingen mit Gold oder Silber ausgelegte Waffen von englischer Fabrik zu schenken.

Ihr Einfluss auf die nächsten Paschen und Scheiks ist von Bedeutung. Ein Kaufmann aus Smyrna kehrte von Damas nach Beirut mit einigen Kameelladungen Seide zurück, welche der Pascha von Acre unterwegs wegnehmen liess. Der Kaufmann war Compagnon eines reichen Mauren in Beirut, der sich an die Lady wandte und sie um ihre Verwendung bat. Sie schrieb an den Pascha und in Kurzem erhielt der Kaufmann das Geraubte zurück.

Die Lady lebte ein volles Jahr in Damas, in einem schönen Hause der Vorstadt. Wenn sie in orientalischer Kleidung ausritt, so umgab sie stets der Pöbel und bewunderte sie. Als auf ihrer Reise nach *Palmyra* feindliche Araber sie einen ganzen Tag verfolgten und die Bewohner dieser Gegend sie als »Königinn von Palmyra« begrüssten, fand sich ihre Eitelkeit sehr geschmeichelt, um so mehr, da sie die erste Frau war, die sich so tief in die Levante gewagt hatte. Als eine treffliche und abgehärtete Reiterinn, welche Strapatzen ertragen konnte, setzte sie sich über alle mit einer solchen Reise verbundenen Mühseligkeiten hinweg. Alle Orientalen sind ihres Lobes voll. Man giebt ihr einen noch höhern Rang der Geburt als sie besitzt, und manche halten sie für eine wirkliche Königinn. Sie kennt aber auch die Mittel, sich bei diesen Leuten Hochachtung zu erwerben. Bisweilen theilt sie unter den Häuptlingen der Araber kostbare Waffen aus, und wenn ihr ein arabisches Ross geschenkt wird, so pflegt sie dem Ueberbringer wohl bis tausend Piaster Trinkgeld zu geben. Auch gegen Europäer hat sie sich mehrmals sehr grossmüthig bezeigt, obschon sie, wegen angeblicher Beleidigungen einiger englischen Reisenden, jetzt in der Regel keine Landsleute mehr vor sich lässt. So schenkte sie einst in Damas einem Fremden aus Ostindien, welchem das Geld zur Fortsetzung

seiner Reise fehlte, 2000 Piaster. Als ein Franzose, ein Mann von Kenntnissen, von einigen Arabern meuchelmörderisch erschossen wurde, kaufte sie mit bedeutendem Aufwand zum Besten der Erben seine Handschriften und Bücher. Mit Europäern vermeidet sie, wie schon bemerkt, jeden Umgang, so viel es möglich ist, und sie ist nicht selten, wenn man sie besuchen will, ausgeritten, hat aber Befehle ertheilt, die Gäste gut zu bewirthen. Dagegen steht ihr dem Reichthum und der Neugierde oft verschlossener Palast stets dem Armen und Unglücklichen offen, und unter die Kranken lässt sie Arzneien austheilen. Wäre nicht bekannt, dass sie keine der vielen Religionen des Libanons mit sonderlicher Vorliebe auszeichnete, so würde sie unter andern auch öfters von Missionarien überlaufen worden seyn.

Kehren wir jetzt nach dem Norden Syriens zurück.

Vom Libanon nach *Damas* führt der Weg durch das alte *Cölesyrien* und über den *Antilibanon*. Ersteres umfasst gegenwärtig die Bezirke *Bekaa* und *Baalbek*, welche sonst zum Paschalik von Acre gehörten. Der Antilibanon wird von den arabischen Bewohnern des Landes *Dschebel el Scham*, d. h. östliches Gebirge genannt, im Gegensatz des *Dschebel el Garbi*, oder westlichen Gebirges, mit welchem Namen man den eigentlichen Libanon belegt. Letzterer heisst aber auch *Dsche-*

bel el Leban, das Weisse Gebirge, vielleicht weil einige seiner Gipfel einen grossen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, oder auch von dem kahlen, ins Weisse spielenden Kalkfelsen vieler Berge. Die Schneelinie übersteigt keiner von den höchsten Bergen des Libanon.' Der *Dummel Masreb* hat nach *Robinson* eine Meereshöhe von 1491 Par. Klafter und dem *Sannin* giebt *Marmont*, der sich freilich nur der unsichern thermometrischen Methode bediente, 2525 Metres oder 1366 Par. Kl. *Robinson* vergleicht das äussere Ansehen des Libanon mit der Kette der Apenninen, welche sich nördlich von Genua und Spezzia hinzieht.

Der östliche Abhang des Libanon, auf welchem man nach Cölesyrien hinabgeht, ist dem westlichen ganz unähnlich. »Alles« — sagt *Marmont* — was man sich Trauriges, Glühendheisses und Wüstes denken kann, ist hier vereinigt. Kein Bach, keine Quelle, kein Tropfen Wasser; überall steile Berge von blendender Weisse, welche die Strahlen der Sonne zurückwerfen . . . Längs der Strasse, welche durch das Thal von *Rachne* führt, bemerkte ich Ueberreste, deren Anblick mich sehr in Erstaunen setzte, nämlich Eisenschlacken, die beweisen, dass sich einst ein Eisenhammer hier befand. Aber wann? Wie viele Jahrhunderte mussten vorüber gehen, um eine so grosse Veränderung in der Natur des Landes hervorzubringen? Was für Subsistenz-Mittel hatten die

Menschen in dieser jetzt so unfruchtbaren Gegend? Wo war das Wasser zum Betriebe dieses Hammerwerks? Was für ein Grund hatte die Wahl dieses Ortes zu einer Fabrik bestimmt? Ein weites Feld von Hypothesen bleibt dem offen, der diese Aufgabe lösen wollte. . . . .

Cölesyrien ist von dem kleinen Flusse *Nahr Litani* durchschnitten, welcher in der Nähe von *Zur* ins Meer fällt. Die Bewohner sind grösstentheils Nomaden, welche nur einen Theil des Jahres hier zubringen. *Marmont* durchzog das Gebiet des 2000 Seelen starken Beduinen-Stammes *Amamera*, welcher einen grossen Reichthum an Pferden und Schafen besitzt. Erstere sind von ausserordentlicher Schönheit. Das Lager war, wie bei allen Beduinen, in schlechtem Zustande. Einige Zelte, und noch öfter Stücke von Zelten, machten das Obdach dieser Nomaden aus. Sehr grosse und folgsame Hunde bürgten für ihre Sicherheit.

Wir übergehen die so oft beschriebenen Ruinen von *Baalbek*, an dessen Stelle jetzt ein elender, immer mehr verfallender Ort von etwa 100 Familien steht. Diese beschäftigen sich vornehmlich mit der Bearbeitung der höchst fruchtbaren Fluren, welche die Stadt umgeben. Auch haben sie ansehnliche Viehheerden. Drei Viertel der Einwohner sind *Metawelis*, die Uebrigen Christen. Die *Metawelis* oder *Motualis* sind eine moham-

medanische Sekte von verhältnissmässig neuer Entstehung; wenigstens ist dieser Name vor dem achtzehnten Jahrhunderte nicht bekannt gewesen. Sie bekennen sich im Allgemeinen zur Lehre der Schiiten, und sind daher sowohl von den in Syrien herrschenden Sunniten, die sich für die rechtgläubigen Mohammedaner halten, als auch von den Christen aller Confessionen sehr verachtet und gehasst. Ausser *Baalbek*, welches ihr Hauptort ist, bewohnen sie das Dorf *Tareita* und einige wenige andere Punkte Cölesyriens. Sie haben an den Unruhen und Kriegen, welche zu verschiedenen Zeiten Syrien verwüstet, einen wichtigen Antheil genommen. Ihre Zahl hat sich in Folge derselben und durch das Elend, in dem sie leben, sehr vermindert, und *Robinson* glaubt, dass sie in kurzer Zeit gänzlich aussterben werden.

Von Baalbek führt der Weg nach Damascus zuerst den westlichen Abhang des Antilibanon aufwärts. Indessen ist dieser Theil der Kette bedeutend niedrig und eigentlich nur eine Hochebene, welche von einigen Schluchten durchschnitten wird. *Marmont* erkannte die Abdachung des Bodens nur aus der verschiedenen Richtung, welche die Gewässer nehmen. Das Erdreich an der westlichen Seite, sagt er, könnte angebaut werden, wenn es nicht an Menschen fehlte. *Robinson* indessen beschreibt das Land als völlig unfruchtbar, ohne Bäume und Weideplätze. Erst

gegen *Zebdeni*, an der östlichen Seite des Gebirges, werden die Dörfer zahlreicher und die Hügel sind vom Fusse bis zum Gipfel mit Weinreben bedeckt. Ueberhaupt ist der östliche Abhang unvergleichbar schöner als der westliche. »Es ist merkwürdig,« — sagt *Marmont* — »dass die unfruchtbaren Abhänge der beiden parallelen Gebirgsketten des Libanon und Antilibanon einander zugekehrt sind, während die beiden fruchtbaren Seiten die entgegengesetzten sind, nämlich der westliche des Libanon und der östliche des Antilibanon. Cölesyrien liegt somit zwischen zwei Reihen dürrer und unfruchtbarer Berge eingeschlossen. Das von Robinson *Zebdeni* genannte Dorf ist ohne Zweifel dasselbe, welches Marmont *Zübdand* nennt. Es ist, wie er sagt, das ansehnlichste und schönste, welches er in Syrien sah, sowohl in Hinsicht der Einwohnerzahl, als auch des Wohlstandes, der sich überall kund giebt. Nach Robinson liegt es ungefähr auf dem halben Wege von Baalbek nach Damas, dessen Länge er zu achtzehn Stunden angiebt. Die vielen Durchreisenden tragen sehr zur Lebhaftigkeit des Ortes bei. Die Einwohner bestehen zu drei Viertheilen aus Mohammedanern, die Uebrigen sind Christen. Sie treiben Viehzucht, Wein- und Seidenbau; auch findet man einige Färbereien. Die Maulbeer-Pflanzungen sind eingezäunt, und — etwas ganz Ungewöhnliches — mit Gitterthoren ver-

schlossen. Der hier und in der Gegend gebaute Wein übersteigt weit den Bedarf der Einwohner. Man kocht den grössten Theil der Beeren zu einem syrupartigen Safte ein, *Dibs* genannt, dessen man sich statt des Zuckers bedient.

Robinson liess sich in Zebdeni zum Scheik des Ortes führen. Er fand ihn auf einem Diwan, unter dem Schatten eines gewaltigen Maulbeerbaumes sitzen, der seine Aeste und Zweige wenigstens sechzig Fuss weit nach allen Richtungen ausbreitete. Dicht daneben floss ein kleiner Bach. Der Scheik trug einen schönen Falken auf der Hand und schien seine zahlreiche Umgebung von der Jagd zu unterhalten, die ein Hauptvergnügen der Türken ausmacht. Nachdem der Reisende Kaffee getrunken und Tabak aus einem *Nargileh* (einer Pfeife, deren Rohr durch ein Wassergefäss geht) geraucht hatte, empfahl er sich, machte aber am Abend einen zweiten Besuch beim Scheik. Er fand wieder eine Menge Gäste bei ihm, welche das Abendessen (*El Ascha*) einnahmen. Dieses wurde nach Landessitte auf einer grossen runden Platte von verzinntem Kupfer, fünf Fuss im Durchmesser, aufgetragen und auf einen kleinen Tisch gesetzt, der nicht mehr als etwa einen Fuss über dem Boden erhöht war. Die Speisen sind in hohlen metallnen Schüsseln angerichtet und jeder Gast nimmt sich, wie die Reihe an ihn kommt, indem er mit dem Daumen, dem Zeige- und

Mittelfinger der rechten Hand in die Schüssel greift, und das erfasste Stückchen sogleich zum Munde führt. Für die Brühe oder Sauce bedient man sich eines hölzernen Löffels. Wie bekannt, ist diese Art zu essen im ganzen Morgenland gebräuchlich.

Der erste Anblick der Stadt *Damas* (*Damask*, *Damascus*), von der Höhe des Antilibanon herab, wird von jedem Reisenden als höchst überraschend geschildert. *Berggren* beschreibt es als in einem herrlichen Garten von Cypressen, Pappeln, Platanen etc. liegend, zwischen denen eine unglaubliche Menge von Minarets und Moscheen hervorblickt. »Nach dem peinlichen Eindrucke« — heisst es bei *Marmont* — »welchen die überstiegenen Felsen und die gänzlich erstorbene Natur (an der Westseite des Gebirges) verursachten, geräth man in eine Art Verzückung, wenn man diese weitläuftige Oase erblickt, welche plötzlich am Eingange einer unbegränzten Ebene erscheint. Man gewahrt eine Fläche von sechs bis sieben Meilen Länge und drei bis vier Meilen Breite, mit dem glänzendsten Grün bedeckt, und mitten in dieser Ebene liegt *Damas*, so verschönt durch seine vielen Moscheen, seine weitläuftigen Bazars, mit seinen Bädern, andern öffentlichen Gebäuden und schönen Palästen der Privaten. Diese ganze grüne Ebene besteht bloss aus reichlich bewässerten Gärten, mit einer solchen Menge von Bäu-

men bepflanzt, dass sie den Bedürfnissen der Bevölkerung in jeder Hinsicht entsprechen. Dabei ist das Klima so vortrefflich, dass ihre Gegenwart in nichts die Güte und den Ertrag der Cultur schmälert. Die Bewässerung ist so reichlich, dass sie das ganze Wasser des (vom Antilibanon kommenden) *Barradi* und seines Nebenflusses verbraucht und das Bett derselben beständig trocken liegt, ausgenommen im Winter, wo die Flüsse durch den Regen angeschwellt werden.«

Damascus gehört unter die ältesten Städte der Welt. Schon zu *Abrahams* Zeiten war sie vorhanden *). Sie soll von *Hus*, dem Sohne *Arams* und dem Enkel Sems, erbaut und daher, wie der heil. Hieronymus berichtet, auch *Aram*, gleich dem ganzen Syrien, genannt worden seyn. Darauf soll sie von *Damas*, Eliezers Sohn und Aufseher über Abrahams Haus, erweitert und verschönert worden seyn und nach ihm ihren jetzigen Namen erhalten haben. König David eroberte die Stadt und kehrte nach Jerusalem im Triumphe zurück. Die Propheten Elias, Amos, Jesaias, Jeremias und Zacharias sagten ihr Schicksal vorher, und ihre Weissagungen trafen ein, als der assyrische Eroberer *Tiglath Pileser* die Stadt ein-

*) I. *Buch Mos.* XIV., 15. „Und er (Abraham) theilte sich . . . und schlug sie, und jagte sie bis gen Hoba, das zur Linken der *Stadt Damascus* liegt.“

nahm, plünderte und zerstörte, ihren Fürsten *Rasis* tödtete und die Einwohner, an deren Stelle assyrische Ansiedler traten, in die Sklaverei nach dem Flusse Kyrus (dem jetzigen Kur in Georgien) schleppte. Von dieser Zeit an hatte Damask sehr oft andere Herren, indem es die Perser, Macedonier und Seleuciden eroberten und wieder in Flor brachten. Auch in die Gewalt der Römer kam Damascus, und zwar unter *Pompejus*, dessen Feldherren Metellus und Lollius sich der Stadt bemächtigten. Zu den Zeiten der Apostel wurde sie von einem Statthalter des arabischen Königs Areta regiert *). Nach den Römern kamen im J. 636 die Sarazenen unter dem Chalifen *Omar*, bis die Mongolen unter *Holaku* im J. 1262, und ein halbes Jahrhundert später unter *Tamerlan* Herren der Stadt und des Landes wurden. Endlich fiel es 1517 mit ganz Syrien in die Hände des türkischen Sultans *Selim*.

Aeltere und neuere Schriftsteller haben gewetteifert, die Schönheit, Pracht und herrliche Lage der Stadt nach Würden zu preisen, *Strabo* nennt Damascus »die berühmte, hochgefeierte Stadt, die schönste der Städte in diesen bis nach Persien sich erstreckenden Ländern,« und *Plinius* rühmt ihre reichen Naturerzeugnisse. Die heilige

*) II. *Korinther*, XI., 32: „Zu Damascus der Landpfleger des Königs Areta verwahrte die Stadt der Damasker“ . . .

Tradition versetzt das Eden der heiligen Schrift in eine der nahe gelegenen Auen; auch soll hier die Stelle gewesen seyn, wo Kain den Abel erschlug. *Mohammed* selbst, als er von dem Dorfe *El Kadem* aus Damascus zum ersten Male erblickte, soll davon so entzückt worden seyn, dass er aus Furcht, das Irdische lieb zu gewinnen, sich nicht hinein wagte. Der türkische Dichter *Melhemi* hat die Stadt als ein Bild des Paradieses besungen.

So prachtvoll sich indessen die Stadt von Aussen und in der Entfernung ausnimmt, so findet sich doch der Reisende, wenn er näher kommt und das Innere betritt, zum Theil in seinen Erwartungen getäuscht. *Monro* *) erinnerte sich an die Weissagung des Propheten Jeremias (Cap. 49, V. 23—27.) *Marmont* sagt: »Ich besichtigte die Stadt mit Aufmerksamkeit, ohne viel zu entdecken, was ein besonderes Interesse haben könnte.« Indessen gesteht er doch, einige Zeilen weiter, dass die Stadt die schönsten Häuser des Orients besitze und nichts gewöhnlicher sei, als geräumige Marmorsäle mit Springbrunnen und schöne reich bepflanzte Höfe. Auch *Robinson* fand sich nicht ganz befriedigt. Die Strassen sind, wie in allen orientalischen Städten, eng und krumm, überdiess

*) *A Summer Ramble in Syria* etc. London 1835. II. Band, Seite 58.

ungepflastert, so dass bei trockener Witterung ein unerträglicher Staub herrscht und man bei Regenwetter in Koth waten muss. Der Anblick der langen Häusermauern, die nur selten Fenster nach der Strasse haben, ist einförmig und traurig. Da die meisten Gebäude aus Backsteinen errichtet sind, so erklärt sich daraus die geringe Zahl von Denkmählern des Alterthums. Die Strassen sind wenig von Menschen belebt, vorzüglich um die Mittagszeit, denn die Türken pflegen meist nur Mittags und Abends auszugehen. Zur Nachtzeit werden die Strassen nicht erleuchtet, sondern an beiden Ausgängen mit hölzernen Thoren verschlossen, die jedoch in besondern Fällen auf Verlangen geöffnet werden. Rings um die innere Stadt geht eine aus alter Zeit herrührende Mauer mit Wallgraben. Ungefähr 150 Schritte vom östlichen Stadtthore sieht man einen mit der Mauer zusammenhangenden viereckigen Thurm mit einer arabischen Inschrift, zu deren beiden Seiten eine Lilie und ein Löwe abgebildet sind. Es ist möglich, dass diese Inschrift, deren Inhalt übrigens *Berggren* nicht mittheilt, sich auf die Belagerung von Damascus im J. 1147 durch Kaiser *Friedrich Barbarossa* bezieht. Mitten in der Stadt liegt das unansehnliche, mit Kanälen umgebene Kastell.

Die *Moscheen* sind zahlreich und stehen an Schönheit und Pracht nur denen von Konstantinopel nach. Die vornehmste heisst *El Kamor*

und befindet sich ziemlich in der Mitte der Stadt, wo sie ein ganzes ummauertes Viertel einnimmt; sie hat sieben Thürme und wenigstens doppelt so viel Thore. In das Innere führen zwölf mit Kupfer beschlagene Thüren. Ehemals war sie die christliche Kathedrale der Stadt. Nach dem Glauben der Mohammedaner wird Christus am jüngsten Tage zu diesem Heiligthum, des Islam herabsteigen, während der Prophet selbst in Salomos Tempel zu Jerusalem Gericht halten wird. Einige Schriftsteller sagen, dass die Kirche ursprünglich vom Kaiser *Heraklius* gebaut und dem heil. Zacharias gewidmet worden sei. Den Türken zufolge ist die Moschee vom Chalifen *Weled* im 86. Jahre der Hedschra (706 nach Chr. G.) errichtet worden. Zwei griechische Inschriften an der Moschee erwähnen des Kaisers Julian und des Sieges der christlichen Lehre über die Zeit und die Verfolgungen ihrer Feinde. Auch verschiedene andere Moscheen waren ehemals christliche Kirchen.

Auch die *Bazars* gehören unter die Merkwürdigkeiten von Damas. Sie sind schön überwölbt und reinlich. *Monro* erklärt sie für besser als die von Kairo und Aleppo, sagt aber, dass sie schmaler seien und in jeder Hinsicht denen von Konstantinopel nachstehen. Wie in allen morgenländischen Städten hat jedes Gewerbe und jede Waarengattung ihren besondern Bazar.

Ausserdem findet man auch zu beiden Seiten der offenen Strassen und Gassen viele Kaufläden. Die Gold- und Silberarbeiter, meistens Armenier, haben mit ihrem Bazar ein abgelegenes grosses Gebäude inne, welches ehemals eine christliche Kirche gewesen zu seyn scheint. In der Regel werden die Bazars mit dem Nachmittagsgebet (um drei Uhr) geschlossen. Bei der Nacht bürgen starke eiserne Thüren und zahlreiche Wächter für die Sicherheit.

Die Bazars sind im Allgemeinen gut mit Waaren versehen, aber die eignen Fabrikserzeugnisse der Stadt bilden davon nur einen kleinen Theil. Diese bestehen vornehmlich in einer sehr dauerhaften Gattung von Seiden- und Baumwollenzeug, einigen schönen Kunsttischler-Arbeiten mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt, und in gelbem und rothem Saffian für Stiefeln, Schuhe und Sättel. Die ehemals so berühmte Fabrication der »Damascener-Klingen« ist bekanntlich schon längst eingegangen. Was man jetzt noch unter diesem Namen verfertigt, ist von sehr geringem Werth. Von fremden Waaren fand *Robinson* Eisen, Zinn, verschiedene s. g. Kurze und Colonial-Waaren, Indigo, Musseline, Baumwollengarn, weisse und gedruckte Leinwand. Er glaubt, dass schöne Stoffe zu Frauenmänteln und geringere dergleichen für Männer sich, wenn sie nicht zu theuer wären, eines guten Absatzes erfreuen dürften.

Ausser den Bazars giebt es zu Damas mehre grosse *Chans* oder *Karawanserais*, wo die Grosshändler ihre Comptoirs und Magazine haben. Der vorzüglichste dieser Chans ist der von Monro und Robinson beschriebene *Assad Pascha*, nach seinem Erbauer dieses Namens so genannt. Der Haupteingang zu diesem Meisterwerke sarazenischer Baukunst ist in einem der Bazars nächst der grossen Moschee. Ein prachtvoller Porticus, mit einer Menge Bildhauerarbeiten verziert, führt in einen geräumigen viereckigen Hof, der mit grossen polirten und kunstreich zusammengefügten Steinplatten gepflastert ist. An den vier Seiten sind bedeckte Säulengänge für die Waaren, und über denselben läuft der ganzen Länge nach eine offene Gallerie, deren äusserer Theil in die verschiedenen Arbeitsstuben der einzelnen Kaufleute abgetheilt ist. Das Ganze ist von hohen Kuppeln überdeckt. Das Mauerwerk besteht aus schwarzen und weissen Steinen. Das nöthige Wasser empfängt dieses Karawanserai, so wie alle andern öffentlichen Gebäude, durch die kleinen Flüsse *Abana* und *Parpar*, Arme des *Barreda*, welche die Stadt durchströmen und mittelst zahlreicher Röhren überall hin geleitet werden.

»Als ich hier auf einer Kiste sass« — erzählt *Monro* — und das Treiben betrachtete, redete mich ein Jude in italiänischer Sprache an: »Sie sind ein Engländer?« — Ja wohl. — »Wo kom-

men Sie her?« — Von Kairo. — »Ist dort auch so etwas wie dieser Chan?« — Gewiss nicht. — »Aber in London haben Sie so etwas wie dieses Behältniss da?« Dabei zeigte er auf das Wasserbassin im Hofe, wo aus einigen bleiernen Hähnen trübes Wasser tröpfelte. Nein, sagte ich, so etwas ist nicht bei uns. — »Was? Ihr habt kein Wasser in London?« — Keines von dieser Farbe. — »Aber ist denn kein Fluss in London?« — O ja, wir haben einen Fluss, der die *Themse* heisst, und auf dem ein Kriegsschiff von 74 Kanonen bis mitten in die Stadt fahren kann. — Der Jude fragte nicht weiter.

Auch die *Kaffehhäuser* sind zahlreich und gut eingerichtet. Sie befinden sich grösstentheils an den Ufern der genannten Flüsse, von schattigen Bäumen umgeben und irgend einem anmuthigen Garten gegenüber. Die meisten sind von Holz in Form eines Köschk (Kiosk) erbaut und mit verschiedenen Farben bemalt, worunter Grün und Blau vorherrschen. Rings um das Innere läuft ein Diwan mit Polstern zum Anlehnen. Die Erfrischungen, welche man hier bekommt, sind Kaffeh, verschiedene Gattungen Scherbet (Sorbet) und Eiswasser. Die Tabakspfeife, deren man sich ziemlich allgemein in Damas bedient, ist der *Goseh* (*Gozeh*), eine Art von *Nargileh*, die aber bequemer zu handhaben und zu tragen ist.

Die Gärten, oder vielmehr die geschlossenen Pflanzungen, welche die Stadt von allen Seiten umgeben und sich stundenweit in die Ebene ausbreiten, verleihen ihr zur Zeit der Blumen und Blüthen einen ganz eigenthümlichen Reiz, denn das Land ist mit Recht durch die Mannichfaltigkeit, Fülle und Trefflichkeit seiner Früchte berühmt. Die schon von *Plinius* erwähnten *Damascener Pflaumen* sind noch nicht ausgeartet. *Monro* erwähnt noch einer andern, in Europa unbekannten runden und sehr saftigen Pflaume, welche einen Kern wie eine Kirsche hat. Indessen warnt *Robinson* vor dem zu reichlichen Genuss dieses Obstes, so wie der Aprikosen und weissen Maulbeeren. Es werden alle Jahre grosse Mengen gedörrter Früchte nach Konstantinopel und andern Orten der Levante ausgeführt.

Man schlägt die Stärke der *Bevölkerung* von Damas auf 100000 Seelen an. Die Zahl der *Christen* berechnet man zu 10- bis 11000. Von diesen sind etwa zwei Drittheile Katholiken und unirte Griechen, die Uebrigen Armenier, Jakobiten etc. Jede Religionsparthei hat ihre eigenen Klöster, worin der Gottesdienst verrichtet wird. Die Schismatiker haben ein armenisches mit zwei Priestern und einem Bischofe, und ein griechisches mit einem Patriarchen, die Katholiken dagegen ein syrisches Kloster mit einem Priester, ein maronitisches mit mehren Pastoren, ein Kapuziner-

und ein Franziskaner-Kloster mit einem Vorsteher, 10 bis 12 Brüdern und 14 Gehilfen, die aber nicht eigentlich zum Kloster gehören. Das Franziskaner-Kloster wurde, nach *Berggren*, im J. 1753 von dem Doktor der Medizin *Thoma Campaja* gestiftet. Es enthält unter Anderm ein schönes Schulzimmer, worin 200 Kinder unentgeldlich unterrichtet werden. Jeder Lehrer erhält eine jährliche Besoldung von 700 türkischen Piastern. Ausser einem einzigen Europäer, einem alten französischen Arzte, Namens *Chaboceau*, waren 1821, wo *Berggren* Damas besuchte, die Mönche dieses Klosters die einzigen Franken, welche sich zu jener Zeit in der Stadt befanden. Vor ungefähr zweihundert Jahren unterhielten auch mehre europäische Mächte Consuln in Damas; indessen wurden sie durch das feindselige Benehmen der Mohammedaner nach und nach verdrängt. Die Zahl der *Juden* schlägt man auf 8000 an. Sie haben hier sieben Synagogen und sind vermöge der Stellen, welche mehre ihrer angesehensten Glaubensgenossen bei der Kanzlei und dem Zoll bekleiden, sehr mächtig.

Die mohammedanischen Einwohner von Damas galten von jeher für die unbändigsten Fanatiker des Morgenlandes und sowohl die einheimischen Christen als auch fremde Reisende aus Europa hatten sich häufig über Beweise von Gehässigkeit und über Misshandlungen zu beklagen.

besonders wenn sie europäische Kleidung trugen. Gegenwärtig hat sich Vieles in dieser Hinsicht geändert. *Monro*, welcher im Mai 1833 die Stadt besuchte, sagt: »Vor der Einnahme dieses Platzes durch *Ibrahim Pascha* (im Juli 1832) war es Sitte, dass der an den Thoren der Stadt zu Pferde oder zu Esel ankommende Christ absteigen musste, indem es ihm nicht gestattet war, durch die Stadt zu reiten. Auch alle Waffen wurden ihm abgenommen, und wenn der Unglückliche europäische Kleidung trug, namentlich einen Hut, so durfte er die Stadt gar nicht betreten, sondern wurde mit Schimpfreden, Schreien und Steinwürfen vom Thore weggetrieben. Trug er, was den Christen verboten ist, einen weissen Turban, so wurde ihm dieser abgerissen, und er musste im blossen Kopfe gehen. Aber »wie sehr sind die Mächtigen gefallen!« Nie wurde eine so wichtige politische Veränderung in so kurzer Zeit hervorgebracht. Jetzt darf kein *Mohammedaner*, wenn er nicht in Diensten der Regierung steht, Waffen tragen, dagegen ist diess den Europäern und in besondern Fällen, jedem Christen gestattet. Die ägyptischen Soldaten, welche am Thore Wache standen, bekümmerten sich nicht um meine Flinte, sondern da sie hörten, wer ich sei, riefen sie: »ein Engländer! schon gut!« und ich ritt hinein, voraus einer von den Maulthiertreibern, mit geschultertem Gewehr, der mir durch die schmalen und

volkreichen Strassen Platz machte, indem er laut schrie: »*Mohammed Ali Pascha!*« nicht etwa, um mich selbst für den Pascha auszugeben, sondern wohl nur, um anzuzeigen, dass ich in dessen Diensten stehe und in seinen Angelegenheiten reise. Die List gelang vollkommen. Nirgends verfolgten mich Schimpfreden, wohl aber vernahm ich öfters die leise gesprochene Bemerkung: »*Ein Franke! Abu Tangera!*« *Abu* heisst im Arabischen *Vater*, oder auch *habend*; es bedeutet den Besitz der Sache, welche das nachfolgende Wort anzeigt. *Tangera* ist der Topf, worin man Reiss oder Linsen zu kochen pflegt, und mit dem unser Hut eine Aehnlichkeit hat. *Abu Tangera* heisst also buchstäblich *Vater des Topfes*, oder Einer, der einen Hut trägt.«

Die Haupt-Nahrungszweige der Einwohner von Damas sind die Verfertigung einiger Industrie-Erzeugnisse, wie wir sie oben bei der Beschreibung der Bazars angegeben haben, und der Handel mit einheimischen Artikeln und fremden Waaren. Die Handwerker wohnen grösstentheils in den Vorstädten, welche wie die innere Stadt hin und wieder mit schönen von Quadern erbauten Häusern, hochgewölbten Bazars und prachtvollen Moscheen geziert sind. In der Vorstadt *Schaghur* traf *Berggren* auch drei kleine Glasfabriken an. Wissenschaftlich gebildete Mohammedaner giebt es, wenigstens in Vergleich mit Aleppo, Bagdad,

Mossul, Bassora und Kairo, in Damas nur sehr wenige, denn das allgemeine Streben ist hier nur auf den Handel gerichtet. Vergebens sucht man daher auch Akademien und Bibliotheken, belesene Scheiks oder wandernde Mährchenerzähler, welche dem Fremden ein Interesse gewähren könnten. In den Bazars, den Moscheen, Kaffehhäusern, Bädern und auf den Strassen ist bloss die Rede von den Karawanen, von den frommen Pilgern, welche mit den Erzeugnissen Arabiens erwartet werden, von Räubereien der Wüsten-Araber, von Krieg und Blutvergiessen. Die Christen tragen übrigens auch hier, wie überall im Morgenlande, das Gepräge eines edlern Charakters an sich.

Einige Zeit vor der Ankunft *Monro's* in Damas war mehre Tage lang eine allgemeine Beleuchtung der Stadt zur Feier des mit dem Sultan damals geschlossenen Friedens gewesen. Die Christen zogen bei dieser Gelegenheit schaarenweise durch die Strassen, stellten sich vor den ansehnlichsten Versammlungsplätzen der Türken auf und sangen Loblieder zu Ehren des Pascha Ibrahim. Die ersten zwei Tage liessen sichs die Türken gefallen, aber am dritten riss ihnen der Geduldsfaden; sie fielen über die Christen her und mehre derselben wurden verwundet. *Achmet Bey*, der damalige Stellvertreter des General-Gouverneurs von Syrien, kam den Christen mit einer Abtheilung ägyptischer Araber zu Hilfe und

machte eine Menge Gefangene. Fünfzig derselben wurden nach *Acre* geschickt, um an den Festungswerken zu arbeiten; die Uebrigen bekamen die Bastonade.

Die Christen in Damas zeigen dem Fremden ihres Glaubens mehre heilige Orte, deren in der Bibel, namentlich in der Geschichte des Apostels *Paulus* Erwähnung geschieht. Die in der Apostelgeschichte (IX. Cap. 11. Vers) unter dem Namen der *richtigen* (geraden) erwähnte Strasse durchschneidet die Stadt in gerader Richtung von Osten nach Westen und hat eine Länge von einer englischen Meile. Hier zeigt man das Haus, wo *Ananias* den *Saul* (*Paulus*) aufsuchte und diesem das verlorne Augenlicht wiedergab. Es ist jetzt, nach *Monro* und *Robinson*, an dieser Stelle nur noch ein steinernes kellerartiges Gewölbe, wo die Türken sonst ihre Gebete verrichteten. Gegenwärtig haben es die Franziskaner gekauft und eine Kapelle mit einem Altar daraus gemacht. Etwa ¼ engl. Meile vom östlichen Stadtthore (*Bab el Scherk*) zeigt man auch die Stelle, wo die wunderbare Bekehrung des Apostels Statt fand. Sie ist durch mehre Grabhügel frommer Christen bezeichnet, welche diesen Ort zu ihrer Ruhestätte erwählt haben. Jährlich am 25. Jäner findet eine feierliche Prozession aller Christen in Damas hieher Statt. Auch ist nicht weit von dem genannten Thore die Stelle in der Stadtmauer, wo der

Apostel, um den Verfolgungen der Juden zu entgehen, in einem Korbe hinabgelassen wurde. (Apost. G. IX. Cap. 25. Vers.) Auf dem in der Nähe befindlichen christlichen Begräbnissplatze ist die Grabkapelle des *heil. Gregorius*, welcher der Legende zufolge dem heil. Paulus zur Flucht behülflich war und deshalb den Märtyrertod sterben musste. Neben dem Gottesacker ist ein langes Gewölbe, worin sich der Ueberlieferung nach, der Apostel eine ganze Nacht verborgen gehalten haben soll, daher die Franziskaner jährlich am Feste des Heiligen hieher wallfahrten.

Weder *Robinson* noch *Berggren* hatten Lust, von Damas aus die beschwerliche und gefahrvolle Reise durch die östliche Wüste nach *Palmyra* zu unternehmen; dagegen entschlossen sich Beide, die noch wenig von europäischen Reisenden betretene Landschaft *Hauran* *) zu besuchen. Berggren sagt: »Seit dem glänzenden Zuge der *Lady Stanhope* nach jenen berühmten Ruinen (von Pal-

*) Mehre öffentliche Blätter, z. B. die Augsburger *Allgemeine Zeitung*, schreiben den Namen dieser in der neuesten Zeit durch die Feldzüge der ägyptischen Truppen bekannter gewordenen Landschaft *Horan*. Die richtige Schreibart ist aber *Hauran*. Beim Propheten Ezechiel (XLVII., 16. und 18.) lautet der Name *Haveran* (in der Septuaginta *Avranitis*,) bei *Josephus* (XV, 13.) eben so, und auch *Abranitis*. Auch die Römer nannten die Landschaft *Auranitis*. — Berggren schreibt *Hauran*, Robinson *Hauran*.

myra) sind die Araber der Wüste dergestalt verwöhnt worden, dass sie nicht weniger als 1000 (türk.) Piaster von mir verlangten, um mich dahin zu bringen.« Die genannte Dame soll den Beduinen 500 Pfund Sterling bezahlt haben.

Die grosse Ebene *Hauran*, die steinige Wüste *Ledscha* und der Gebirgsbezirk östlich vom obern Jordan bildeten in ältester Zeit das Land, welches nach der ersten Eroberung durch die Israeliten unter die Stämme *Ruben* und *Gad* und den halben Stamm *Manasse* vertheilt wurde. Unter den Römern gehörte fast diese ganze Landschaft zu *Peraea*, welche Provinz aus den sechs Bezirken *Abilene*, *Trachonitis*, *Ituraea* (*Auranitis*), *Gaulanitis*, *Batanaea* (das *Basan* der Bibel) und dem eigentlichen *Peraea* bestand. Die meisten grössern Städte gehörten zur s. g. *Decapolis* der alten Schriftsteller. Von diesen Provinzen war *Abilene*, auch *Lysania* genannt, diejenige, welche am meisten nordwärts lag und zu Cölesyrien gehörte. Sie führte den Namen von der Hauptstadt *Abila* oder *Abela*. Die Provinz *Trachonitis* gränzte in Osten an die Wüste, in Westen an Batanäa, in Süden an Ituräa und in Norden an Damascus. Sie enthielt den felsigen Bezirk, welcher heut zu Tage *Ledscha* heisst. *Ituräa*, östlich von Batanäa und südlich von Trachonitis gelegen, hatte den Namen von *Itur*, dem Sohne Ismaels, und hiess auch *Auranitis*, von der Hauptstadt Auran, der

sich noch jetzt in der Benennung *Hauran* zu erkennen giebt. *Gaulanitis* war die Gegend südlich vom See Genezareth, am Jordan; sie hatte den Namen von *Gaulan* (oder *Golan*, wie es in der Bibel heisst, z. B. 5. Buch Mos. IV., 43, oder Josua XX., 8;), dem Sitze des Königs Og von Basan. *Batanäa*, das alte Königreich Basan, lag nordöstlich von Gaulanitis und war durch die Trefflichkeit seiner Heerden, seine herrlichen Viehweiden und seine prachtvollen Eichen berühmt. Ein Theil dieser Provinz heisst gegenwärtig *El Belka*. Unter *Peräa* verstand man in weiterm Sinne alles Land östlich vom Jordan, von seinem Ausflusse aus dem See Genezareth bis zu seinem Einflusse in das Todte Meer. Im engern Sinne aber umfasste es das Land zwischen der Stadt Pella in Norden, Machaerus im Lande der Moabiter in Süden, dem Jordan in Westen und Philadelphia (Amman) in Osten.

Robinson erhielt in Damas einen tüchtigen Wegweiser in der Person des Drusen-Scheiks *Warfa* und einen gewandten Dolmetscher, einen jungen Griechen Namens *Konstantin*. Uebrigens wurde die Reise zu Pferde gemacht.

»Bis jetzt« — erzählt *Robinson* — »hatte ich den langen Rock getragen, welcher das gewöhnliche Kleidungsstück der eingebornen Kaufleute in der Levante ist. Auf den Rath meiner Freunde legte ich ihn ab und nahm die Tracht des Vol-

kes an, das ich zu besuchen vorhatte. Diese Tracht hat viel Aehnliches mit der ihrer Nachbarn, der Beduinen der Wüste. Sie besteht aus einem groben Zeuge von weisser Baumwolle, welcher den *Kombas* oder den Rock nebst der Unterhose bildet. Darüber hängt man den *Abba*, einen groben, schwarz und weiss gestreiften Mantel ohne Nath. Den zierlichen weissen *Burnus*, dessen man sich in der Berberei und in Aegypten bedient, findet man in Syrien nicht. Statt der rothen türkischen Mütze, *Tarbusch* genannt, trägt man eine von weisser Baumwolle, und darüber das *Kefieh*, ein viereckiges Tuch von Seide oder Baumwolle, meistens gelb oder grün, und so zusammengelegt, dass der eine Zipfel rückwärts hinabfällt, während zwei andere seitwärts über die Schultern herabhangen und der vierte das Gesicht bedeckt, zum Schutze gegen Sonne, Regen und Wind. Das Ganze wird mit einer Schnur von Kameelhaaren befestigt, welche *Akel* heisst. Brust und Füsse sind bloss. Indessen trägt man auch Schuhe (*Serbul*), aber keine Pantoffeln. Wir kauften diese verschiedenen Gegenstände auf den Bazars ein, so wie wir uns auch mit allerlei Vorräthen versahen, namentlich einigen Pfund ungebrannten Kaffehs, Tabak, Reiss etc., nebst einer Menge Kleinigkeiten, zu Geschenken für solche Personen, die von uns kein Geld angenommen haben würden. Ausserdem versah ich mich mit

allen Geräthschaften zur Bereitung einer Mahlzeit, z. B. einer Suppenschüssel, sechs Stück Tellern und einigen Kaffehschalen, Alles von Metall und englischer Fabrik. Hiezu kamen eine Kaffehmaschine, einige Porzellan-Schalen (*Findschans*) und ein eisernes Behältniss für Butter, welche Letztere ein unentbehrliches Erforderniss zu allen Gerichten der Beduinen ist. Alles zusammen wurde in einen Sack von Teppichzeug (*Kurdsch*) gesteckt. Auch bewaffneten wir uns mit zwei Jagdflinten und zwei Paar Pistolen. Was wir in Damas liessen, z. B. unser grosses Gepäck, das Geld etc., wurde der Sorge des (Consularagenten) Hrn. *Bodin* anvertraut, welcher uns auch ein *Buyurdi* oder einen Pass vom Gonverneur an alle seine Offiziere im Hauran verschaffte. Ausserdem hatten wir schon in Constantinopel einen für die Reise durch das ganze türkische Reich giltigen Ferman erhalten. Ueberdiess versahen wir uns mit einigen besondern Empfehlungsschreiben und mit Auszügen aus dem trefflichen Reisewerke *Burckhardts*, welchen, um uns gegen Irrthümer durch falsche Aussprache der Namen zu schützen, Abschriften derselben mit arabischen Buchstaben beigefügt waren.«

Seltsam sticht gegen diese sorgfältigen Zurüstungen des Engländers, dem sein »*Comfort*« über Alles geht, die einfache Weise ab, wie der Schwede *Berggren* sich zur Reise nach Hauran

anschickte. »Mein Cicerone« — sagte er — »kannte zwar keine der europäischen Sprachen, allein er sprach Arabisch, Türkisch, Kurdisch und Armautisch (Albanesisch). Für die Reise nach *Bostra* hin und zurück (nach Damas) sollte ich ihm 368 Piaster bezahlen, wogegen er sich verbindlich machte, mir ein Pferd und Alles frei zu halten, so wie mir zu gestatten, alle am Wege gelegenen merkwürdigen Oerter zu besuchen und die Reise kurz oder lang zu machen. Ich war wie ein Beduine gekleidet, trug jedoch statt des Turbans eine Tuchbedeckung . . . . Ich hatte an baarem Gelde nicht mehr als einige Reichsthaler bei mir, und mehr hatte auch *Kadur* (der Führer) nicht, da man im Allgemeinen weder bei den Fellahs noch bei den Beduinen für Herberge und Kost etwas zu bezahlen braucht. Wir hatten daher, ausser etwas Kaffeh und Wein, auch keinen Reise-Proviant mitgenommen.«

Robinson war gleich am zweiten Tage seiner Abreise von Damas, zwischen Missema und Schaara, genöthigt, die Gastfreundschaft der Araber in Anspruch zu nehmen. Es war nur ein kleines Lager von drei oder vier Zelten, das er am Abend erreichte. Schon lange vorher, ehe die Reisenden zu den Zelten gelangten, wurden die Hunde ihrer gewahr und verkündigten den Arabern die Ankunft der fremden Gäste. Einer von den Zeltbewohnern kam diesen entgegen, und führte sie

sogleich, nachdem sie ihre Wünsche zu erkennen gegeben, zum Zelte seines Vaters, des Scheiks, eines ehrwürdigen Greises, der nach beendigter Abendmahlzeit mit einigen andern Arabern sich um ein helllodernde Feuer gesetzt hatte. Es wurde für die Gäste sogleich ein Gericht *Burgul* bereitet und mit *Chubs* (*Khubz*) aufgetragen. Das Burgul besteht aus grob zermalmtem Waizen, welcher mit Sauerteig abgekocht und dann an der Sonne getrocknet wird. In diesem Zustande erhält sich die Masse ein Jahr lang. Man bäckt es zum Gebrauch mit Butter wie Pillau. Das Chubs ist ein ungesäuertes Brod, in Form runder Kuchen, welche auf einer vertieften eisernen Platte in heisser Asche gebacken werden.

Robinson beobachtete während seines kurzen Aufenthalts das häusliche Leben dieser Beduinen sehr aufmerksam. Der Araber nennt sein Zelt *Beit*, d. h. Haus. Die Decke oder das Dach (*Zhaher-el-beit*) besteht aus zusammengenähten Stücken eines schwarzen Zeuges von Ziegenhaar. Es ist so dicht, dass der stärkste Regen nicht durchdringen kann. Gestützt wird das Zeltdach von neun Stangen oder Pfählen (*Amud*, Säulen), drei vorn, drei in der Mitte und drei hinten. Jede Stange hat ihren besondern Namen. Die mittlern sind sieben, die andern nur fünf Fuss hoch, so dass man beim Eintritt sich etwas bücken muss. Das Zelt ist vorn offen, an den Seiten und rück-

wärts aber, um sich vor dem Winde zu schützen, gut geschlossen. Das Innere hat zwei Abtheilungen, eine für die Männer (*Mekaad-rabian*) und eine für die Frauen (*Meharrem*). Beide sind durch eine weisswollene, queer ausgespannte und an den drei mittlern Stangen befestigte Decke von einander abgesondert. Zuweilen findet man auf dem Boden der Männerabtheilung einen Teppich ausgebreitet, auf dem man sich, gelehnt auf die Sättel, Kornsäcke und anderes Gepäck, ausstreckt. Das Frauengemach enthält das Küchengeräthe, die Wasser- und Buttergefässe, die Lebensmittel und die kleinern Geräthschaften der Haushaltung. *Robinson* gab dem Wirthe einige Kaffehbohnen. Dieser that einen Theil derselben in einen eisernen Kochlöffel und röstete sie über dem Feuer, indem er sie fleissig mit einem hölzernen Stäbchen umrührte. Hierauf wurden sie mit einer eisernen Keule in einem hölzernen Mörser (*Mehabedsch*) zerstossen und dann in einem metallnen Gefässe (*Dellet el Kahweh*) mit Wasser und einem Theile ältern Kaffehsatzes aufgekocht. Die Beduinen bereiten den Kaffeh stets in Gegenwart der Personen, für welche er bestimmt ist.

In *Ezra* (*Ezra*) stieg Robinson bei einem griechischen Geistlichen ab, welcher einst die bekannten Reisenden *Burckhardt* und *Seetzen* nach einigen Theilen des Hauran begleitet hatte. Die Geistlichen dieser Gegend unterscheiden sich

durch keine besondere Kleidung, ausgenommen einen blauen Turban, den sie für gewöhnlich tragen. Die Einwohner sind Fellahs oder Feldbau treibende Araber. Ihre Tracht ist wie die der Beduinen. Die Christen sind hier keineswegs so unterwürfig und demüthig gegen die Türken wie an vielen andern Orten des Osmanischen Reichs. *Burckhardt* sah sogar, dass Türken von Christen geschlagen wurden. Bei Esra beginnt die Ebene von Hauran, welche mit zahlreichen einzelnen Bergen bedeckt ist, an deren Abhange und Fusse die meisten Ortschaften liegen. *Esra* selbst ist eine der vornehmsten darunter. Es enthält etwa 150 türkische und drusische, nebst 50 griechischen Familien. Von grösserer Bedeutung war das ehemalige *Zarava*, an dessen Stelle das jetzige Dorf steht. Die Ruinen davon bedecken eine Fläche von drei bis vier englischen Meilen im Umkreise. Die ansehnlichsten findet man südöstlich vom Orte. Hier stand eine Reihe von Gebäuden, welche nach ihrer Grösse und Festigkeit zu urtheilen, die Wohnungen vornehmer Personen gewesen seyn müssen. Die Einwohner bezeichnen sie mit dem Namen *Serai* oder Palast. Im Mittelpunkte des jetzigen bewohnten Theils sieht man die Ruinen eines andern grossen viereckigen Gebäudes, welches oben aus dreizehn Reihen von Säulengängen bestand, von denen aber nur noch drei erhalten sind; die Mitte, das Dach, die Säulen und alles

Uebrige ist eingestürzt. Augenscheinlich war diess ein dem Gottesdienste der Christen geweihter Ort. Westlich von diesem Gebäude ist ein viereckiger Thurm, wahrscheinlich von neuerer Entstehung, der als Warte gedient zu haben scheint. Südlich vom Dorfe befindet sich ein dem *heil. Georg* gewidmetes Gebäude, von Mohammedanern und Christen *El Chuder* genannt. Es ist ein regelmässiges Viereck von 90 Fuss Länge auf jeder Seite, und an der östlichen mit einem halbkreisförmigen Vorsprung. Das Dach ist gewölbt und wird von acht viereckigen Pfeilern getragen, die in der Mitte des Gebäudes einen Kreis bilden und durch Bogen mit einander zusammenhangen. Vor diesem Gebäude ist ein kleiner gepflasterter Hof, der heut zu Tage als Begräbnissplatz für die griechischen Geistlichen des Ortes dient. Die Kirche, worin die Griechen ihren Gottesdienst halten, ist ein rundes Gebäude mit einem zusammengestürzten Dache und nur noch mit den äussern Mauern versehen. Sie ist dem *heil. Elias* geweiht. Die übrigen zahlreichen Ruinen bieten nur wenig Merkwürdiges dar. Bei jedem Schritte stösst man auf Steine mit griechischen Inschriften bedeckt, welche theils auf dem Boden liegen, theils in die Häuser eingemauert sind. Letztere sieht man oft als Oberschwelle an den Thüren und nicht selten so angebracht, dass die Buchstaben verkehrt stehen; denn die heutigen Be-

wohner des Ortes haben durchaus keine Kenntniss von der altgriechischen Sprache.

Esra hat keine Brunnen und Quellen, wohl aber mehre grosse Cisternen (*Birket*). In dem ganzen felsigen Bezirk von Ledscha, hauptsächlich im Innern, sammeln die Einwohner das im Winter fallende Regenwasser in solchen Cisternen auf; da aber im Sommer ein grosser Theil derselben austrocknet, so müssen sich die Leute unterdessen anderswohin begeben, bis die Cisternen wieder gefüllt sind. Zuweilen kehren sie gar nicht mehr zurück. Viele Fallahs irren auf diese Weise von Dorf zu Dorf umher, wo sie in den zahlreichen verlassenen Gebäuden sich bequem einrichten können. Ein Kamehl trägt ihre Familie und ihre Habseligkeiten. Da sie an keinen Ort durch Grundeigenthum oder Felder gebunden sind, sondern überall herrenlosen, des Anbaues fähigen Boden finden, so fällt es ihnen nicht schwer, jeden Augenblick den Ort zu verlassen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben.

Die herrschende Felsart im ganzen Hauran ist ein schwarzer Tuff, aus dem auch die meisten Häuser gebaut sind, was den Dörfern in Verbindung mit dem Mangel an Einwohnern, Basars, Gärten, Bäumen und Pflanzenwuchs überhaupt ein äusserst düsteres Ansehen giebt und den Reisenden in eine melancholische Stimmung versetzt. *Robinson* durchwanderte mehre solcher Dör-

fer, ohne auch nur einen einzigen Menschen zu finden, der ihm den Namen derselben hätte sagen können. Nach seiner Meinung kann diese Verödung nur den äusserst beträchtlichen Grundsteuern, den Lieferungen für die Truppen auf ihren Durchmärschen und den von den Arabern erzwungenen Abgaben zugeschrieben werden. Die Grundsteuer heisst *Miri*. Jedes Dorf wird in die Bücher des Pascha für die Summe eingetragen, welche sein Gebiet an Erzeugnissen liefern kann, wie gross auch übrigens die Zahl der Ochsenpaare (*Fedhans*) seyn möge, die zur Felderbestellung gebraucht werden. Von dem Augenblick an, wo der *Miri* festgesetzt ist, werden die Einwohner des Dorfes, welche etwa noch zurückgeblieben sind, genöthigt, die Summe, mit der das ganze Dorf belegt worden, unter sich aufzubringen, folglich auch für die Ausgewanderten mit zu bezahlen. Die Verpflegung der Soldaten auf dem Marsch und die Lieferung von Gerste für die Pferde ist nicht nur an sich selbst sehr drückend, sondern wird es auch noch mehr durch die lästige Erhebungsart. *Burckhardt* sagt: »Ich habe Durchmärsche von Truppen gesehen, furchtbarer als Heuschreckenwolken, so dass bei dieser Gelegenheit das englische Sprichwort angewandt werden konnte: Gott behüte mich vor meinen Freunden!« Die dritte und lästigste Abgabe ist der s. g. *Chon* (*Khone*, d. h. Brüderschaft). Diese

Abgabe muss seit undenklichen Zeiten an die Beduinen entrichtet werden, dafür dass sie die Ernten nicht antasten und das Vieh nicht rauben. Jede Ortschaft hat einen bestimmten Scheik, an den sie den Tribut entrichtet, und dieser erklärt den Ort für seine Schwester (*Uchta, Ukhta*) und verpflichtet sich, die Einwohner gegen alle Glieder seines Stammes zu beschützen. Unabhängig von diesen drei gewöhnlichen Abgabengattungen, sind die *Awanias* oder die ausserordentlichen Steuern, welche der Pascha ganz nach Laune und Willkür erhebt und die nur in der Unmöglichkeit, sie aufzutreiben, ihre Gränzen finden.

Am 7. Nov. kam Robinson nach *Schahba*, am nördlichen Ende des Gebirges Hauran (*Dschebel Hauran*). Schohba ist der Sitz der vornehmsten Drusen-Scheiks und war ehemals eine der wichtigsten Städte dieses Bezirkes, wie diess die noch vorhandenen Ringmauern und die Trümmer der prachtvollen öffentlichen Gebäude bezeugen. Man kann die Spur der Mauern rings um die Stadt verfolgen. Sie haben bei einem Umfange von 4 engl. Meilen die gewöhnliche Höhe und sind ohne Gräben. An mehren Stellen sind sie noch ganz unverletzt. Etwa 100 Fuss vom Mittelpunkte der Stadt sieht man auf einer Terrasse in der Nähe der nach Süden führenden Strasse fünf schöne korinthische Säulen von 63 Fuss Höhe und 8 Fuss 7 Zoll Umfang, 9 Fuss 3 Zoll von einander ent-

fernt, ohne irgend ein sichtbares Gesims und ohne Verbindung mit einem andern Gebäude. Gegen 45 Fuss rückwärts davon befinden sich die Ruinen eines andern grossen Gebäudes, so wie nach Westen ein grosses Viereck von 41 Fuss an jeder Seite etc., welches Alles zusammen die Araber *Beit el Serai* (Palasthaus) nennen. Südlich davon erblickt man die vornehmste Merkwürdigkeit von Schohba, ein wohl erhaltenes Theater. Es ist auf einem abschüssigen Grunde erbaut und den Halbkreis umgiebt eine fast zehn Fuss dicke Mauer, durch welche neun gewölbte Thore ins Innere führen. Die Arena bildet eine Halb-Ellipse von 46 und 36 Fuss im Durchmesser. Die Länge des ganzen Gebäudes ist 70 Fuss. Es sind zehn Stufenbänke oder Sitzreihen, dicht am Boden der Arena beginnend, jede 22 Zoll breit und 18 Zoll hoch. Diese Bänke sind in der Mitte ihrer Höhe (zwischen der fünften und sechsten Bank) durch einen flachen Raum unterbrochen, zu dem man von Aussen mittelst einer bedeckten Gallerie von 12 Fuss Höhe gelangt. Unterhalb dieser Gallerie befindet sich eine andere ganz ähnliche, in gleicher Ebene mit der Arena, zu welcher aus ihr neun gewölbte Thore führen, so dass zahlreiche Zuschauer aus- und eingehen konnten, ohne einander beschwerlich zu fallen. Das Gebäude hat 28 Fuss Höhe und ist aus Quadersteinen errichtet.

In einiger Entfernung nordöstlich gewahrt man das Ende einer Wasserleitung. Es sind etwa noch fünf Bogen davon übrig, und die Spuren der andern kann man gegen zwei engl. Meilen weit, bis zum Fuss des Berges *Simhi* (*Zimhi*) verfolgen, wo die Quelle ist, die sie versorgte. — Einige Schritte vom Ende dieser Wasserleitung waren die Bäder, ein ansehnliches Gebäude, welches ein längliches Viereck mit einer Vorderseite von 59 Fuss Breite bildete. Eine der grossen von Süden kommenden Strassen geht hinter den Bädern weg und wird im Mittelpunkte der Stadt rechtwinkelig von einer andern durchschnitten. An jeder Ecke des dadurch gebildeten vierseitigen Platzes ist ein viereckiges Fussgestell von Mauerwerk, auf jeder Seite 17 Fuss lang und 7 Fuss hoch. Es scheint nicht, dass auf diesen Plattformen jemals eine Bildsäule oder eine andere Verzierung gestanden habe. Man hat eine, wahrscheinlich um Schätze darin zu finden, geöffnet; sie enthielt aber nur Kies und Schutt. Die Hauptstrassen sind mit steinernen, trefflich zugehauenen und bearbeiteten Tafeln gepflastert, die nach der Richtung der Diagonale gelegt und noch sehr gut erhalten sind. Die Stadt hat acht Thore, jedes auf eine in gleicher Weise gepflasterte Strasse führend. Die vier Hauptstrassen gehen zu den Thoren, welche nach den vier Weltgegenden gerichtet sind. Jedes Thor besteht aus einem mittlern Hauptthore und

zwei kleinern Seitenthoren. Wie überall in Hauran sind die Häuser von Stein gebaut. Eine kleine Thüre führt in einen Hof, um welchen her die Zimmer angebracht sind. Die Eingänge derselben sind sehr niedrig und dienen am Tage, wo sie stets offen stehen, anstatt der Fenster. Zuweilen befindet sich auch eine kleine Oeffnung über der Thüre. Die innern Wände der Zimmer, deren Höhe selten 9 bis 10 Fuss übersteigt, bestehen aus grossen viereckigen Steinen, welche nicht übertüncht sind und durch ihre natürliche schwarze Farbe den Zimmern ein höchst düsteres Ansehen geben. Ein einziger Bogenpfeiler erhebt sich in der Mitte und stützt das Dach. Man findet nur wenig Geräthschaften in den Häusern.

Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Türken sowohl als der Christen, welche das Hauran bewohnen, sind fast ganz so wie bei den Arabern. Der einzige Unterschied ist der, dass jene feste Wohnplätze und Häuser haben, während diese in Zelten wohnen, die sie nach Gefallen und Bedürfniss bald hier bald dort aufschlagen. Bei den ärmern Klassen ist eine auf dem Boden des Zimmers ausgebreitete Matte die gewöhnliche Schlafstelle; die reichern Leute bedienen sich dazu eines Teppichs, aber niemals einer Matratze. Auch zieht Niemand beim Schlafen die Kleider aus. Das Küchengeschirr beschränkt sich auf einen Kessel zum Kochen des *Burgul* und auf eine

Kaffehkanne. Die Vorräthe an Waizen und Gerste werden in einer Art grosser Krüge (*Kawara*) aufbewahrt, welche aus einer Mischung von Thonerde und gehacktem Stroh verfertigt und an der Sonne getrocknet werden. Sie haben fünf Fuss Höhe und zwei Fuss im Durchmesser. Uebrigens findet man in diesem Lande, wo die Bewahrung des Eigenthums eine so unsichere Sache ist, weder Kaufläden noch Bazars. Was die Leute brauchen, kaufen sie in Damas, wohin sie von Zeit zu Zeit reisen, oder auch von Hausirern, die man überall auf den Landstrassen antrifft. Letztere machen auch viel Geschäfte mit den Beduinen, deren Schutz sie geniessen. *Robinson* glaubt, dass diese Hausirer treffliche Führer für Europäer seyn dürften, welche die arabischen Stämme besuchen wollen.

Indem wir mehre andere jetzt in Trümmern liegende Städte des Hauran übergehen, wollen wir nur noch bei *Bazra* oder *Bostra* etwas verweilen. *Robinson* wurde durch die Nachricht, dass die dortige Gegend unsicher sei, vom Besuch dieser Stadt abgehalten, aber *Burckhardt*, *Seetzen* und *Berggren* haben sie beschrieben. *Bostra*, ehemals eine der wichtigsten Städte dieses Landes, zählte im J. 1821, als *Berggren* dort war, nur etwa 100 Hütten, von 4- bis 500 Fellahs und 50 bis 60 Christen bewohnt. Sie wird an mehren Stellen in der Bibel erwähnt, z. B. I. B. Moses XXXVI,

33; Josua, XXI, 27; Jesaias XXXIV, 6; LXIII, 1. Hier war es, wo Enaks Kinder wohnten und Edams und Basans selbstständige Könige residirten, ehe sie von den Israeliten überwunden wurden. In späterer Zeit kam die Stadt mit dem übrigen Lande unter die Herrschaft der Römer. Sie erscheint auf Münzen aus dieser Zeit unter den Namen *Colonia Bostra*, *Colonia Felix Bostra Alexandrina*, *Colonia Metropolis Bostra*, *Colonia Trajana Alexandrina Bostra* und *Nova Trajana Bostra* *). In den ersten Jahrhunderten des Christenthums war sie der Sitz eines Erzbischofs, unter welchem neunzehn Bischöfe standen, und das Kreuz hatte in diesem Theile Syriens seinen festesten Stützpunkt, bis die Sarazenen kamen und das Land mit Feuer und Schwert verheerten. Die Kreuzfahrer belagerten unter *Renaud* und den *Balduinen* die Stadt ohne Erfolg und wurden drei Mal, in den Jahren 1134, 1148 und 1172, in ihrer Nachbarschaft geschlagen. Nicht bloss *Saladin*, sondern auch sein Bruder *Malek Adel* und mehre andere Sultane aus dieser Herrscherfamilie haben längere oder kürzere Zeit Bostra zu ihrer Residenz gemacht.

Nächst den Ruinen von Baalbek, Dscherasch (Gerasa) und Palmyra verdienen die von Bostra

*) *Bischoff* etc. *Vergleichendes Wörterbuch der alten, mittlern und neuen Geographie.* Gotha, 1829. Artikel *Bostra*.

nicht minder eine besondere Aufmerksamkeit. Das Theater, welches nebst der Arena von den Mauern des grossen sarazenischen Kastells ausserhalb der alten Stadtmauern umschlossen ist, zählte vormals 33 gewölbte Thore. Gegenwärtig ist es sehr verfallen und durch die daneben stehenden Gebäude und Festungsmauern entstellt. Von den äusserst grossen Festungsthürmen stehen drei auf der in gerader Linie fortlaufenden und sieben auf der einen Halbkreis bildenden Seite des Theaters. Sie ruhen zum Theil auf den alten Mauern und sind oben mit Brustwehren versehen. Im Süden ist das Thor des Kastells und vor demselben ein ausgetrockneter Wallgraben, über den eine steinerne Brücke führt. Auch sind noch Reste eines alten Tempels vorhanden. Nächst diesen Denkmählern ist der von den Eingebornen so genannte *Thron der jüdischen Fürstinn* (*Serir Bent el Jahudi*) merkwürdig, eine Ruine, von der noch einige schöne Säulen stehen. Das Uebrige fand Berggren so verfallen und von Hütten umbaut, dass es unmöglich war, sich eine Vorstellung vom Ganzen zu bilden. An mehren Stellen sind ebenfalls noch einzelne Säulen und Arkaden von der schönsten Arbeit zu sehen. Am besten haben sich die zahlreichen Denkmähler aus den christlichen Zeiten, nämlich die *Kirchen* und *Klöster* erhalten. Das grösste und schönste der Letztern ist dasjenige, welches nebst einer Kirche den Mär

tyrern *St. Sergius*, *St. Bacchus* und *St. Leontius* geheiligt und vom Erzbischof Julianus erbaut worden ist. Ausserdem sind noch fast 500 alte Gebäude vorhanden, welche sich mehr oder minder gut erhalten haben. Um die Stadtmauern ganz zu umgehen, brauchte Berggren beinahe zwei Stunden. Am südlichen Ende der Stadt ist ein ausgemauerter Teich von 250 Schritt Länge. Das Kastell enthielt damals eine Besatzung von 10 bis 12 Mann zum Schutz gegen die Beduinen, welche den Fellahs Vieh und Getreide rauben. Der Scheik verlangte von Berggren Geschenke. Dieser hatte ihm nichts Anderes anzubieten, als ein roth und weiss gestreiftes Taschentuch aus Schweden, welches ohne Bedenken angenommen und sogleich in den Harem getragen wurde.

Sweda (oder *Sueda*, auch *Sueïda*) wird für das *Suah* der Bibel gehalten, die Heimath Bildads, welcher, nebst Eliphas aus Theman und Zophar aus Naema, Hiob in seinen Unglückstagen zu trösten kam. Der Ort hat etwa 4- bis 500 Häuser und 1000 bis 1200 Einwohner. In alter Zeit war Sueda eine Stadt mit Tempeln und andern prachtvollen Gebäuden. Berggren sah noch einen Nymphen-Tempel (*Nymphäon*) mit Bädern, Grotten, Springbrunnen und Wasserleitungen, welche Gegenstände noch ziemlich gut erhalten waren, nur dass das Wasser seit der Flucht der Nymphen zu fliessen aufgehört hatte.

Die meisten Einwohner sind *Drusen* und der Ort ist die Residenz des Scheiks sämmtlicher Drusen des Hauran. Diese zählten damals etwa 2000 waffenfähige Leute. In neuester Zeit scheint ihre Zahl zugenommen zu haben, wie sich diess wenigstens aus den gegen die ägyptischen Truppen erhobenen Aufständen schliessen lässt.

Wir verlassen das Hauran, um noch einige andere merkwürdige Orte Syriens besuchen zu können.

Robinson brachte den Winter von 1830 bis 1831 in *Alep* (*Aleppo, Haleb*) zu, wo er am 16. Dezember eintraf. Die erste und wichtigste Angelegenheit war, sich bei den hier angestellten europäischen Consuln einführen zu lassen. Er sagt in dieser Beziehung: »Unter der Zahl der Repräsentanten der grossen europäischen Mächte behauptet der von *Oesterreich* den ersten Rang und ihm gebührt daher der erste Besuch. Unmittelbar auf ihn folgt der *französische*, hierauf der *englische* und dann die übrigen. . . . . Nachdem der Reisende diese Besuche abgestattet hat, muss er einige Tage zu Hause bleiben, um die Gegenbesuche der Consuln zu empfangen. Diese Herren kommen in grosser Uniform, mit einem s. g. Janitscharen voraus, der ein spanisches Rohr mit silbernem Knopfe trägt, während das Gefolge aus dem Dolmetscher, den Consulats-Beamten und einer Unzahl von Schreibern besteht. Eine

so grosse Menschenmasse, welche plötzlich in das gewöhnlich so ruhige Innere einer morgenländischen Wohnung eintritt, könnte den darauf nicht gefassten Reisenden in Schrecken setzen. Wenn er nervenschwach ist, so kann er glauben, es sei der Kadi, der ihn ins Gefängniss führen will.«

Das jetzige *Alep* oder *Aleppo*, welches die Eingebornen *Haleb-es-Schabba* nennen, ist das *Berea* der Bibel und das *Beroea, Beroa, Beroea* und *Berrhoea* der griechischen und römischen Schriftsteller. Es liegt 76 engl. Meilen (in gerader Linie) vom Meere entfernt und steht mit Europa durch Iskanderun und Latakia, mit Aegypten durch Damas und El Arisch, mit Klein-Asien durch Tarsus und mit Armenien durch Diarbekir in Verbindung. Wahrscheinlich gelangte es erst durch die Zerstörung von *Palmyra* zu grösserer Wichtigkeit. Wie Letzteres hatte es eine treffliche Lage für den Handel, so lange es keinen andern Weg nach den östlichen Ländern gab, als den durch die arabische Wüste. Karawanen von *Bagdad* und *Bassora* brachten die Erzeugnisse Ostindiens und Persiens, und von Alep gelangten sie nach allen Plätzen Europa's. Jahrhunderte bestand dieser blühende Verkehr und die Stadt wurde eine der wichtigsten des Osmanischen Reichs. Sie machte Anspruch, als die Hauptstadt Syriens betrachtet zu werden und stand an Grösse, Volksmenge und Reichthum nur Konstan-

tinopel und Kairo nach. Aber die Entdeckung eines Weges zur See nach den Ländern, wo die Quellen ihres Reichthums flossen, war der erste Schlag, der ihrem Wohlstande zugefügt wurde und dieser ist seit jener Zeit fortwährend gesunken. Mit dem Glanze früherer Jahrhunderte verglichen, ist Alep gegenwärtig eine verfallene Stadt zu nennen. Man kann nichts Traurigeres sehen, als die durch das Erdbeben vom Jahre 1822, welches den grössten Theil der Stadt zerstörte, angerichteten Verwüstungen. Man erblickt ungeheure Spalten in den Mauern, und grosse lockere Steine, die an den Arkaden wie an einem Faden zu hangen scheinen und jeden Augenblick herabzustürzen drohen.

Die Stadt Alep liegt in einer Ebene, welche bis auf einige Meilen Entfernung ringsum von niedrigen Hügeln eingeschlossen wird. Sie hat mit ihren weitläuftigen Vorstädten einen Umfang von 7 (engl.) Meilen; aber der Umkreis der eigentlichen Stadt beträgt nur 3½ Meilen. Die Mauern sind von Quadersteinen und haben eine Höhe von etwa 30 Fuss bei einer Breite von 20 Fuss. Sie verrathen kein sehr hohes Alter; nach der Bauart zu urtheilen, scheinen sie sarazenischen Ursprungs zu seyn. Der ehemalige breite und tiefe Graben ist jetzt theils mit Schutt angefüllt, theils in Gärten verwandelt. Der Schutt scheint von den Gebäuden herzurühren, die das Erdbeben

zerstört hat. An einigen Stellen ist er so hoch wie die Mauern selbst aufgethürmt und bildet gewissermassen einen Weg in die Stadt, so dass man nicht nöthig hat, durch die Thore zu gehen. Dieser Thore sind neun, zwei nämlich in Süden, eben so viel in Osten und Norden, und drei in Westen. Die Häuser sind aus gehauenen Steinen gebaut, welche man aus den benachbarten Steinbrüchen gewinnt. Diese Steine haben eine röthlich weisse Farbe und sind frischgebrochen weich, werden aber, nachdem sie eine Zeit lang der Luft ausgesetzt gewesen, vollkommen hart. Die Wohngebäude sind wie in allen grossen und reichen Städten des Orients eingerichtet. Die Strassen der Stadt sind gut gepflastert und werden äusserst rein gehalten. Zu beiden Seiten sind sechs Zoll hohe Fusspfade (Trottoirs).

Es sind mehre grosse *Chans* oder *Okallas* (Karawanseraïs) in Alep, welche übrigens in Ansehung der Bauart und Einrichtung mit den Gebäuden dieser Art in den andern Städten der Levante übereinkommen. — Die Moscheen sind zwar zahlreich, haben aber in Hinsicht der Bauart nichts Merkwürdiges. Die meisten sind durch die wiederholten Erdbeben theils ganz eingestürzt, theils sehr beschädigt worden. Eine Ausnahme machen die grossen Moscheen *Zacharié* und *El Halawé*. Erstere war ursprünglich, wie schon der Name zeigt, eine christliche Kirche, und steht

bei allen Mohammedanern im Rufe grosser Heiligkeit. Ausserdem hat Alep 10 bis 12 kleine und unansehnliche dem christlichen Gottesdienste gewidmete Gebäude, mit welchen die bischöflichen Residenzen der verschiedenen Sekten verbunden sind. Das Kloster des Heiligen Laudes befindet sich im Chan El Sehebene, das der Kapuziner im Schanobié, und das der Lazaristen im Bendequié.

Zwei Quellen, die nahe bei Heylan, einem Dorfe etwa 8 engl. Meilen nördlich von Alep, entspringen, liefern der Stadt ein gutes Wasser. Es gelangt dahin vermittelst einer Wasserleitung, die zum Theil an der Oberfläche des Erdbodens, zum Theil auch unterirdisch fortgeht, wo sie dann von Strecke zu Strecke frischen Zufluss durch andere Brunnen erhält. Beim Eintritt in die Stadt vertheilt sich das Wasser mittelst irdener und bleierner Röhren an die öffentlichen Brunnen und Bäder, die Paläste und solche Privathäuser, deren Eigenthümer die Kosten davon tragen wollen. Man glaubt, dass diese Wasserleitung so alt wie die Stadt selbst sei. Kaiser Konstantins Mutter, die *heil. Helena*, und in späterer Zeit *Al Melek el Daher*, Sohn des berühmten Sultans *Saladin*, sollen sie erneuert haben. Jährlich im Mai wird sie untersucht, ausgebessert und gereinigt. Die gewöhnlichen Brunnen in der Stadt haben ein etwas salziges Wasser. Man schreibt dem Genusse

desselben eine gewisse Krankheit zu, welche fast jeden Einwohner von Alep ein Mal in seinem Leben befällt und *Habal es sine* genannt wird, weil es ein Jahr braucht, ehe man vollkommen davon genest. Gewöhnlich besteht dieses Uebel, welches die Franzosen *Bouton d'Alep* nennen, in einer Blatter auf der rechten oder linken Wange, welche eine unvertilgbare Narbe hinterlässt. Der Fluss *Kowik* (der *Chalus* oder *Chalys* der Alten) trocknet im Sommer fast aus, aber im Winter schwillt er furchtbar an. Er entspringt in Norden, bei *Aintab*, am Fusse des Taurus. An der westlichen Stadtseite angelangt, wendet er sich plötzlich nach Osten, fliesst unter einer Brücke weg, nimmt nun seinen Lauf durch ein fruchtbares Thal und verliert sich sechs Stunden abwärts von Alep in einem Sumpfe.

Die Stadt wird in Viertel oder Bezirke eingetheilt, deren jedes eine bestimmte Einwohnerklasse hat. Das vornehmste, *El Medina* (die Stadt), ist der Wohnsitz der Europäer und der vornehmen Türken. *El Dschedaïde* wird fast nur von Christen aller Religionspartheien bewohnt. Die Juden sind auf das Viertel *Bahrita* beschränkt. Die Turkmanen, Araber und Kurden wohnen in den Vorstädten östlich von der Stadt. In Folge des grossen Erdbebens 1822 ist eine neue Vorstadt an der südlichen Seite entstanden, welche 1830 schon ziemliche Bedeutung erlangt hatte. Die

Häuser derselben waren ursprünglich nur zum einstweiligen Unterkommen bestimmt und bestanden daher grösstentheils aus Holz. Aber aus Furcht nach der Stadt zurückzukehren, verweilten die Bewohner längere Zeit in dieser Vorstadt und wurden endlich so an diesen Aufenthalt gewöhnt, dass die meisten grossen Gebäude der Stadt ganz verlassen waren.

Nahe am nordöstlichen Ende der Stadt liegt das Kastell (*El Kalaat*) auf einem hohen Berge. Es ist von einem breiten und tiefen Graben umgeben, der einen Umkreis von beiläufig 2500 Fuss hat. Man gelangt über denselben mittelst einer geneigten Brücke von sieben Bogen und durch ein doppeltes Thor. Das Innere des Kastells ist mit Ruinen bedeckt. *Robinson* fand in einem unterirdischen Gewölbe, das vermuthlich das Zeughaus der alten Citadelle gewesen, mehre Tausend Pfeile, die bündelweise beisammen lagen. Sie waren etwa 30 Zoll lang und schienen in Gift eingetaucht worden zu seyn. Auch sah man mehre Helme und Bestandtheile von Rüstungen. *Burckhardt* sagt, dass die Panzerhemden in einigen Theilen von Arabien sehr im Gebrauch sind. Das letzte Oberhaupt der Wahabis, *Ibn Saud*, trug stets eines auf dem blossen Leibe. Die hier im Kastell von Alep befindlichen Panzerhemden sind von alter Arbeit und stammen wahrscheinlich noch von europäischen Kreuzrittern her. Das Panorama

der Stadt und der Vorstädte, wie man es vom Kastell aus erblickt, ist ganz entzückend; dagegen ist die Aussicht nach der Wüste hin äusserst traurig. Das Klima von Alep wird für sehr gesund gehalten. Epidemische Krankheiten sind äusserst selten.

»Während meines Aufenthalts in Alep« — erzählt Robinson — war ich in steter Furcht vor einem Erdbeben. Häufige Stösse wurden wahrgenommen, aber sie waren nicht heftig und Niemand kam dabei ums Leben. Bald nach meiner Ankunft, als ich einen Besuch bei einem Consul machte und neben ihm auf dem Divan sass, wurde unser Gespräch plötzlich durch ein dumpfes Geräusch unterbrochen, welches von aussen kam und worauf sogleich alle Gegenstände um uns her in eine augenblickliche Bewegung geriethen. Das Gebäude schien sich abwechselnd zu heben und zu senken, wie ein Schiff bei kleinem Wellenschlag. Vier oder fünf Personen mochten in diesem Augenblick im Zimmer seyn; alle stürzten mit dem Ausrufe »*Zelzalé !*« (ein Erdbeben!) über die Treppe hinab in den Hof. Ich hatte nicht Zeit, lange zu überlegen, was ich thun sollte; indessen folgte ich ihrem Beispiel nicht, aus Furcht, dass die Mauern dennoch während der Flucht über mir zusammenstürzen könnten. Ich liess also die Vorsehung walten und erwartete mit wahrhaft türkischem Stoizismus, was weiter ge-

schehen würde. Die Erschütterung dauerte zwar nur einige Sekunden, aber der Moment des Wartens gehörte unter die schrecklichsten. Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern. Mehren Personen wurde übel und bekamen Neigung zum Erbrechen. Die Gesellschaft trennte sich und Jedermann ging nach Hause. Um zu meiner Wohnung zu gelangen, musste ich durch die Bazars gehen. Hier sah ich Türken und Christen neben einander in betender Stellung, den Schutz des Allmächtigen anflehen; denn aller Groll, den religiöser Glaubenseifer hervorbringt, war in diesem furchtbaren Augenblicke zum Schweigen gebracht. Jeden Moment erwartete man einen noch heftigern Stoss als der vorige gewesen. Zum Glück für die Stadt und ihre Bewohner war die Richtung des Erdbebens horizontal. Wäre sie senkrecht gewesen, so würde die Zerstörung der Stadt unvermeidlich erfolgt seyn.«

Die Zahl der Europäer in Alep beschränkt sich jetzt, in Folge des gesunkenen Handels und der durch das Erdbeben von 1822 verursachten Auswanderungen, auf die Familien der Consular-Agenten und etwa noch ein Dutzend anderer, welche sich schon vor langer Zeit um des Handels willen hier niedergelassen haben. Ueberdiess sind die Letztern kaum noch als Europäer zu betrachten, denn die meisten ihrer Glieder sind in der Stadt selbst geboren und haben sie nie, ausser in Handelsgeschäften, verlassen. *Robinson* lobt

sehr die freundliche und artige Aufnahme, die ihm in den europäischen Häusern zu Theil wurde. Die Lebensweise ist sehr einfach, da man sich in den Genüssen auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt. Dessenungeachtet herrscht grosse Unverträglichkeit unter diesen europäischen Familien, so dass Kälte und Groll Einzelne oft Jahre lang von einander trennen. Es war gerade Fasching, als *Robinson* sich hier befand. Man versuchte, einige Bälle und musikalische Unterhaltungen zu geben; aber es ging dabei ziemlich einförmig und langweilig zu.

Die Bevölkerung von Alep ist nicht über 70000 Seelen stark. Die Einwohner leben im Ganzen sehr mässig und sind ein ruhiges, ordentliches Volk, das nur zuweilen durch religiöse Streitigkeiten aufgeregt wird. Ein grosser Theil der Mohammedaner besteht aus s. g. *Sokerifs*, d. h. wirklichen oder angeblichen Nachkommen des Propheten. Während der drei Monate, die *Robinson* hier zubrachte, fand nicht ein einziger Aufruhr Statt; ehemals, als noch die Janitscharen bestanden, war dergleichen gar nichts Seltenes.

Zuweilen sieht man europäische Kleidung, aber nur bei den Männern. Die Frauen, auch die europäischen, kleiden sich durchaus auf syrische Art, nur mit einer kleinen Abweichung in der Form des Turbans, dessen steife Falten fest zusammengenäht und mit einer Menge Perlen und andern

mehr oder weniger kostbaren Zierrathen, je nach Rang und Vermögensumständen, bedeckt sind.

Die Sprache der Einwohner ist das gemeine Arabische; nur in der Aussprache zeigen sich einige örtliche Abweichungen. Hier war es, wo *Burckhardt* die Sprache studirte, und sich zu seiner grossen Reise nach Arabien und Aegypten vorbereitete. Die Gebildetern befleissigen sich auch fast alle des Türkischen, welches in den Ländern nördlich von hier beinahe ausschliessend gesprochen wird. Die Europäer sprechen gewöhnlich Italiänisch.

Nach *Berggren* befanden sich unter den 80- bis 90000 Einwohnern, die Alep im J. 1821 enthielt *), 12- bis 15000 Christen und 5- bis 6000 Juden. Ausser dem Arabischen wird auch viel Armenisch, Kurdisch und Turkomanisch gesprochen. »Obgleich man sich — heisst es weiter bei ihm — in Aleppo jetzt nicht mehr bedeutend mit der Literatur beschäftigt, und die wenigen wissenschaftlichen Institute, die noch vorhanden sind, nicht wie vormals gelehrte und ausgezeichnete Männer bilden, so sind doch die

*) *Russell* schätzte die Bevölkerung zu seiner Zeit (im J. 1756) auf 300000, *Arvieux* (im J. 1735) auf 290000, *Brown* (im J. 1789) auf 280000, *Puget de St. Pierre* (im J. 1763) auf 260000, *Olivier* (im J. 1793) auf 150000 und *Richter* (1819) auf 100000.

Bewohner keineswegs so roh und unwissend, wie die anderer (mohammedanischen) Städte. Ich lernte verschiedene Scheiks kennen, welche nicht allein sehr belesen, sondern selbst gute Schriftsteller waren. In den Kaffehhäusern traf ich auch mehrmals wandernde Improvisatoren und Mährchenerzähler an, welchen man mit eben so viel Gefühl als Ehrerbietung zuhörte. Den Arabern und Dschirid-Spielern gefielen besonders die schönen Strophen aus Antars Ritterabenteuern, in denen das wundervolle Pferd *Abscher* und das Alles besiegende Schwert *Dahmi* besungen wird. Bei der Stelle, wo *Salim* von seiner Klinge, welche er *des Lebens Schwert* nennt, singt: »In keiner Gefahr, in keinem Drangsal bangt mir vor dem Tode, sondern furchtlos gehe ich ihm entgegen, so lange des Lebens Schwert in meiner Hand blitzt« fuhren sie kampflustig auf, wie die Berserker und andere Ritter der nordischen Sage zufolge gethan haben sollen, wenn die Skalden von Angantyrs *Tirsing* und Rolands *Duridana* sangen. Und wenn nun die Declamatoren von *Antars* Liebe zu *Ibla* zu singen begannen: »O du meine Hoffnung! Mögen die Zephyre meine heissen Gefühle und mein verzehrendes Schmachten nach der Liebe Zelt, nach den Höhen der Heimath dir zuflüstern! Mögen sie mit Ambraduft meine Grüsse dir zuwehen, wenn der dämmernde Morgen die nächtlichen Schleier lüftet! Möge der

Himmel Vergissmeinnicht um dein Nachtlager streuen und ihre Kelche mit den Diamanten der Wolken füllen! Möge Friede und Segen, so lange die Zephyre des sanften Westen säuseln, in deiner Hütte wohnen!« — Dann sah man, wie leicht der Liebende gerührt wurde und wie tief das Erotische (*Mualiat*) zum Herzen des Morgenländers spricht. Bisweilen traten auch Possenreisser und Gaukler auf, um durch gymnastische Künste, Taschenspielereien und Harlekinaden die Anwesenden zu ergötzen. Nimmt man ausserdem noch einige Nationalspiele hinzu, als »den Ring versteckena u. a., so hat man ein Bild von einem morgenländischen Kaffehhause. Die ernsthaftern Personen lieben vorzugsweise das Schachspiel, welches sie nicht müde werden, vom Morgen bis in den Abend zu spielen. Tanz und Musik dürfen bei keinem Feste fehlen. Die musikalischen Instrumente bestehen hauptsächlich aus kleinen kurzen Geigen, Pickelflöten, Psalterien und Cymbeln oder einer Art kleiner Pauken (*Nakariat*). Die s. g. *Deff*, welche man im Morgenlande überall findet, entsprechen den europäischen *Tambours de Basque* oder Mohrentrommeln (*Tamburins*), und dürften die *Tympana* seyn, deren Gebrauch die Römer von den Syrern lernten. Die Tänze sind höchst einfach oder vielmehr nur eine taktmässige Bewegung des Obertheils des Körpers. Die Tanzenden schlagen selbst den

Takt, vermittelst kleiner Castagnetten (*Sendsch*). Bei verschiedenen Festen und Gastmählern, denen ich sowohl bei Mohammedanern als Christen beiwohnte, fand ich Tanz und Musik mehr im Gebrauch als anderwärts. Um Schmerz und Freude auszudrücken, herrscht bei den Weibern der Gebrauch, besonders bei Leichenbegängnissen und Hochzeiten, einen alterthümlichen Gesang mit unartikulirten Tönen, *Zalaghut* genannt, anzustimmen, welcher wie Katzengeschrei klingt und höchst widrig anzuhören ist.«

Noch bemerkt *Berggren* über die Einwohner von Aleppo: Die Aleppiner haben im Allgemeinen ein gutes einnehmendes Aeussere. Die Männer sind schön gebaut, von hoher Gestalt, haben grosse, schwarze Augen und gleichen den Persern. Die Frauen sind schön zu nennen; nur wird ihr Gesicht häufig durch die Narben entstellt, welche die s. g. Aleppo-Geschwüre hinterlassen. (S. oben.) Ausserdem pflegen sie sich mit der bekannten *Henna* so zu bemalen, dass sie oft ein höchst widerliches Ansehen bekommen. Die im Hause des Hrn. *Durighello* befindliche Amme hatte selbst ihr langes kastanienbraunes Haar feuerroth gefärbt, so dass sie wie eine Furie aussah. Dieser Zierrath wird sogar zuweilen auf die Hausthiere ausgedehnt, so dass nicht allein Hunde (?) und Schöpse, sondern auch die Esel mehrmals im Monate gefärbt werden. Die schönen weissen

Angora-Katzen, welche sehr häufig in Aleppo sind, sehen wie die Füchse aus.

Die in Alep sich aufhaltenden Klostergeistlichen sind *Franziskaner*, *Lazaristen*, *Carmeliter* und *Kapuziner*, welche alle ihre eignen kleinen Klöster und Kirchen haben.

Die *Gärten*, welche sich meist an der südöstlichen Seite der Stadt befinden, gelten zwar, nach *Robinsons* Bemerkung, in den Augen der Einwohner für sehr schön, haben aber für den Europäer nichts Anziehendes. Es sind eigentlich nur angebaute Stücke Landes, welche sich, mit Hecken oder niedrigen Steinmauern umgeben, an beiden Ufern des kleinen Baches *Koïk* hinziehen, dem sie ihre Fruchtbarkeit verdanken. Sie sind mit Obstbäumen bepflanzt, zwischen welchen man einige Küchengewächse, selten aber Blumen sieht. Während der Sommerhitze und auch zur Nachtzeit bieten sie den Besitzern einen kühlen Aufenthalt dar, dessen Annehmlichkeiten durch den reizenden Gesang der Nachtigall (*Bülbül*) erhöht werden. Ausser einer Menge anderer edler Früchte des Morgenlandes fand man in diesen Gärten ehedem besonders viel Pistazien-Bäume (*Festuk* oder *Fistuk*). In neuerer Zeit sind die meisten ältern Bäume in Folge der fortwährenden Kriegsunruhen zerstört worden.

In Westen und Südwesten der Stadt sind die Abhänge der Hügel, welche sich an beiden

Ufern des Koïk erheben, mit Weinstöcken, Oel- und Feigenbäumen bepflanzt. Jene Gärten und diese Anpflanzungen sind die einzigen angenehmen Orte, welche man in der nächsten Umgebung von Alep antrifft. Nach allen übrigen Richtungen erblickt das Auge nichts als kahle Ebenen und unfruchtbare Berge. Die Begräbnissplätze rings um die Stadt sind nicht, wie bei den meisten andern Städten des Orients, mit Cypressen und Trauerweiden geschmückt.

Ungemein häufig sind in den Obst- und Weingärten die Staare, besonders die von den Arabern *Sarsur* (*Zarzur*) genannte rosenrothe Gattung (*Turdus roseus*). Man findet sie in ganzen ungeheuern Schaaren, so dass auf einen einzigen Schuss 20 bis 30 fallen. Trotz der Jagd, welche die Europäer auf sie machen, sind diese Vögel so zahm, dass sie oft in die Zimmer kommen, um sich füttern zu lassen.

Ueber das Klima von Alep bemerkt *Berggren*: »Man nimmt an, dass der Winter vom 12. Dezbr. bis zum 20. Jäner, also 40 Tage (*Maarbanie*) dauert. Fällt in dieser Zeit bisweilen Schnee, so bleibt er nie den Tag über liegen. Nach dieser Zeit kann man oft schon Veilchen, Narzissen und Hyazinthen in voller Blüthe sehen. Im Anfange Februars steht das Gras schon ziemlich hoch; dagegen werden die Bäume, mit Ausnahme der Aprikosen, Mandeln und Pfirschen, erst gegen

das Ende des Monats belaubt. Mit dem ersten März ist der Frühling gleichsam wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen; er dauert indessen selten länger als bis Ende April. Mit dem Mai, wo durch die Kraft der Sonne alle Pflanzen verdorren, schwindet das grüne blumenreiche Kleid, welches die beiden letzten Monate und selbst einen Theil des Winters hindurch die Fluren bedeckt. Von dieser Zeit an fällt nicht ein einziger erquickender Regentropfen, und nur selten zeigt sich eine Wolke an dem klaren glühenden Himmel, bis gegen die Mitte Septembers einige Regenschauer sich einzustellen pflegen. Von diesem ersten Regen an bis zum nächsten, der nach Verlauf von 20 bis 30 Tagen eintritt, ist das Wetter sehr mild und angenehm, und die Fluren erhalten wieder ein lebendiges, freundliches Ansehen. Nach dem zweiten Regen ist das Wetter veränderlich, und jetzt, in der Mitte Oktobers, wo der Herbst seinen Anfang genommen hat, wird der erste Waizen gesäet. Hierauf kommen auch die übrigen Getraidearten und die Gartengewächse an die Reihe, bis gegen Ende Januars dieses Geschäft vollendet ist. Im Mai wird die Gerste geärndtet und gleich darauf der Waizen. Das Getraide wird theils in Felsengrotten, theils in besonders dazu eingerichteten Gruben aufbewahrt.«

Robinson verliess Alep zu Ende des März 1831, um sich nach der Küste zu begeben und sich hier nach Cypern einzuschiffen. Am 26. März kam er nach *Antakia*, dem alten *Antiochia*, der ehemaligen Hauptstadt Syriens. Die jetzige Stadt nimmt indessen nicht über ein Fünftel des Raumes ein, welchen diese alte Residenz der syrischen Könige bedeckte. Sie unterscheidet sich in Hinsicht der Bauart von den übrigen syrischen Städten durch ihre niedrigen Häuser, welche, aus leichten Stoffen gebaut, nur ein Stockwerk und statt der flachen Terrassen schiefe Dächer haben, die mit kleinen, dünnen Ziegeln gedeckt sind. Wahrscheinlich hat diese Bauart zum Zweck, sich vor den Erdbeben zu schützen, die in diesem Theile Vorder-Asiens so häufig sind. Die Stadt enthält zehn oder zwölf Moscheen, mit kleinen Minarets, fast alle von mittelmässiger Architektur. Die Bevölkerung kann 6000 Seelen betragen. Im J. 1833, als *Monro* Antakia besuchte, war ein brittischer Consul hier angestellt.

Von Gebäuden des Alterthums sind im Umfange der heutigen Stadt nur wenig Spuren anzutreffen. Das einzige Bemerkenswerthe sind die Mauern und die Wasserleitung. Die alte Stadt lag auf der Höhe und am nördlichen Abhange zweier Berge und in der Ebene zwischen diesen Bergen und dem Flusse *Orontes* (dem jetzigen *Aasi*). Sie bestand aus vier deutlich von einander

geschiedenen Vierteln oder besondern Städten, daher sie auch bei Strabo den Beinamen *Tetrapolis* führt. Der südöstliche jener Berge ist hoch und steil, der östliche niedriger und hat eine kleine Ebene auf seinem Gipfel. Die noch vorhandenen, obwohl äusserst verfallenen Mauern, bezeichnen deutlich die alten Gränzen der Stadt. Sie mögen einen Umfang von 3 bis 4 engl. Meilen haben und bilden ziemlich ein Rechteck. Von den beiden längern Seiten, die von Nordwest nach Südost gehen, begränzt eine die Stadt gegen die Ebene, die andere längs dem Gipfel der Berge. Die kürzern Seiten liegen theils in der Ebene theils am Abhange der Berge. Die Mauern sind etwa 20 Fuss hoch und von Strecke zu Strecke mit viereckigen Thürmen versehen. Solcher Thürme waren, nach *Monro*, 400 an der Zahl, jeder mit 2 oder 3 Gemächern versehen, die wahrscheinlich den Soldaten zum Aufenthalt dienten. Am merkwürdigsten ist der Theil der Mauern im Westen der Stadt, der unstreitig bis ins höchste Alterthum hinauf reicht. *Pococke* zweifelt nicht, dass es derjenige ist, welchen der König *Seleucus* gebaut hat. Er besteht aus schönen, gut behauenen Quadersteinen, mit eben so schönen, gleich weit von einander entfernten Thürmen. In Folge der trefflichen Bauart und der Lage auf einem Felsen hat dieser Theil der Mauer bis jetzt allen Unbilden der Zeit und den heftigsten

Erdbeben widerstanden. Der oberste Theil hat keine Zinnen, sondern ist flach und bildet einen breiten Gang, zu welchem man auf steinernen Treppen emporsteigt. Der in der Tiefe gelegene Theil der Mauern wurde durch das tiefe Bett eines Winterstroms vertheidigt. Da der Grund hier weniger fest war, so sind sie oft zerstört und wieder ausgebessert worden. Die letzten Ausbesserungen stammen indessen noch aus den Zeiten der Römer. Ein tiefer Graben erschwert den Zugang zur südlichen Seite des Berges im Westen der Stadt. An der südöstlichen Seite ist eine tiefe, etwa 25 Fuss breite Schlucht, welche durch eine 70 Fuss hohe Mauer geschlossen war, die noch grösstentheils erhalten ist. Unten ist eine gewölbte Oeffnung zum Ablauf des Wassers. Oestlich davon sind Nischen und Grotten im Felsen ausgehauen, deren einige zu Begräbnissplätzen gedient haben. Andere stammen aus der christlichen Zeit und sind zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmt gewesen. Das zu jener Schlucht führende Stadtthor heisst *Bab Hadid* (das Eiserne Thor). Die übrigen Thore hiessen *Bab Bulos* (St. Pauls-Thor), in Osten, *Bab el Dschenein* (Gartenthor), in Norden, *Bab el Dschissr* (Brückenthor) in Nordwesten, und *Bab Lataki* (Thor von Laodicea) in Westen. Nach starken Regengüssen werden in mehren Theilen der Stadt einzelne Stellen des alten Marmorpflasters sichtbar, und

man hat Münzen, Ringe, Edelsteine etc. gefunden.

Der letzte Punkt, den *Robinson* an der syrischen Küste besuchte, und wo er sich nach Cypern einschiffte, war *Latakieh*. Er hatte Empfehlungsbriefe an einen eingebornen christlichen Kaufmann *Musa Elias*, der zugleich als englischer Consular-Agent hier angestellt war. Als Robinson Alep verliess, hatte er dem türkischen Führer einer kleinen Karawane eine Rolle Zechinen von ungefähr 500 Pf. St. anvertraut, mit dem Auftrage, sie dem Hrn. Elias in Latakieh zu übergeben. Ungeachtet der Türke keinen schriftlichen Empfangschein darüber ausgestellt hatte, fand Robinson, als er nach Latakieh kam, doch das Geld richtig abgeliefert und erhielt dadurch einen Beweis von der zum Sprichwort gewordenen Redlichkeit der Türken in allen Handelsgeschäften.

Latakieh oder *Lataki* ist das *Laodicea* des Alterthums, welches zum Unterschiede von andern Städten dieses Namens in Klein-Asien und Medien auch *Laodicea Syriae, Laodicea ad Mare* und *Laodicea Septimii* genannt wurde. Es entstand gleichzeitig mit *Seleucia, Antiochia* und *Apamea* durch den König *Seleucus Nicanor*, und erhielt den Namen nach dessen Mutter *Laodice*. Seine Lage am nördlichen Ende des *Cap Siaret* (*Ziaret*), einer hohen Landzunge, ist sehr angenehm. Nach allen Seiten umgeben die Stadt

Oliven-, Feigen-, Orangen-, Aprikosen-, Mandel- und Palmenbäume, welche Letztere hier jedoch keine reife Früchte tragen. Die duftenden Myrthen erreichen eine Höhe von 12 bis 15 Fuss. Die Häuser haben, wie in den meisten Ortschaften der Levante, fast sämmtlich flache Dächer, auf denen die Bewohner während der heissen Sommernächte zu schlafen pflegen. Die Stadt hat mehrmals durch Erdbeben stark gelitten, namentlich im J. 1822. Robinson sah die Spuren davon an vielen Gebäuden. Diesen Verheerungen und dem Verfall des Handels ist die allmähliche Abnahme der Bevölkerung zuzuschreiben, welche von 20000 Seelen, die die Stadt ehemals zählte, schon 1821, als *Berggren* sie besuchte, auf 7- bis 6000 herabgekommen war. Die meisten Einwohner sind Türken, die wegen ihrer Bigoterie und Unduldsamkeit in schlechtem Rufe stehen. Ausser den 8 oder 10 Moscheen, die sie 1833 im Innern der Stadt besassen, hatten sie auf einem östlich gelegenen Hügel noch eine neue zu bauen angefangen. *Robinson* sagt, dass sie an Schönheit keiner andern in Syrien nachstehen werde. »Es ist etwas so Ausserordentliches« — sagt dieser Reisende — »in unsern Tagen, wo der Islam immer mehr in Verfall geräth, noch neue Moscheen sich erheben zu sehen, dass ich mich nicht enthalten konnte, einen Arbeiter nach der Ursache zu befragen. Dieser führte mich zum Grabe eines ge-

wissen *Mohammed*, welcher, aus den Barbaresken-Staaten gebürtig, zu Latakieh vor einigen Jahren gestorben und in der ganzen Gegend um seiner Heiligkeit willen berühmt gewesen war.« Diesem zu Ehren sollte also die Moschee gebaut werden.

Unter den Einwohnern befinden sich 5- bis 600 Christen. Die *Griechen* haben hier fünf Kirchen, eben so viel Priester und einen Bischof. Die *Armenier* haben eine Kirche und einen Priester, und die *Maroniten*, 7 bis 8 Familien, haben ebenfalls einen Priester, der das Franziskaner-Kloster bewohnt, wo sich ausserdem noch ein Geistlicher dieses Ordens befindet. Französische Familien sind 3 oder 4, die bloss des Handels wegen sich hier niedergelassen haben.

Die Bazars sind ärmlich ausgestattet und bezeugen den Verfall dieses Platzes. Die Hauptwaare, welche auch noch stark ausgeführt wird, ist der *Tabak*. Die hiesige Gegend, so wie die von *Dschebail*, weiter südlich, erzeugt den besten Tabak in ganz Syrien, der durch die ganze Levante und besonders in *Aegypten* sehr gesucht ist, während der von Saloniki, den man in Konstantinopel so hoch schätzt, dort kaum einen Käufer findet. Ueber die Behandlung des Gewächses haben wir bereits oben (S. 99) das Nöthige mitgetheilt.

Die jetzige Stadt Latakieh ist ohne Mauern. Was die Ueberreste aus dem Alterthum betrifft;

so nimmt man allerdings noch einige Spuren ihrer ehemaligen Pracht in den zahlreichen schönen Marmor-Bruchstücken wahr, welche beim Bau der jetzigen Häuser zu dem Mauerwerke verwendet worden sind. Am besten haben sich zwei Triumphbogen erhalten, welche im südlichen Theile der Stadt nicht weit von einander stehen und ursprünglich ein Ganzes, wahrscheinlich ein Viereck mit 4 Thoren, gebildet haben mögen. Der Bogen und das Gebälk des einen werden auf jeder Seite von 35 Fuss hohen dorischen Säulen getragen. Man glaubt, dass dicht dahinter, wo jetzt der schönste Spaziergang für die Einwohner ist, die alte Akropolis gestanden habe. Laodicea wurde 1188 von Sultan *Saladin* und 1287 vom Emir *Hasan el Tarantai* eingenommen, welcher Letztere den Thurm am Eingange des Hafens zerstörte.

Dieser ¼ teutsche Meile entfernte, von der Stadt durch einen mit Gärten und Pflanzungen bedeckten Raum getrennte Hafen, *La Scala* oder auch *La Marina* von den europäischen Schiffern genannt, bildet eine kleine Stadt für sich, und ist mit doppelten Steindämmen, Schutzthürmen und einem Castell versehen, die aber sämmtlich sehr verfallen sind. Das Innere besteht aus zwei mit dem Ufer parallel laufenden Strassen und einer dritten, die gerade ans Meer führt. Das Becken ist grösstentheils mit Schlamm und Sand

angefüllt, so dass Schiffe von 150 bis 200 Tonnen nicht einlaufen können. Die Ausfuhr besteht in Tabak, Baumwolle und Seide; sie ist aber in allen diesen Artikeln so unbedeutend, dass ein grosses Fahrzeug selten eine volle Ladung davon einnehmen kann.

III.

DIE CANARISCHEN INSELN.

Nach Mac Gregor und Leop. v. Buch *).

Als Einleitung zur nachfolgenden Schilderung der Canarischen Inseln möge die *historische Uebersicht* dienen, welche Mac Gregor seinem Werke vorausgehen lässt.

---

*) *Die Canarischen Inseln*, nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und mit besonderer Beziehung auf Topographie und Statistik, Gewerbfleiss, Handel und Sitten, dargestellt von *Francis Coleman Mac Gregor*, Esq., vormaligem k. grossbrit. Consul auf den genannten Inseln. (Herausgegeben von *Dr. Röding*.) Mit Karten, Kupfern und Tabellen. Hanover, 1831. — *Physicalische Beschreibung der Canarischen Inseln*, von *Leopold* von *Buch*. (Mit Atlas.) Berlin, 1825. (Diese teutsche Ausgabe ist nicht in den Buchhandel gekommen.)

Wahrscheinlich sind diese Inseln, im Alterthume die *glückseligen* *) genannt, schon frühzeitig, wenigstens den Phöniciern, bekannt gewesen. Die Römer waren jedoch die Ersten, welche, im Zeitalter Augusts, bestimmte Nachrichten über diese Inseln durch den König Juba II. von Mauritanien erhielten. Indessen scheint die Entdeckung während der gewaltigen Umwälzungen zu den Zeiten der Völkerwanderung wieder verloren gegangen zu seyn; denn in den ersten fünfhundert Jahren des finstern Mittelalters findet sich keine Spur von einer Kenntniss der Canarien. Wenn auch die Sarazenen nicht unbekannt mit ihnen gewesen seyn dürften, so fällt ihre Wiederauffindung doch erst ins dreizehnte Jahrhundert, wo zu Ende desselben die *Genueser* die Ersten waren, welche dorthin schifften. Unterdessen hatte die Erfindung des Compasses der Schifffahrt neuen Aufschwung gegeben und die Canarien wurden von jetzt an häufiger besucht, namentlich von *Portugiesen, Spaniern* und *Franzosen*, welche wahrscheinlich viel zu günstige Nachrichten von ihrem Reichthume und ihrer Fruchtbarkeit nach Europa zurück-

*) *Fortunatae Insulae* (bei *Plinius*, VI. 32); *Beatorum Insulae*, (bei Strabo I.), auch *Hesperidum Insulae* (bei Plinius, VI. 31); gewöhnlich *Atlanticae Insulae*, *Atlantides*; man hielt sie für Reste der angeblich untergegangenen *Atlantis*. (S. weiter unten.) *Bischof*, a. a. O. unter F.

brachten. Ohne Zweifel fand sich dadurch *Don Luis de la Cerda*, Infant von Spanien, veranlasst, im J. 1344 die Belehnung mit diesen Inseln beim Papste *Clemens VI.* nachzusuchen, die er auch wirklich erlangte, worauf er sich den Titel eines Prinzen *de la Fortuna* beilegte. Aber er gelangte nie dahin, sein neues Reich mit eignen Augen zu schauen; denn Mangel an Geld und endlich sein Tod verhinderten die Ausführung seiner glänzenden Entwürfe. Da beschloss *Johann von Bethencourt*, ein normännischer Ritter *), die Eroberung der Inseln. Mit Hilfe einiger Freunde, die ihn mit Geld und Mannschaft unterstützten, rüstete er zu *La Rochelle* ein Schiff aus, auf welchem er im J. 1402 in *Lanzarote* anlangte, und während eines Zeitraums von drei Jahren nicht allein diese, sondern auch die nur schwach bevölkerten Inseln *Fuerteventura*, *Gomera* und *Hierro* (*Ferro*) seinen Waffen unterwarf. Alle Versuche auf die übrigen aber scheiterten an dem Widerstande der zahlreichen und kriegerischen Eingebornen. Um sich den ruhigen Besitz seiner Eroberung zu sichern, brachte er es beim Könige *Heinrich III.* von Castilien und Leon dahin, dass dieser ihn damit belehnte. Nach seinem kinderlosen Absterben in Frankreich, im J. 1425, kam die Herrschaft, mit Uebergehung der gegründeten Ansprüche seines

*) d. h. aus der Normandie.

Bruders Reinhold, den er zum Erben eingesetzt hatte, in die Hände des *Don Enrique de Gusman*, Grafen von *Niebla*, welcher bald darauf seine Ansprüche an *Don Guillen de las Casas* abtrat. Nach dessen Tode überliess sein Sohn im J. 1443 die obigen vier Inseln tauschweise an den Gemahl seiner Schwester, *Don Hernan Peraza*, dessen Nachkommen in weiblicher Linie sie noch gegenwärtig, aber freilich beinahe nur dem Namen nach, unter spanischer Oberhoheit besitzen.

Die Eroberung der Insel *Canaria* wurde vom König *Ferdinand* und seiner Gemahlinn *Isabella* beschlossen, auf Kosten der Krone unternommen und dem *Don Juan Rejon* aufgetragen, welcher sie im J. 1478 begann, aber so grossen Widerstand von Seiten der Eingebornen erfuhr, dass er nur langsame Fortschritte machte. Nachdem er durch Meutereien unter den Truppen den Oberbefehl verloren hatte, wurde *Don Pedro de Vera* mit der Eroberung beauftragt, welcher sie auch nach einem hartnäckigen Kampfe im J. 1483 vollendete. Die Eroberung der Inseln *Palma* und *Tenerife* geschah in Folge eines Vertrags, im J. 1491, zwischen demselben Monarchen und *Don Alonzo Fernandez de Lugo*, welcher sie auf eigene Kosten unternahm. *Palma*, wohin er sich zuerst wandte, unterwarf sich gleich Anfangs im J. 1492. Grössere Schwierigkeiten fanden sich auf *Tenerife*, weil diese Insel von dem zahlreichen und kriege-

rischen Volke der *Guanchen* bewohnt wurde. Diese vertheidigten ihren heimathlichen Boden drei Jahre lang mit abwechselndem Glücke gegen den Andrang der Eroberer; aber Uneinigkeit unter ihren Häuptlingen und gefährliche Seuchen, welche die Blüthe ihrer Jugend dahinrafften, beschleunigten den Fall der Insel, die sich im J. 1496 dem spanischen Heerführer für die Krone von Castilien ergab. Bereits 1487 hatte die Vereinigung der Inseln Canaria, Palma und Tenerife mit derselben Statt gefunden, und noch jetzt werden sie mit dem Namen der *Königlichen*, zur Unterscheidung der vier *Herrschaftlichen Inseln* (Lanzarote, Fuerteventura, Gomera und Hierro) bezeichnet. Anfangs wurden sie durch Statthalter regiert, welche Civilpersonen waren und unter der Audiencia zu Canaria standen; als aber mit ihrer Bevölkerung und ihrem Wohlstande auch ihre politische Wichtigkeit stieg, sandte der spanische Hof am Ende des XVI. Jahrhunderts Militär-Gouverneurs hin. Diese Massregel war dringend nothwendig, denn häufige Anfälle der Berbern störten schon früher die Sicherheit dieser spanischen Besitzung; vorzüglich aber waren bei den vielen Kriegen, in welche Spanien verwickelt wurde, die Küsten der Inseln feindlichen Angriffen blossgestellt. So erschien im J. 1595 *Sir Francis Drake* mit einer starken englischen Flotte und landete auf Canaria. Im folgenden Jahre vollführte ein Geschwader

unter dem Grafen von *Cumberland* eine Landung auf Lanzarote. Auch die Holländer unter ihrem Admirale *van der Does* kamen 1599 mit zahlreichen Schiffen heran und eroberten die Hauptstadt Canaria's, welche sie indessen nach mancher Verwüstung wieder verliessen. In den spätern Kriegen mit England vernichtete Admiral *Blake* 1657 die spanischen Fahrzeuge im Hafen von *Santa Cruz*, auf Tenerife, welcher Ort im spanischen Erbfolgekriege abermals vom Admiral *Jennings* 1706 beschossen wurde. Ausser den misslungenen Versuchen eines andern englischen Geschwaders auf Gomera und Canaria im J. 1743 geschah der letzte denkwürdige Angriff auf Santa Cruz durch den berühmten *Nelson* im Juli 1797, der aber eben so wenig mit einem günstigen Erfolge gekrönt wurde.

Vermöge ihrer Lage auf dem Wege nach den beiden Indien waren die Canarischen Inseln ehemals von grosser Wichtigkeit für Spanien. Die erwähnten Angriffe von Seiten fremder Mächte bewogen die Regierung, für die Sicherheit ihres Besitzes besser zu sorgen, als früher geschehen war. Wenn man sonst die Vertheidigung der Inseln meistens den eingebornen Milizen überlassen hatte, so wurden nun mehre Regimenter regelmässiger Truppen als Besatzung hingeschickt und die Festungswerke, namentlich die von *Santa Cruz*, bedeutend verstärkt. Jetzt, wo Spanien

alle seine Besitzungen auf dem Festlande von Amerika verloren und keine Flotten mehr zu senden hat, haben die Inseln weniger Werth, sowohl für Spanien selbst, als auch für die übrigen seefahrenden Nationen. Denn seit der Vervollkommnung des Materiellen in der Schiffahrt sind die Fahrzeuge nicht mehr so häufig wie ehemals genöthigt, Noth- und Erfrischungshäfen zu suchen, und man giebt in Fällen weiter Reisen Madeira und Rio Janeiro den Vorzug. Nur bei einem wieder ausbrechenden Seekriege würden sich die Canarien in politischer Hinsicht wieder heben können.

»Es lässt sich nicht läugnen« — schliesst *Mac Gregor* seine historische Uebersicht — »dass die Inseln sich zu allen Zeiten durch Treue und Ergebenheit gegen ihre Beherrscher ausgezeichnet haben, so stiefväterlich sie auch oft von ihnen behandelt wurden. Ausser dem Verdienste, fast alle feindlichen Angriffe ohne Beistand Spaniens abgeschlagen zu haben, trugen sie viel zur Eroberung und besonders zur Bevölkerung Süd-Amerika's bei, wohin seit Jahrhunderten der Ueberfluss ihrer Volksmenge auswanderte . . . . Ihre Jugend zog häufig für Spanien in den Streit und kämpfte mit unter dessen Schaaren in Flandern, Portugal, Catalonien und Afrika. Wenn des Reiches Finanzen, wie gewöhnlich, erschöpft waren, gaben sie ihr Scherflein her in freiwilligen Beiträgen, und jähr-

lich floss eine ansehnliche Summe, als Ueberschuss ihrer Einnahme, in den königlichen Schatz zu Madrid. Alle diese Dienste hatten die spanischen Monarchen bewogen, den Inseln im Laufe der Zeiten bedeutende Vorrechte und Freiheiten zu ertheilen, die bis zu dem Zeitpunkte in voller Kraft waren, wo *Napoleon* seinen Bruder *Joseph* auf Spaniens Thron setzte und die alte Ordnung der Dinge daselbst umstürzte. Mit ihr wurden auch im Jahre 1808 die Privilegien der Inseln vernichtet, und obgleich es diese, seit der Wiederherstellung der rechtmässigen Dynastie, nicht an Versuchen bei der Regierung haben fehlen lassen, ihre alte Verfassung wieder zu erlangen, so sind solche doch bisher stets ohne Erfolg geblieben. Sie werden es auch wahrscheinlich auf immer bleiben, da man trotz der vielen verkehrten Ansichten, dennoch zu der Ueberzeugung gekommen ist, dass die Vorrechte einzelner *Provinzen* dem *Gemeinwohle* von jeher nachtheilig gewesen sind.«

Der Archipel der Canarischen Inseln liegt unweit von der Westküste des nördlichen Afrika, zwischen 27° 39′ bis 29° 26′ nördl. Breite und 15° 40′ 30″ bis 20° 30′ westl. Länge von Paris. Er umfasst die Inseln *Tenerife* *) (*Teneriffa*), *Ca-*

*) Wir behalten mit *Mac Gregor* die *spanische* Schreibart bei.

naria, Palma, Gomera, Hierro (*Ferro*), *Fuerteventura* (*Fortaventura*) mit dem unbewohnten *Robben-Eiland* (*Isla de lobos marinos*), und *Lanzarote* (*Lancerota*) mit den ebenfalls unbewohnten Eilanden *Alegranza, Graciosa* und *Montaña Clara*. Diese Inseln bilden einen Bogen, der sich zuerst von Norden nach Südsüdwesten und dann von der westlichen Spitze der Insel Fuerteventura nach Westen erstreckt, wo Palma und Hierro vorliegen. In diesem Bogen folgen die Inseln in nachstehender Ordnung auf einander: *Alegranza*, die nördlichste, *Montaña clara, Graciosa, Lanzarote, Fuerteventura, Canaria, Tenerife, Gomera, Palma*, am nordwestlichen, und *Hierro*, am südwestlichen Ende der Gruppe.

Die Angaben über die Grösse der Inseln sind sehr abweichend. Nach *Don Francisco Escolar*, welcher sie nach den Karten von *Thomas Lopez* berechnet hat, enthält *Tenerife* 62,853, *Canaria* 51,285, *Fuerteventura* 45,295, *Lanzarote* 25,689, *Palma* 24,102, *Gomera* 7,77 und *Hierro* 4,968 also der Archipel zusammen 221, 269 geogr. Gev. M. *). Dagegen beträgt nach *Alex. v. Humboldts* Angaben **) die Grösse von Tenerife 41⅝, von Fuerteventura 35¾, von Canaria 33⅞, von Palma 15¼, von

*) *Alegranza, Graciosa* und *Clara* sind zu Lanzarote gerechnet.

**) *Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents etc.* I. Theil, Stuttgart, 1815. S. 292 u. 293.

Lanzarote 14⅜ (mit den kleinen Inseln 15⅜), von Gomera 8 und von Hierro 3¼, aller Inseln zusammen 153¼ geogr. Gev. M.

Das *Klima* ist, wie sich schon aus der geographischen Lage schliessen lässt, sehr mild und angenehm, obwohl man, nach der verschiedenen Lage der Ortschaften, am Strande oder auf den Höhen, mannichfaltige Abstufungen der Temperatur wahrnehmen kann. Das überall nahe Meer und die Seewinde mässigen im Sommer (April bis Oktober) die Hitze, von welcher die östlichen Inseln, wegen ihrer weniger hohen Berge und der Nähe des afrikanischen Festlandes mehr zu leiden haben, als die westlichen. Die mittlere Jahreswärme von Santa Cruz auf Tenerife ist 17°, 31 Reaumur. Während des Sommers giebt es weder anhaltenden Regen, noch Stürme und Gewitter, welche letztern Naturerscheinungen dagegen in den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich in der Mitte des Winters, häufig Statt finden. Ende Oktober fällt reichlicher Thau und, je nachdem die westlichen oder östlichen Winde vorherrschen, treten auch Regengüsse ein. Der Nordwest bringt meistens nur Platzregen, der Südwest aber anhaltenden Regen von drei und mehr Tagen, welcher in kleinen Tropfen fällt und tief eindringt. Doch bleibt, besonders auf den östlichen Inseln, der Regen auch zuweilen aus, und 1768 bis 1771 fiel auf *Lanzarote* und *Feuerteventura* während dieser ganzen drei Jahre kein Tropfen, so dass alle Quellen und

Cisternen vertrockneten und die Einwohner nach andern Inseln auswandern mussten. Der Herbst, der gewöhnlich anhaltenden Regen bringt, verlängert sich bis zum Frühlinge, denn einen eigentlichen Winter kennt man nur dem Namen nach, und die sogenannten Wintermonate gehören zu den angenehmsten. Nach vieljährigen Beobachtungen hat das Fahrenheitsche Thermometer um das neue Jahr nie tiefer als $+60^{\circ}$ ($= +12\frac{1}{2}$ R.) gestanden. Bloss einige hohe Berggegenden machen eine Ausnahme, da das Quecksilber hier zuweilen auf den Gefrierpunkt fällt. Der Schnee bedeckt nur den Pik von Tenerife nebst den höchsten Gebirgsrücken und den hohen Bergketten der Insel Palma. Auf Canaria fällt nicht jeden Winter Schnee und auf den übrigen Inseln niemals.

Die *Winde* kommen im November aus Ost, im Dezember und Jäner abwechselnd aus Südsüdwest und Westsüdwest. Sie sind meist von starken Regengüssen, ja selbst von Wolkenbrüchen begleitet, welche grosse Ueberschwemmungen und Verwüstungen anrichten. Im Februar, März und April herrschen Westnordwest, Nordwest und Nordnordwest. Die Monate Mai, Juni und Juli bis zur Hälfte des August sind durch den nordöstlichen *Passatwind* (*la Brisa*) ausgezeichnet, welcher um diese Jahreszeit anhaltend von Morgens zwischen 10 und 11 bis 5 oder 6 Uhr Nachmittags weht, worauf allmählich Windstille eintritt, die bis gegen Mitter-

nacht anhält. Dann tritt bis 7 oder 8 Uhr Morgens der *Landwind* (*el Terral*) und hierauf abermals Windstille ein. Ende August, September und Anfangs Oktober herrschen theils Windstillen, theils abwechselnd nordöstliche oder südwestliche Winde.

Der schädlichste Wind ist der *Südost* (*el Levante*), welcher aus der afrikanischen Sahara herüber die Inseln jährlich mehre Male, zum Glück aber selten länger als drei bis vier Tage heimsucht. Je höher die Orte liegen, die er bestreicht, desto heisser lässt er sich fühlen. Dem, der sich im Freien aufhalten muss, springt die Haut auf und schält sich ab. Die Augen entzünden sich, die Zunge klebt am Gaumen und ein brennender Durst, zu dessen Löschung in der wasserarmen Gegend oft die Mittel fehlen, steigert die Angst des Menschen beinahe zur Verzweiflung. Die Schnelligkeit und Kraft dieses Windes ist so ausserordentlich, dass er nicht selten Menschen mit den Thieren, auf welchen sie reiten, zu Boden wirft. Umsonst suchen die weidenden Ziegen eine Zuflucht zwischen den Felsenklüften und drücken, um frei athmen zu können, den Kopf an das Gestein. Bald schwindet alles Grün; die Vögel verbergen sich; die Gegend wird zur Einöde und man hört nur das hohle Brausen des Windes. Die Luft ist trüb und farblos, und obgleich weder Nebel noch Wolken den Horizont bedecken, so kann man doch in einer Entfernung von wenigen englischen Meilen kaum die Berge un-

terscheiden. Nicht minder schädlich sind die Wirkungen dieses Windes in den Niederungen; nur ist die Hitze und Trockenheit nicht so gross, wozu wohl vorzüglich die bedeutende Strecke beiträgt, die er, um die Canarien zu erreichen, über das Meer zurücklegen muss. Eine Menge Pflanzen verdorren, das Holz der Häuser und Geräthschaften berstet oder wirft sich. Dem Menschen wird das Athmen schwer und ungeachtet der Hitze dringt nur wenig und kalter Schweiss aus der Haut hervor. Die Abspannung der Nerven ist so gross, dass selbst die Landleute jede Arbeit einstellen müssen. Da indessen dieser Zustand nie lange anhält, so leidet die Gesundheit dabei nicht unmittelbar.

Oft führt dieser an sich schon furchtbare Wind auch noch *Heuschrecken* in seinem Gefolge, wenn er sich gerade zu der Zeit erhebt, wo in seiner Heimath unzählbare Schwärme dieser Thiere den Luftkreis bevölkern. Diese *fliegen* nicht, wie Einige geglaubt haben, von der afrikanischen Küste herüber, sondern sie werden durch die Gewalt des Windes ins Meer gestürzt, wo sie sich an einander hängen und in ungeheueren Klumpen durch Wind und Wellen an die Küsten der Inseln getrieben werden. Während der Ueberfahrt ersaufen die meisten von denen, die unter das Wasser gerathen, aber die übrigen fliegen, sobald sie am Strande ausgeruht haben und die Flügel trocken geworden sind, augenblicklich nach Nahrung aus. Wehe den Feldern,

über welche diese ausgehungerten Schaaren herfallen! Ist Alles, bis auf das Moos in den Spalten der Felsen, verzehrt, so werfen sie sich auf die Wohnungen der Menschen und verpesten sie durch ihre ekelhaften Auswürfe. Ihre angehäuften Leichname erfüllen die Luft mit giftigen Dünsten und verursachen ansteckende Krankheiten, welche bei eintretender Hungersnoth noch gefährlicher werden. Die Ankunft der Heuschrecken hat übrigens ihre Perioden, die gewöhnlich keine zwanzig Jahre aus einander stehen. Nur die Inseln Lanzarote und Fuerteventura werden, wegen der grössern Nähe des afrikanischen Festlandes, weit öfter von ihnen heimgesucht. Im Jahre 1812 erschienen sie bei *Orotava* in solcher Menge, dass man die Schiffe auf der Rhede nicht sehen konnte. Auf den Feldern von *Fuerteventura* lagen sie damals vier Fuss hoch.

Von Zeit zu Zeit leiden die Inseln auch, besonders im Frühlinge, Herbst und Winter, durch *Orkane*. Unter die furchtbarsten, deren die Jahrbücher des Archipels gedenken, muss der vom 7. bis 8. November 1826 gerechnet werden, welcher in Verbindung mit Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen auf *Tenerife* und *Canaria* ungeheure Verwüstungen anrichtete, so dass allein auf Tenerife der Schaden zu 1¼ Millionen Gulden Conv. Münze berechnet wurde.

Was den geognostischen Bau der Canarien betrifft, so sind sie durchaus *vulkanischer* Natur. Sie scheinen mit den *Salvages*, *Madeiras* und *Desertas*, so wie weiter südwärts mit den Inseln des *Grünen Vorgebirges*, Glieder einer Verbindungskette zwischen den Festländern von Europa und Afrika zu bilden. Sie stellen sich dem Auge als Gebirge dar, die sich nach und nach einzeln aus der Meerestiefe erhoben haben, deren höchste Kuppen sich nach der Mitte zu befinden, und deren Seiten- und Nebenzüge in allen Richtungen nach der Küste hinablaufen, wo sie entweder enge Schluchten bilden oder sich zu Thälern erweitern. Der niedrigste, kleinste und, mit Ausnahme einiger Hochebenen, ausschliesslich bewohnte Theil des Landes befindet sich in der Nähe der Küsten. Letztere sind, einige Stellen ausgenommen, überall hoch und steil, und das Senkblei zeigt in geringer Entfernung vom Ufer eine Meerestiefe von 80 Klafter. Die Ortschaften liegen entweder auf hervorspringenden Bergplatten, an den Abhängen der Berge, in den Thälern und an den Ausmündungen der unter dem Namen der *Barrancos* bekannten engen Bergschluchten, oder sie sind längs dem Strande vertheilt. Hier findet sich auch der kulturfähige angebaute Boden, der sich aber allmählich verliert und zur vulkanischen Einöde wird, je mehr man sich dem inneren und höchsten Theile der Inseln nähert. Die höchsten Punkte sind der *Pico de Teyde*, nach

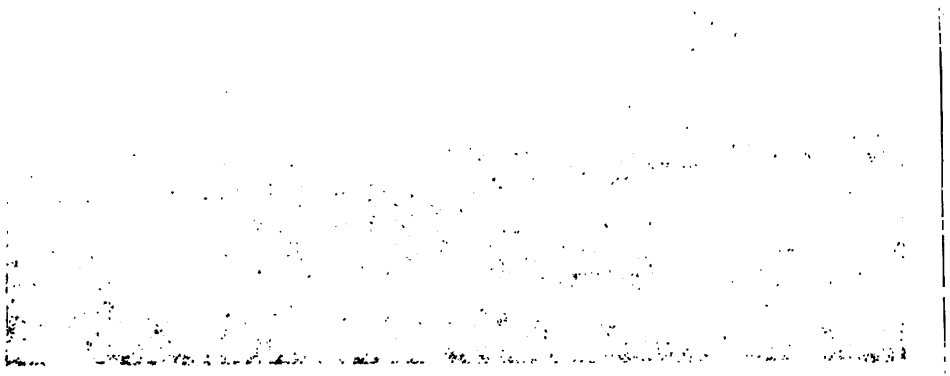
Borda's Barometer-Beobachtungen 11430 Par. Fuss über der Meeresfläche, und die Felsenkette von *Guajara*, deren Kamm bis 10400 Fuss emporsteigt, beide auf Tenerife; nächst diesen der *Pico de los Muchachos*, 7234, und der *Pico de la Cruz*, 7082 P. F., beide auf Palma. *) Die höchsten Spitzen auf Canaria sind der *Bentaiga*, *Nublo* und *Saucillo*, welche 7- bis 8000 P. F. messen sollen **). Minder hoch sind die Gebirge von Gomera und Hierro, am niedrigsten die von Lanzarote und Fuerteventura, deren höchste Gipfel kaum 3000 Fuss über dem Meere liegen. Vormals waren diese Gebirge zum Theil mit den herrlichsten Waldungen, besonders mit Fichten, Lorbeerbäumen und der prächtigen *Erica arborea* bedeckt, die sich bis an den Fuss der Höhen verbreiteten. Leider haben Rohheit und Habsucht der Einwohner, zum Theil auch wohl die furchtbaren Orkane, diesen Schutz des Bodens vertilgt, und man trifft nur noch einzelne Gruppen davon an. Am holzreichsten sind Palma, Canaria und Gomera; aber auf Lanzarote und Fuerteventura ist auch die letzte Spur der Wälder verschwunden.

Die *Vulkane* der Canarien sind grösstentheils erloschen. Von den noch thätigen kennt man nur die Ausbrüche, welche kurz vor oder nach

*) *L. v. Buch*, a. a. O. S. 103.

**) *Mac Gregor*, S. 19.

der Eroberung der Inseln Statt gefunden haben. Auf Gomera, Fuerteventura und Hierro haben die Wirkungen des unterirdischen Feuers am frühesten aufgehört und seit 400 Jahren ist dort kein Ausbruch bekannt; auch sind die Spuren der ältern grösstentheils verwischt. Dagegen müssen auf Canaria kurz vor der Eroberung noch bedeutende Ausbrüche ihre Kraft bewiesen haben, denn noch heut zu Tage erkennt man hier Lavaströme von frischem Ansehen. Auf der Insel Palma bildeten sich seit jener Epoche während eines Zeitraums von hundert Jahren drei neue Vulkane, von denen der letzte, *Montaña de Cabras* (Ziegenberg) genannt, am 22. Nov. 1677 aus vierzig (?) Oeffnungen mehre Monate hindurch Lava und andere glühende Stoffe auswarf, hierauf aber erlosch. Auf Tenerife scheint der eigentliche Krater des Piks, obgleich noch fortwährend Schwefeldämpfe aus demselben emporsteigen, die Kraft verloren zu haben, sich in wirklichen Ausbrüchen zu äussern; wenigstens haben diese seit 500 Jahren nicht mehr Statt gefunden. Dass aber der Pik im Innern noch hinreichende vulkanische Stoffe birgt, beweisen die neuen Krater, welche sich von Zeit zu Zeit an seinen Seitenflächen nach allen Richtungen hin gebildet haben, und von welchen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts noch drei in Thätigkeit waren, die jedoch jetzt ebenfalls erloschen sind. Am häufigsten und



PIK VON TENERIFFA.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

anhaltendsten hat in neuerer Zeit Lanzarote von Vulkanen gelitten. Die letzten und furchtbarsten Ausbrüche waren die, welche vom 31. Juli bis zum 16. Oktober 1824 die Insel verwüsteten.

An *Flüssen* mangelt es gänzlich auf den Inseln. Der Regen, welcher vom Herbste bis zum Frühlinge in den Gebirgen herniederströmt, sammelt sich in den unzähligen Schluchten (*Barrancos*) und mittelst derselben wird das überflüssige Wasser dem Meere zugeführt. Diese Schluchten, welche während des Sommers gewöhnlich austrocknen, erweitern sich nach den Küsten hin zu wildromantischen Thälern mit der üppigsten Vegetation. Canaria, Tenerife, Palma und Gomera besitzen eine ansehnliche Zahl Quellen des köstlichsten Wassers. Fuerteventura und Lanzerote aber leiden Mangel daran, weil ihre Berge niedrig und von aller Waldung entblösst sind; daher sind dort auch anhaltende Dürre und daraus entstehender Misswachs nicht selten. Das Wasser der dort entspringenden Quellen hat einen salzigen Geschmack, welcher wahrscheinlich dem Salpetergehalte des Erdreichs zuzuschreiben ist. *Hierro* ist ebenfalls so arm an Quellen, dass sich die Einwohner das ganze Jahr hindurch mit Regenwasser in grossen Cisternen gesammelt, behelfen müssen — Tenerife, Canaria und Palma haben auch mehre *Mineralquellen*. Heisse Quellen findet man nur auf Canaria und Hierro. . . .

Was die *Felsarten* betrifft, so sind vulkanische und trachytische Gesteine vorherrschend. Die ganze Küstenstrecke der Inseln besteht überall aus basaltischen Laven von schwarzblauer oder dunkelgrauer Farbe, in welche zum Theil Krystalle von Hornblende und Olivin eingesprengt sind. Der Form nach sind sie entweder säulenförmig, wie man auf der Nordwestküste von Tenerife und Canaria, so wie auf der Ostküste von Fuerteventura, am besten wahrnehmen kann, oder sie erheben sich, was am gewöhnlichsten vorkommt, in keilförmigen Massen. Ihre Lagerungen wechseln häufig ab mit Schichten von Tuff, Sand, Thon verschiedener Farben, u. s. w. Die Tuffe sind augenscheinlich ein Niederschlag aus Wasserbedeckungen uralter Zeiten und enthalten in den untern Schichten massigen Basalt, nach oben kleinere Bruchstücke desselben. Sie bilden einen zerreiblichen Kalkstein, aus welchem aller Kalk gebrannt wird, den man auf den Inseln verbraucht. Man findet zuweilen Landschnecken darin, von solchen Arten, wie sie noch jetzt in der Gegend vorhanden sind, während die untern Schichten nur Seemuscheln enthalten. Die Formation der trachytischen oder feldspathigen Laven ist wahrscheinlich viel ältern Ursprungs als die der eben beschriebenen Basaltfelsen. Aus jenen Laven bestehen die Central-Gebirge sämmtlicher Inseln, so wie die Ränder ihrer ursprünglichen gewaltigen

Krater. Diese Gebirge sind durch ihre massiven und runden Formen sehr leicht von den an schärfern Umrissen kenntbaren Basaltfelsen zu unterscheiden. Sie ruhen gewöhnlich auf beträchtlichen Bänken von Bimsstein oder Tuff, und man bemerkt wenig oder gar keine Schichtung an ihnen, sondern nur, dass sie sich in unförmlichen Massen vertheilt finden. Zuweilen gehen sie unmerklich in ein grauliches Gestein, das Einige für den Wernerischen Grünstein gehalten haben, an andern Stellen aber auch in Basalt über.

Andere Mineralien der Inseln sind Eisenglimmer, Eisenkies, schwarzer und grauer Braunstein, ockeriger Rotheisenstein, gemeiner Quarz, Chalcedon, Halbopal, Jaspis, Obsidian, Porzellanerde, Töpferthon, Walkererde, Mergel, Kalk, Gyps, Schwerspath, Alaun, Kochsalz (Quellsalz) und Schwefel.

Das *Pflanzenreich* bietet bei den Verschiedenheiten des Bodens und der Erhebungen desselben über die Meeresfläche grosse Mannichfaltigkeit dar. Dazu kommt die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, welche man seiner vulkanischen Natur und den Salzen zuschreiben muss, mit welchen er geschwängert ist. Nur Lanzarote und Fuerteventura sind arm an Pflanzen. Von den übrigen Inseln kann Tenerife als diejenige angesehen werden, welcher in Hinsicht der Vegetation die andern gleichen. Vom Strande bis

zum höchsten Gipfel der Berge trifft man nicht nur viele europäische, einige asiatische und afrikanische, sondern auch eine Menge solcher Pflanzen an, die den Canarien eigenthümlich sind und sie zu einer reichen Fundgrube für den Botaniker machen. *Mac Gregor* theilt die Pflanzen in solche des Küstenstriches und der niedern Gegenden, dann der Barrancos, des Innern oder der Wälder, und der hohen Gebirge ein.

Unter den Pflanzen der niedern Gegenden sind die *Euphorbien* vorherrschend, namentlich *Euphorbia canariensis, piscatoria, balsamifera*. Allgemein verbreitet sind mehre Arten von *Sempervivum*, welche die Mauern und Dächer in Laguna bedecken. Auf mehren Inseln findet man ganze Strecken an den Küsten, wo das *Aizoon canariense*, das eine gute Soda liefert und dessen Samenkörner in Zeiten der Noth auch als Nahrung dienen, fast ausschliesslich gedeiht. Die Rinde der *Lena blanca* (*Cneorum pulverulentum*) wird in den Apotheken als Surrogat der China gebraucht. *Cactus opuntia* und *cochenilifer*, so wie *Agave americana* findet man fast allenthalben an den Küsten. Von den zahlreichen Pflanzen der Barrancos sind ausser einer Menge Farnkräuter zwei Flechten anzuführen, die als Färbestoff einen bedeutenden Handelsartikel liefern, nämlich die *Orseille* (*Lichen roccella*), welche auf allen Inseln an den Felsen wächst, und die gleichfalls überall verbreitete

Mango (*L. parellus*), deren färbende Eigenschaft erst in neuerer Zeit bekannt geworden. In den obern Wäldern herrscht ausschliesslich die prachtvolle *Erica arborea*, stellenweise mit Stämmen von 2½ Fuss im Durchmesser, während in andern Wäldern alle Bäume unter einander vermischt erscheinen. Das Geschlecht des Lorbeers ist eines der zahlreichsten; von *Laurus barbusana* wird das Holz sehr geschätzt. Die Früchte des *Arbutus callicarpa* (Erdbeerenbaumes), so wie der *Myrica faya* werden ihres Wohlgeschmacks wegen gesucht. Wo die Wälder aufhören, findet man Gebüsch, aus der *Erica cinerea* und einer andern Gattung Haidekraut mit rothen Blüthen bestehend. Noch sind anzuführen *Juniperus sabina*, *Dracaena draco* (Drachenblutbaum), der vorzüglich an den Küsten gedeiht, so wie die schon sehr selten gewordenen *Olea excelsa*, *O. europaea*, und *Pistacia lentiscus*, von denen es in früherer Zeit, besonders auf Canaria, ganze Wälder gab; endlich eine Weide, *Salix canariensis*, und die Dattelpalme (*Phoenix dactylifera*), die sonst ebenfalls sehr häufig war, jetzt aber nur noch auf Canaria und Gomera in Gruppen von einiger Bedeutung angetroffen wird. — Unter den Gewächsen der Gebirgsregion zeichnen sich die Canarischen Fichten (*Pinus canariensis*) aus, welche den s. g. *Pinar* bilden, einen Gürtel, der den Pico de Teyde in der Höhe von 4- bis 6000 Fuss rings umgiebt. Auf die Fichten

folgt *Cytisus proliferus, Genista viscosa*, höher hinauf *Adenocarpus Frankenioides* und *Spartium nubigenum* und *supranubium*, letzter 9- bis 10000 Fuss hoch; noch höher am Pik die *Viola Teilia*, eine *Silene*, nebst Flechten und Moosen.

Nach *v. Buch* *) kann man die Pflanzenwelt der Inseln in folgende fünf Abtheilungen bringen, die sich hinreichend und auffallend durch die Natur und das Aeussere der darin am häufigsten vorkommenden Gewächse auszeichnen:

1) die *Afrikanische* (oder *Subtropische*) *Region*; Bananen und Palmen; vom Ufer des Meeres bis 1200 **) Fuss Meereshöhe;

2) die *Europäische* (*Mediterraneische*) *Region*; von 1200 bis 2500 Fuss; sie umfasst die Weinberge und Getraidefelder, überhaupt die meisten von Europa hier eingeführten Pflanzen;

3) die *Wälder-* (*Sempervirente*) *Region*; 2500 bis 4100 Fuss;

4) die *Region der Kiefern* (der s. g. *Pinar*); bis 5900 Fuss; und

5) die *Region des Spartium nubigenum*, der *Retama blanca* etc. (die s. g. *Cumbre*); bis 10380 Fuss.

Von *Thieren* führt *Mac Gregor* als vorzüglich zu bemerkende folgende an: die *Amerikanische*

*) A. a. O., S. 129 und ausführlicher S. 160 u. ff.

**) S. 160; auf S. 129 steht, wahrscheinlich durch Druckfehler, bis 2600 Fuss.

Schabe (*Blatta americana*), die, aus Westindien herübergebracht, sich besonders an den Küsten ausgebreitet hat, wo fast kein Haus von diesem ekelhaften, alles Essbare benagenden Insekte verschont ist. Auf Hierro ist eine *Heuschrecke* einheimisch geworden, die zuweilen in grossen Schwärmen auf die Saaten fällt. Die *Cochenille* ist in neuerer Zeit aus Spanien eingeführt worden. *Seidenraupen* sind überall, wo Maulbeerbäume gedeihen. Die *Biene* ist nur im wilden Zustande zu finden. Von *Ameisen* hat man die grosse Waldameise und mehre kleinere Arten, die, so wie viele *Stechfliegen*, sehr lästig werden. Der *Skorpion* ist aus Westindien gekommen, wird aber nur stellenweise an der Küste angetroffen und ist nicht gefährlich. Das Meer an den Küsten beherbergt einige Arten *Seekrebse* und *Seespinnen*; auch findet man hier mehre essbare *Muscheln*; nur an *Austern* fehlt es gänzlich. Auch mit *Fischen* ist das Meer nur mässig versehen, da es bei der Steilheit der Küsten und der grossen Tiefe des Wassers an hinreichenden Seepflanzen zu ihrer Ernährung mangelt. Uebrigens sind die Fische mehr oder minder dieselben, die zwischen Portugall und Madeira gefunden werden. Man zählt über hundert Gattungen essbarer und zum Theil sehr wohlschmeckender Fische, worunter namentlich der *Thunfisch* und die *Sardelle* gehören. Einige Süsswasseransammlungen in den Barrancos ent-

halten auch *Aale*, die aber selten eine bedeutende Grösse erreichen. Aus der Klasse der *Amphibien* hat man nur wenige Gattungen, obwohl Individuen in grosser Menge, namentlich Eidechsen, Frösche und Schildkröten. Mit Schlangen sind die Inseln verschont geblieben.

In Betreff der *Vögel* muss man die einheimischen von den Zugvögeln unterscheiden. Von jenen sind zu bemerken: der Afrikanische und der Hühnergeier, der Edelfalke, der Bussaar, die Schleiereule, der Specht, die Sebastive, das Rothe Felshuhn (*Tetrao petrosus*), eine wilde Taube (wahrscheinlich Ledru's *Columba oenas*), das Haselhuhn der Sandwüste (*Tetrao arenarius*), der Trappe, die Wachtel, mehre Gattungen europäischer Singvögel, darunter der von diesen Inseln den Namen führende *Canarienvogel*, der im XVI. Jahrhunderte von hier zuerst nach Europa gebracht wurde, in seiner wilden Stammrasse aber bräunlichgrau mit gelber Brust ist; ferner der Mönch (*Motacilla atricapilla*), den Mac Gregor die Nachtigall der Canarien nennt; wenigstens soll er ihr an Reichthum der Melodie, wenn auch nicht in Hinsicht des seelenvollen Tones, gleich kommen. — Von Zugvögeln stellt sich der kleine weisse Geier (*Vultur leucocephalus*), eine Habicht- und eine Falkengattung häufig ein, ferner zwei Arten Kuckuck, der Sturmvogel, die Meerschwalbe, vierlei Enten, Taucher, die Afrikanische Turteltaube

(*Columba afra*), die Wachtel, der Löffelreiher, der Weisse Reiher, mehre Gattungen Störche, Schnepfen, Drosseln etc. Zuweilen zeigen sich längs den Küsten ganze Schaaren von Eisvögeln, die oft so ermattet sind, dass sie sich mit den Händen fangen lassen.

Sehr beschränkt ist die Klasse der *Säugthiere*, von welchen man bloss den Hund, das Schwein, das Schaf und die Ziege als solche betrachten kann, die bei der Eroberung der Inseln bereits vorgefunden wurden. Die ursprüngliche Hunderasse, von der die Insel Canaria nach Plinius (Lib. VI. §. 37) den Namen erhalten hat, ist ganz ausgeartet. Dagegen besitzt Fuerteventura eine Spielart, die zwischen dem Schäferhunde und dem Bullenbeisser in der Mitte steht und eben so stark als wild ist. In Tenerife nimmt ihre Zahl oft so überhand, dass man sie zur Zeit der Traubenreife durch gelegtes Gift in den Weinbergen zu tödten sucht, da sie jenen Frucht sehr nachstellen. Die Rasse der Ziegen hat sich ziemlich rein erhalten und scheint den Inseln eigenthümlich anzugehören. Leop. v. Buch sagt: »Für uns war die Milch dieser Thiere eben so erquickend als erfreulich. Jede Ziege giebt davon erstaunend viel, täglich 1½ Quart (1½ Wiener Mass) und wohl mehr, und die Milch ist fett wie Rennthiermilch und ganz fein und rein von Geschmack. Nie würde man in so köstlicher Milch

die mit Recht in nordischen Bergen so wenig geachtete Ziegenmilch wieder erkennen. Freilich nähren sie sich dort nicht von Justicia-Blättern, Cistus und Lavendel. Und wirklich ist auch die Ziege selbst ein ganz anderes Geschöpf. Man möchte sie in ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit mit einer Gazelle vergleichen. Die kurzen und glatten Hörner liegen hinter der Stirn zurück, und das schwarze Haar ist nicht struppig und rauh, sondern glatt und fein, und glänzt wie Ebenholz. Es ist gewiss eine eigene Art. In ganz Tenerife benutzt man keine andere Milch; sie ist auch wahrscheinlich viel besser als Kuhmilch hier seyn würde; daher geschieht es denn, dass vielleicht nicht eine einzige Kuh auf der ganzen Insel zu finden ist. (Nach Mac Gregor giebt es Kühe auf *Tenerife*.) Auch der frische Käse, den man aus dieser Ziegenmilch bereitet, ist trefflich, wie der Senso der Schweizer« *).

Von den aus der Fremde stammenden Hausthieren ist das Frettchen zu erwähnen, das, aus Europa gebracht, zur Jagd der Kaninchen gebraucht wird, die sich unglaublich stark vermehrt haben. Die aus Spanien eingeführte Katze ist selten und lebt zum Theil verwildert in den Wäldern. *Dromedare*, die von der afrikanischen Nordwestküste stammen, giebt es zu Tausenden auf

*) A. a. O. S. 12.

Lanzaróte und Fuerteventura, wo man sie als Zug-, Last- und Reitthiere benutzt. Auch wird ihr Fleisch gegessen. Bis zu Ende des XVIII. Jahrhunderts gab es Damhirsche in den Wäldern von Gomera, die aus Spanien herüber gebracht worden waren; jetzt sind sie ganz verschwunden. Nur selten verirrt sich der Pottfisch oder eine andere Cetaceen-Gattung an die Küsten der Canarien, am öftersten noch der Delphin. Auch sieht man nur selten Robben, wahrscheinlich weil das Gestade zu steil ist.

Zur Zeit des *Plinius* gab es noch keine Menschen auf den Canarischen Inseln. Die ersten Einwohner waren höchst wahrscheinlich *Lybier*, die sich an der mauritanischen Küste den Wellen anvertrauten, um nicht in die Hände der siegreichen Araber zu fallen. Denn dass die Inseln noch *vor* der Eroberung der Berberei durch die Araber ihre Bevölkerung erhalten haben müssen, lässt sich daraus schliessen, dass man unter den alten Bewohnern der Inseln keine Spuren des Mohammedanismus gefunden hat. Nach dem Zeugnisse des englischen Reisenden *Glas* *) hat in Lebensweise, Sprache und Sitten der alten Insulaner eine grosse Aehnlichkeit mit denen einiger Volksstämme des Atlas Statt gefunden. Nach-

*) *History and Description of the Canaries* etc. S. 178.

dem die Inseln von den Spaniern erobert worden waren, trat unter den Bewohnern derselben, die uns unter dem Namen der *Guanen* oder *Guanchen* (*Guanches, Guantschos*), bekannt geworden, durch Krieg, Seuchen und barbarische Verfolgung (da man sie grossentheils als Sklaven verkaufte) eine ausserordentliche Verminderung ein. Der kleine Rest, welcher dem Tode, oder der Sklaverei entgangen war, vernichte sich, zum Christenthume übergetreten, mit den ersten Ansiedlern, die hauptsächlich aus Spaniern bestanden, wozu noch Franzosen, Portugiesen, Genueser, Flamänder und eine Menge Afrikaner kamen, die Don Diego de Herrera, Herr von Lanzarote und Fuerteventura, als Sklaven von der Küste der Berberei herübergebracht hatte. Aus dieser Vermischung entsprang der Volksstamm, welcher heut zu Tage die Inseln bewohnt.

Schon am Anfange des XVII. Jahrhunderts war das Volk der *Guanen* fast erloschen. Man fand nur noch einige Greise auf Tenerife, zu Candelaria und Guimar. Die zahlreichen Höhlen der Barrancos bei letzterem Orte enthalten noch Grabstätten der Guanen. Der letzte Rest war im Jahr 1494 zu Grunde gegangen, durch die unter dem Namen *Modorra* bekannte Pest, welche man der Menge von Leichen zuschrieb, die die Spanier nach der Schlacht von Laguna hatten unbeerdigt liegen lassen. Bemerkenswerth sind die *Mumien*

von Guanen, die vor längerer Zeit in einige Sammlungen von Europa gelangt sind. Hr. *v. Humboldt* sagt darüber *): »Zur Zeit meiner Reise waren sie sehr selten auf Tenerife. Man würde indessen eine grosse Anzahl derselben finden, wenn man durch Miniren die Grabhöhlen zu öffnen suchte, welche an dem östlichen Abhange des Piks, zwischen Arico und Guimar, in den Felsen gehauen sind. Diese Mumien sind so ausserordentlich ausgetrocknet, dass die ganzen Körper mit ihren Einhüllungen oft nur sechs bis sieben Pfund wiegen, folglich ein Drittheil weniger als das Gerippe eines Individuums von der nämlichen Grösse, von welchem das Muskelfleisch wäre weggenommen worden. Der Schädel hat in seiner Bildung einige entfernte Aehnlichkeit mit dem der weissen Rasse

*) *Reise in die Aequinoctial-Gegenden* etc. etc. I. Theil, S. 287 u. f. Wenn es ebendaselbst heisst: „Die Guanen, berühmt durch ihren schlanken Wuchs, waren die *Patagonen* der alten Welt“ so hat der berühmte Naturforscher keineswegs damit sagen wollen, dass es zur Zeit der *Griechen* und *Römer* ein Volk gegeben habe, welches denselben Namen führte, wie die durch ihre angebliche Riesengrösse bekannten Ureinwohner von Süd-Amerika. Letzteres scheint jedoch *Balbi* zu glauben; er sagt nämlich in der neuesten (dritten Auflage seines *Abrégé de Géographie*, S. 915 u. f.: „La taille élancée et la grande force musculaire des Guanches, si vantées par les anciens auteurs, nous autorisent à regarder ce peuple comme les *Patagons* de la *Géographie classique*“ etc.

der alten Aegypter, und die Schneidezähne sind bei den *Guanes* abgestumpft, wie bei den Mumien, die man an den Ufern des Nils findet. Aber diese Form der Zähne ist ganz künstlich, und bei der genauen Untersuchung der Physionomie der alten Canarier haben geschickte Anatomen (z. B. Blumenbach) an den Jochbeinen und dem Unterkiefer merkliche Unterschiede von den ägyptischen Mumien erkannt. Wenn man die Mumien der Guanen öffnet, so findet man darin die Reste gewürzhafter Pflanzen, unter denen man immer das *Chenopodium ambrosioides* erkennt. Oft sind die Leichname mit Schnüren geziert, an denen kleine Scheiben von gebrannter Erde hangen, welche als Zahlzeichen gedient zu haben scheinen und den *Quippos* der Peruaner, Mexicaner und Chinesen ähnlich sind.«

Die grösstentheils spanische Abkunft der heutigen Canarier lässt sich in ihrem Aeussern nicht verkennen. Sie sind von mittlerer Grösse, die Männer von festem kräftigen Körperbau und schlankem Wuchse, mehr gewandt als stark, und durch Mässigkeit und frühe Gewöhnung im Stande, die grössten Beschwerlichkeiten zu ertragen. Sie haben durchgängig eine von der Sonne gebräunte Haut, ausdrucksvolle Gesichtszüge, fein geformte Nasen, braune oder schwarze sehr feurige Augen und schwarzes Haar. Die Weiber sind nach unsern Begriffen nicht schön zu nennen; denn die

Hitze raubt ihnen den rosigen Anflug der Wangen, ohne sie dafür durch blendende Weisse der Haut zu entschädigen, die beim gemeinen Volke sehr ins Bräunliche fällt und an die Nähe der tropischen Zone erinnert. Dafür aber hat ihnen die Natur ein Paar dunkle glänzende Augen verliehen, die ungemein sprechend sind. Ihre Nasen sind sanft gebogen, und obgleich der Mund bei den Wenigsten schön geformt ist, so vergisst man diess doch leicht bei dem Anblicke von zwei Reihen weisser regelmässiger Zähne. Ihre Gestalt ist schlank; Hände und Füsse sind klein. Sie haben viel natürliche Anmuth und ihre Bewegungen erscheinen, wie ihr Gang, zierlich, leicht und ungezwungen.

Die Landessprache ist die *castilische*, die jedoch nicht in derselben Reinheit wie auf der pyrenäischen Halbinsel gesprochen wird, denn es haben sich nicht allein viele Wörter, die in Spanien veraltet sind, sondern auch einige der ursprünglichen Bewohner im täglichen Gebrauch erhalten, wozu noch mehre Wörter aus den Sprachen anderer fremden Einwanderer gekommen sind. Das beste Spanisch wird zu *Santa Cruz* auf Tenerife gesprochen, wo die meisten Civil- und Militär-Beamten geborne Spanier sind.

Auch in der Gemüthsart verläugnet sich die spanische Abkunft der jetzigen Einwohner nicht. Das Laster des Trunkes ist ihnen fremd, und sie

sind überhaupt mässig im Genusse, dagegen aber allen Glücksspielen leidenschaftlich ergeben. Gutmüthig aus Temperament ist der Canarier nicht leicht zum Zorn gereizt, aber dennoch argwöhnisch, empfindlich und zuweilen auch rachgierig. Er hangt mit grosser Liebe an den nackten Bergen seiner Heimath und arbeitet in der Fremde nur mit dem Gedanken, wieder dahin zurückzukehren. Das Volk hält strenge an den Sitten und Gebräuchen der Väter, aber auch eben so fest an alten Vorurtheilen und es finden daher Verbesserungen nur schwer Eingang. Andere Schattenseiten sind Unreinlichkeit, Trägheit und Mangel an Unternehmungsgeist. In Hinsicht der Religion beschränken sich die niedern Volksklassen auf die Beobachtung der äussern Gebräuche, wie sie der katholische Cultus vorschreibt.

Das Haupt-Nahrungsmittel der gemeinen Leute, welches ihnen statt des Brodes dient, ist der *Gofio*, der aus Gerste, Waizen oder Mais besteht, von welchen Getraidearten die Körner am Feuer geröstet und hernach gemahlen werden. Man isst ihn entweder trocken aus der Hand, ohne alle Zuthat, oder auch mit gekochtem Salzfisch, Fleisch, Käse, Milch, Früchten, Kartoffeln und anderm Gemüse, oder auch nur mit Wasser angefeuchtet. Mit einem Beutel voll Gofio, einer Kürbisflasche Wasser, einer groben Wollendecke und etwas Tabak in seinem Quersack, und sei-

nem Springstocke in der Hand, wandert der Canarier durch die ganze Insel, unbekümmert um ein Nachtlager, das ihm im schlimmsten Falle die erste beste Felsenhöhle darbietet. Aber vielen Inselbewohnern, besonders denen auf *Palma*, *Gomera* und *Hierro*, fehlt auch oft dieses einfache Nahrungsmittel, und dann müssen sie sich einen grossen Theil des Jahres hindurch mit Brod aus der Wurzel des Farnkrauts behelfen, welche gedörrt, gemahlen und hernach mit etwas Roggenmehl vermischt gebacken wird. Auf *Lanzarote* und *Fuerteventura* essen die armen Leute in Jahren des Mangels den Samen einer Gattung Eiskraut (*Aizoon canariense*) als Gofio. Während der Früchteseit nährt sich ein grosser Theil der Bevölkerung vorzüglich von der s. g. Indianischen oder Stachelfeige (der Frucht der Cactus opuntia), die selbst in den dürrsten Gegenden sehr gut gedeiht und getrocknet ein gesundes und kräftiges Nahrungsmittel gewährt. Das gewöhnliche Getränk der Landsleute ist Wasser, das der Städter Wein. Aber auf mehren Inseln, besonders den beiden östlichen, hat man sich leider auch schon an den Branntwein gewöhnt. Bei den höhern Ständen herrscht die spanische Küche und das Hauptgericht ist der *Putschero* (*Puchero*) nämlich Fleisch mit Kartoffeln, Kichererbsen (*Garbanzos*) und andern Gemüsen, mit einem Stückchen Speck zusammengekocht. Während der Essenszeit, um

zwei Uhr Nachmittags, wird die Hausthüre verschlossen. Bei Tische darf eine Fliegenwedlerinn nicht fehlen. Ehe man Wasser trinkt, isst man Süssigkeiten; im Genusse des Weins ist man mässig. Nach der Tafel wird Mittagsruhe (*Siesta*) gehalten.

Die *Kleidertracht* ist nach den einzelnen Inseln sehr verschieden. Bei der grossen Wohlfeilheit englischer Stoffe ist man aber in neuerer Zeit sehr von der alten Sitte abgewichen und diese erhält sich nur noch beim Landvolke. Wir können uns, ohne Abbildungen zu liefern, in eine Beschreibung dieser verschiedenen Trachten nicht einlassen.

Die *Wohnung* der Landleute ist eben so einfach als ihre Nahrung. Sie leben in Hütten, deren Mauern aus Lava oder Tuff aufgeführt und die entweder mit Rohr oder mit Ziegeln gedeckt sind. Bei den ärmern Volksklassen enthalten diese Hütten oft nur ein einziges Zimmer, mit einigen Verschlägen von Rohr zu Schlafstellen für die Hausgenossen. Eine alte Kiste, ein Koffer von Seehundsfell oder auch wohl nur ein Stück von einem ausgehöhlten Baumstamme mit einem Deckel versehen, enthält die wenigen Habseligkeiten an Kleidern und Leinenzeug. Ein paar Heiligenbilder oder ein hölzernes Kruzifix hangen an den Wänden. Zu den unentbehrlichsten Geräthschaften gehört, neben dem wenigen Küchengeschirr, ein

Wasserbehälter von rothem Thon (*Bernegal*), der an Sonn- und Festtagen mit grünen Zweigen geschmückt wird, um das Wasser frisch und kühl zu erhalten. Eine Handmühle in der Ecke des Zimmers, zum Bereiten des Gofio, ist, ausser diesem Wassergefäss, das wichtigste Vermächtniss, welches die alten Guantschen den eingedrungenen Fremden hinterlassen haben.

Das Leben dieser Leute ist sehr einförmig und beschwerlich. Der Mann besorgt die Feldarbeit, die in der Hitze sehr ermattend ist, oder er treibt das Vieh auf die Berge, während er sich mit Strumpfstricken beschäftigt. Auf der Frau lastet dagegen die ganze häusliche Arbeit. Sie muss das Essen bereiten, die Kinder warten und jede Woche vielleicht stundenweit gehen, um ihr weniges Linnenzeug im nächsten Barranco zu waschen. Können die guten Leute im Jahre so viel erwerben, dass sie im Stande sind, Erbzins und Zehnten und die Stola an den Pfarrer zu bezahlen, und sich nebenbei mit den Ihrigen satt zu essen, so preisen sie sich glücklich; denn wer auf den Inseln Liebe und Treue in der Ehe, so wie die sanften Tugenden der Menschlichkeit finden will, der muss sie unter den Landleuten suchen. Sie besitzen überdiess eine Urbanität, welche gegen die Grobheit der untersten Volksklassen im nördlichen Europa sehr absticht. Im Umgange mit einander beobachten sie streng ge-

wisse Formen der Höflichkeit; sie versäumen es z. B. niemals, beim Begegnen auf der Strasse sich gegenseitig den Titel *Caballero* (Cavalier, Ritter) zu geben. Die jüngern Leute bezeigen ihren Aeltern, Oheimen und Tanten eine grosse Ehrfurcht und küssen ihnen gewöhnlich beim Begegnen die Hände. Die Glanzpunkte im Leben des Landvolks sind hauptsächlich die Kirchweihen und die Heiligenfeste, bei denen Musik, Gesang und Tanz nicht fehlen dürfen. Die einfache, fast schwermüthige Gesangweise wird von einzelnen Akkorden der Guitarre begleitet, auf welcher fast Jeder zu klimpern versteht. Die Gesänge sind entweder spanische Romanzen, Klagen unglücklicher Liebe, oder sie werden, wie es bei den *Seguedillas* der Fall ist, aus dem Stegreif gedichtet. Ihre Tänze, namentlich der *Tajaraste*, schreiben sich wahrscheinlich noch von den Guanchen, die *Malagueña* und die *Folia* dagegen aus Spanien her. Alle sind von mehr ernstem als fröhlichem Charakter. Sie werden mit der Guitarre, der Schellentrommel, Castagnetten und Gesang begleitet. Der *Fandango* und *Bolero* scheinen auf den Inseln wenig Eingang gefunden zu haben. Zu den übrigen Belustigungen gehört, bei der männlichen Jugend, das *Ringen* (*la lucha*), welches meist an Sonn- und Festtagen, unter Aufsicht von Kampfrichtern Statt findet. Als Schnellläufer suchen die Canarier ihres Gleichen.

Die Kühnheit und Geschicklichkeit, mit welcher die Hirten im Gebirge, gestützt auf ihren Springstock, sich von einer Felsenkuppe zur andern, oft über die schauderhaftesten Abgründe schwingen, sind wirklich bewundernswerth. Ueberdiess sind sie gute Schleuderer, und auch der Stein, den sie aus freier Hand werfen, trifft sein Ziel. Nicht minder beliebt ist das Werfen nach dem Ziele mit einer eisernen Stange (*Barra*), so wie auch das Ballspiel. Von den übrigen Volksvergnügungen sind noch die *Hahnenkämpfe* zu erwähnen, bei denen, obgleich weniger hoch als in England, gewettet wird. Auch die Stiergefechte hat man in Tenerife nachzuahmen gesucht, aber mit schlechtem Erfolg, denn die *Kühe*, deren man sich ausschliesslich dazu bedient, zeigen weniger Kampflust als die andalusischen Stiere.

Was den Zustand der *öffentlichen Erziehung* betrifft, so befand sich dieselbe noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ausschliesslich in den Händen der Dominikaner, Augustiner und Jesuiten. Als die Letztern aufgehoben worden waren und auch die Klosterschulen immer mehr in Verfall geriethen, ordnete die spanische Regierung die Errichtung von Elementarschulen in den verschiedenen Kirchspielen der Inseln an. Indessen kam dieser Plan theils aus Mangel an gutem Willen, theils weil die nöthigen Geldmittel fehlten, in den wenigsten Ortschaften zur Ausführung

Auch jetzt ist dieselbe noch nicht viel weiter vorgerückt. In den Knabenschulen, die theils von der Obrigkeit oder der Gemeinde besoldete Lehrer haben, theils Privatunternehmungen sind, werden Lesen und Schreiben, die Anfangsgründe der Sprachlehre, die fünf Species der Rechenkunst und der Katechismus gelehrt. Es fehlt aber dabei so sehr an guter Methode, dass die Schüler nur langsame Fortschritte machen. Für die Mädchen bestehen Trivialschulen nach demselben Zuschnitte, die von Frauenspersonen gehalten und worin auch Knaben aufgenommen werden. Der Unterricht beschränkt sich hier auf Buchstabiren und Lesen aus der Fibel (*Cartilla*), Auswendiglernen der Gebete und des Katechismus und auf weibliche Handarbeiten. Alle übrigen Schulkenntnisse und Fertigkeiten können nicht anders als durch Privatunterricht erlangt werden, wozu sich aber nur in den Städten *Laguna* und *Canaria* einige Gelegenheit findet. Eine Art Lyceum, welches 1824 ein junger französischer Gelehrter zu *Orotava*, auf Tenerife, errichtet und das sehr guten Fortgang hatte, wurde schon im folgenden Jahre auf Befehl der Regierung zu Madrid wieder aufgehoben. Wohlhabende Aeltern suchen ihre Kinder nach England, Frankreich oder Nordamerika zu schicken, um dort erzogen zu werden; aber auch dieses wird ziemlich erschwert.

Als Vorbereitungsanstalten für eigentliche *gelehrte* Bildung dienen verschiedene *Collegien* in den Klöstern zu Laguna und Canaria, die aber nur von solchen Zöglingen besucht werden, welche sich dem Klosterleben zu widmen gedenken. Für Weltgeistliche befindet sich in Canaria ein Seminarium, welches 1777 vom Bischof *Servera* errichtet worden ist. Diese Anstalt hatte 1829 siebenzehn Schüler, grösstentheils Pensionisten, und es sind mehre gute Theologen aus derselben hervorgegangen. In neuerer Zeit ist sie, nach *Mac Gregor*, hauptsächlich wegen bedeutender Schmälerung der Einkünfte, in Verfall gerathen. Bereits im Jahre 1744 verwendeten sich die Augustiner für die Errichtung einer *Universität* zu Laguna, die auch wirklich zu Stande kam, aber schon 1747 wieder aufgehoben wurde. Seitdem wurde zu verschiedenen Zeiten an der Erneuerung einer Hochschule gearbeitet, aber erst 1817 kam dieselbe zu Stande. Es wurden Professoren für neun Lehrstühle der Rechtsgelehrsamkeit und der Theologie angestellt und die Anstalt hatte ihren Fortgang bis 1823, wo sie bei dem veränderten Regierungssysteme in Spanien, suspendirt wurde. Erst am 18. Okt. 1825 gelang es, nachdem ein neuer Studienplan entworfen worden, ihre Wiedereröffnung zu bewirken und sie besteht noch bis gegenwärtig. Es wird Philologie, Logik, Mathematik, Physik, Philosophie, Jurisprudenz und Theo-

logie gelehrt. Die Physik ist am weitesten vorgeschritten und wird nach Hauy, Biot und andern neuern Schriftstellern vorgetragen. Auch besitzt diese Klasse eine gute Sammlung physikalischer Instrumente, die 1821 von Paris verschrieben worden ist.

Der einzige literärische Verein ist die im J. 1777 in Laguna und Canaria gestiftete *Oekonomische Gesellschaft der Vaterlandsfreunde*, welche von der in Madrid ausgegangen ist und dieselben Statuten hat. Ihr Hauptzweck ist, die Industrie des Volks zu ermuntern und nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Sonst pflegte sie ihre Verhandlungen jährlich bekannt zu machen und Preisaufgaben zu veranstalten; aber seit dem Tode *Don Jose Viera's*, des Geschichtschreibers, der eines ihrer thätigsten Mitglieder war, hat die Welt nur wenig von den Ergebnissen ihrer Wirksamkeit erfahren. Unter den öffentlichen *Bibliotheken* ist die der Universität die wichtigste, ungeachtet sie nur 2000 Bände zählt. Sie besitzt einige treffliche Werke im Fache der Naturgeschichte. Von Privatsammlungen ist die des Marquis von *Villanueva del Prado*, zu Laguna, die gewählteste, welche ausser den vorzüglichsten Werken der alten Klassiker die besten neuern, besonders französische Schriftsteller, umfasst und an 4000 Bände stark ist. Uebrigens giebt es unter den Ländern, welche Ansprüche auf Gesittung machen, wohl schwer-

lich einen Fleck, wo das Bedürfniss der Lektüre so gering wäre und wo man überall so wenig Bücher in den Häusern anträfe, als auf den Canarischen Inseln. Aber auch wenn dieses Bedürfniss sich in höherem Grade äusserte, würde es schwer halten, dasselbe zu befriedigen; denn der Buchhandel ist hier eine ganz unbekannte Sache. Gleichsam als lebte man noch in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst, trifft man von ältern spanischen Schriftstellern fast eben so viele *geschriebene* als gedruckte Exemplare an. Ueberhaupt werden Bücher als eine Art Schleichwaare betrachtet, die Niemand gern in grosser Menge besitzt, viel weniger geneigt ist, sie in Umlauf zu setzen. Eben so selten sind Zeitschriften und Zeitungen, denn auf den Inseln selbst erscheint nicht ein einziges Tagblatt. Das Orakel der politischen Kannengiesser ist die *Gazeta de Madrid,* von der einige Dutzend Exemplare in Umlauf sind. Englische Zeitungen, die vornehmlich von den Kaufleuten gehalten wurden, fanden jedoch zu Mac Gregors Zeiten ohne Hinderniss Eingang. Die einzige Buchdruckerei ist die der Universität zu Laguna, welche aber grösstentheils nur für den Druck von Dissertationen, Programmen etc. berechnet ist.

Eine vorzügliche Anstalt war der vom Marquis von Villanueva del Prado bei Orotova mit bedeutendem Aufwande angelegte *botanische Garten.*

Er hatte die Bestimmung, die vornehmsten Gewächse der Tropenländer aufzunehmen und sie, durch Gewöhnung an ein gemässigteres Klima, zum Verpflanzen nach Europa geeignet zu machen. Während der Revolution in Spanien konnte die Regierung, der die Anstalt geschenkt worden, nichts für die Unterhaltung derselben thun. Nach Mac Gregor wurden späterhin die Ländereien des Gartens zum Anbau von Küchengewächsen benützt.

Die einzige Kunstanstalt ist die 1813 zu Laguna errichtete *Zeichnungs-Akademie*. Am jedesmaligen Geburtstage des Königs werden Preise an die besten Schüler ausgetheilt. Da die Insulaner viel Anlage zur Malerei besitzen, so ist es zu bedauern, dass es ihnen an guten Mustern mangelt, um sich auszubilden; denn der Gemäldesammlungen giebt es nur wenige und diese sind weder an Zahl noch Werth der Stücke ausgezeichnet. Die bedeutendste Sammlung dieser Art ist im Besitze des Herrn *v. Bethencourt y Castro* zu Orotava. Doch findet man hie und da in Kirchen und Klöstern vorzügliche Gemälde, grösstentheils von flandrischen Meistern aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte. — Der gänzliche Mangel einer Oper und eines Orchesters beschränkt die *musikalischen* Unterhaltungen lediglich auf Liebhaber-Conzerte. Nur klagt Mac Gregor, dass man selten andere als Rossinische Tonstücke höre. Ein entschiedenes Talent haben die Canarier für Instru-

mentalmusik; dagegen ist ihr Gesang nur sehr mittelmässig. Es fehlt beiden Geschlechtern sowohl an reinen als vollen Stimmen, welches bei dem, dem Wechsel der Temperatur so wenig unterworfenen Klima sehr auffallend ist.

Unter den spanischen *Schriftstellern* haben sich auch mehre Canarier in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit vortheilhaft ausgezeichnet. Von denen, welche seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts aufgetreten sind, haben drei Viertheile über Scholastik, Theologie und vaterländische Gegenstände geschrieben, ihre Werke aber nur zum Theil dem Druck übergeben. Mac Gregor nennt unter Andern folgende, als die bemerkenswerthesten: *Joseph de Anchieta*, geb. 1536, Jesuit, unter dem Namen des *Apostels von Brasilien* bekannt; Philolog und Historiker; — *Juan Ceverio de Vera*, geb. 1550; hat eine gute Beschreibung des Heiligen Landes herausgegeben; — *Antonio de Viana*, geb. 1578; Dichter; — *Juan Nuñez de la Peña*, geb. 1641; Verfasser einer Geschichte der Canarischen Inseln; — *Juan Interian de Ayala*, geb. 1656; Theolog, Dichter, Geschichtschreiber und Kritiker; — *Antonio Joseph Alvarez de Abreu*, Marquis *de la Regalia*, geb. 1683; berühmter Rechtsgelehrter, namentlich Publicist; — *Juan de Yriarte*, geb. 1702; Philolog und Dichter; — *Joseph Clavijo y Fayardo*, geb. 1726; als Schriftsteller in verschiedenen Fächern ausgezeichnet;

hatte zu Madrid den bekannten Liebeshandel mit der Schwester Beaumarchais, den Göthe als Stoff zu seinem Trauerspiele Clavigo benutzte. — *Bernardo de Yriarte*, geb. 1735; Diplomat; — *Tomas de Yriarte*, geb. 1752; jüngerer Bruder des Vorigen; Philolog und dramatischer Dichter; — *Joseph Viera y Clavijo*, geb. 1731; Dichter, pädagogischer Schriftsteller und Verfasser einer Geschichte und Beschreibung der Canarischen Inseln. — *Augustin de Bethencourt*, gestorben nach 1819 zu St. Petersburg; hat in französischer Sprache über Dampfmaschinen etc. geschrieben.

Die Einwohner der Canarischen Inseln leben von Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Gewerben und Handel. Von den Erzeugnissen des *Ackerbaues* und den Gegenständen der *Viehzucht* war schon oben, bei der Aufzählung der Naturerzeugnisse die Rede.

Die *Gewerbs-Industrie* ist im Ganzen nicht erheblich, am bedeutendsten auf der Insel *Palma*, wo eingewanderte Familien aus Flandern und Brabant derselben schon früh einigen Aufschwung gegeben zu haben scheinen. Hier giebt es Seiden-Fabriken, deren Zeuge, aus inländischem Stoffe gewebt, den französischen in Hinsicht des Farbenglanzes und der äussern Vollendung zwar nicht gleichkommen, sie aber an Schwere und Dauerhaftigkeit bei weitem übertreffen; indessen ist dieser Industriezweig seit 1815, wo an 1000 Fami-

lien noch davon lebten und das Meiste nach Südamerika ging, immer mehr in Verfall gerathen und die englischen Baumwollenwaaren haben auch den einheimischen Verbrauch an Seidenzeugen vermindert. Zu *Argual* und *Tazacorte*, auf Palma, befinden sich die beiden letzten Zuckermühlen (*Engenios*), welche von den vielen übrig geblieben sind, die vormals auf den Inseln vorhanden waren. Feinere Leinen- und Wollenwebereien mangeln gänzlich; nur auf dem Lande verfertigen Männer und Weiber für den Hausbedarf, ausser groben Leinen aus russischem Flachs, wollene Decken, ein ungefärbtes Tuch aus inländischer grober Wolle (*Sayal burdo*), und ein ähnliches aus Wolle und Flachs (*Reves y derecho*), so wie ein buntgestreiftes Wollenzeug zu Weiberröcken (*Cordon*) und mit Wolle künstlich ausgenähte leinene Betdecken, die sehr schwer und dauerhaft sind. Auf den drei königlichen Inseln, besonders auf Canaria, verfertigt man grobe Filzhüte für Männer und Weiber der untern Volksklassen, aber nicht hinlänglich für den Bedarf. Grobe Töpferwaaren, die am besten auf Tenerife und Canaria geformt werden, gehen in Menge nach *Cuba* und *Puerto rico*, besonders die Wasserbehälter (*Bernegales*). Zu Santa Cruz befinden sich einige Seifensiedereien und Nudelfabriken. Ausser Lohgärbereien, die aber nur schlechtes Leder liefern, giebt es auf allen Inseln (mit Ausnahme von Fuerteventura)

eine grosse Menge Branntwein-Brennereien, die jährlich aus 12000 Pipen Wein an 3000 Pipen Branntwein destilliren, welche theils im Lande verbraucht, theils unter Wein gemischt oder zu Tausenden nach der Havana ausgeführt werden. Auch bereitet man eine geringere Sorte aus getrockneten und aus Stachelfeigen (*Cactus*). — Aus den Blättern der Agave verfertigt man alle Arten Lastseile und Schiffstaue, die jedoch nicht so dauerhaft sind als die hänfenen. Dünne Stricke dreht man im Süden von Tenerife und auf Gomera aus Menschenhaaren. Auf mehren Inseln werden aus den Blättern der Dattelpalme Hüte, Körbe und sehr brauchbare Matten zum Packen, so wie aus einem feinen Rohre geschmackvolle Fussmatten geflochten, welche Letztern aber an Haltbarkeit den spanischen weit nachstehen. Die Kunsttischlerei ist seit mehren Jahren, besonders auf Tenerife, sehr in Aufnahme gekommen. Von Handwerkern sind in den vornehmsten Ortschaften Goldschmiedte, Blechschläger, Hufschmiedte, Glaser, Tischler, Zimmerleute, Böttticher, Maurer, Steinmetze, Schneider und Schuhmacher in hinreichender Zahl vorhanden, und sie liefern im Ganzen eine ziemlich gute und wohlfeile Arbeit.

Der *Handel* beschränkt sich, was die Einfuhr betrifft, auf europäische Manufactur- und Fabrik-Waaren und andere Bedürfnisse zum eignen Ver-

brauch, bis zum Umfange von jährlich 1½ bis 2 Mill. fl. Conv. Mze. Die Ausfuhr besteht in den Erzeugnissen des Bodens (1826: 91992 Ctr. Barrilla, 179 Ctr. Mandeln, 1149 Ctr. Orseille, 1024 Säcke Färbemoos, 21 Kisten Rohseide und 9682 Pipen Wein nebst 6938 Korbflaschen Branntwein, zusammen im Werthe von 1¼ Mill. fl. Conv. Mze.). Der Verkehr mit *England* und dessen Colonien, der bedeutendste von allen, beschäftigt jährlich 80 bis 100 Schiffe von 100 Tonnen und umfasst ein Capital von 100000 Pfund Sterling. Die Waaren, welche grösstentheils für Rechnung englischer, auf den Inseln ansässiger, Kaufleute eingeführt werden, bestehen vornehmlich in Cognac, Eisen- und Stahlwaaren, Stangeneisen, eisernen Reifen, Flachs, Glaswaaren und Steingut, Arznei- und Spezereiwaaren, Leder, Lichtern, Seife, Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Linnenwaaren, und Lebensmitteln. Aus den *nordamerikanischen* Häfen treffen jährlich 15 bis 20 Schiffe von 120 bis 150 Tonnen, theils unmittelbar, theils über Madeira ein, deren Ladungen in Brettern und Fassdauben, Mehl, Proviant, Reiss, Sohlenleder, Tauwerk und Theer nebst mehren andern Artikeln bestehen, die keine Erzeugnisse des Bodens und der Industrie Amerikas sind. Das Ganze mag 3- bis 400000 fl. C. M. ausmachen. *Frankreich* sendet, vorzüglich aus Marseille, 4 bis 5 Schiffe von 100 Tonnen mit Luxus- und Modeartikeln, einigen

Seiden- und Baumwollenstoffen, Lichter und Seife, bis zum Werthe von 100000 fl. C. M. Dieser Handel, der grösstentheils ganz entbehrliche Dinge zum Gegenstande hat, gewährt den Insulanern nicht die geringsten Vortheile, da sie etwa nur ein Drittel in Barrilla, den Rest aber in klingender Münze an Frankreich bezahlen müssen. Von den *Niederlanden* (unter denen, als Mac Gregor schrieb, noch Belgien begriffen war) finden sich jährlich einige Fahrzeuge mit Butter, Käse, Schinken, Wachholder-Branntwein, Flachs, Kram- und Linnen-Waaren ein, deren Betrag etwa 30- bis 40000 fl. seyn mag. Die Hansestädte *Hamburg* und *Bremen*, deren Handel mit den Canarien in frühern Zeiten sehr bedeutend war, nehmen jetzt nur noch mit 4 bis 5 Schiffen von 100 bis 120 Tonnen daran Theil. Sie bringen Butter, westphälischen Schinken, Flachs und Korbflaschen, vorzüglich aber teutsche und schlesische Linnenwaaren, im Betrag von 100000 fl. C. M. — Die Zahl der von *Genua*, *Gibraltar* und andern Häfen des Mittelmeeres jährlich anlangenden Schiffe beläuft sich auf 12 bis 15, von 100 bis 120 Tonnen. Der Handel geschieht grösstentheils für Rechnung der Genueser und umfasst alle Gegenstände, die sich in den Häfen am Mittelmeere wohlfeil einlegen und mit Vortheil auf den Inseln verkaufen lassen, zusammen für 200000 fl. C. M. — Am tiefsten ist der Handel mit *Spanien* gesunken, von wo nur noch das Noth-

wendigste, namentlich Catalonischer Branntwein, Specereiwaaren und hauptsächlich Oel, zusammen für 150- bis 200000 fl., eingeführt wird. Dieser Verkehr beschäftigt 12 bis 18 Fahrzeuge von 50 bis 75 Tonnen. — Der *einheimische* Handel wird durch 20 bis 25 Brigantinen von 25 bis 30 Tonnen unterhalten, deren Hin- und Herfahrt besonders zwischen Tenerife, Canaria und Palma sehr lebhaft ist. Die zur Einfuhr der ausländischen Erzeugnisse berechtigten Häfen (*Puertos habilitados*) sind *Santa Cruz* und *Orotova*, auf Tenerife, und *Ciudad de las Palmas* auf Canaria; doch müssen alle aus den spanischen Colonien ankommenden Schiffe ihre Ladungen beim Haupt-Zollamte in Santa Cruz clariren, welcher Hafen dazu bevorrechtet ist. Die Küstenfahrt ist von fremden Nationen nur den Franzosen erlaubt, welche sich dieses Vorrecht 1827 erworben haben. — *Münzen*, *Masse* und *Gewichte* sind grösstentheils dieselben wie in Spanien.

Die Canarischen Inseln sind der Würde nach ein *Königreich* (*Reyno*). Ihr Wappen besteht aus sieben silbernen Felsen im blauen Felde und ist mit einer königlichen Krone bedeckt, mit der Ueberschrift *Oceano*. Sie werden nach den Gesetzen von Castilien regiert und waren sonst in politischer Hinsicht mit Andalusien, als einer Pro-

vinz derselben, vereinigt. Unter Philipp V. wurde als Statthalter ein *General-Commandant* auf den Inseln angestellt, und der Sitz der Regierung, der sonst in Laguna gewesen, nach *Santa Cruz* auf Tenerife verlegt, bei welcher Einrichtung es auch seit jener Zeit geblieben ist. Dieser General-Commandant ist eine Militärperson, gewöhnlich ein General-Major oder *Mariscal de Campo;* seine Verwaltung dauerte aber sonst selten länger als fünf Jahr. Er bekleidet ausser seiner militärischen Oberbefehlshaberstelle zugleich die eines Appellationsrichters in Handelssachen und eines Rechtsbewahrers (*Juiz conservador*) der Fremden, die unter seinem besondern Schutze stehen. Auch verhandelt er mit den auswärtigen Agenten und Consuln.

Das *Artillerie-* und *Genie-Corps* machen eigene für sich bestehende Abtheilungen aus, deren Commandanten in Allem, was Verwaltung und Gerichtsbarkeit betrifft, unmittelbar von den betreffenden General-Directionen zu Madrid abhängig sind. Dasselbe ist mit der *Marine* der Fall, die unter dem General-Capitän von Cadiz steht.

In frühern Zeiten war die *Intendantur der Einkünfte* (*Intendencia de la Real Hacienda*) mit dem General-Commando vereinigt. Seit 1812 aber ist zu Santa Cruz ein eigner Intendant dafür angestellt worden, von dessen Entscheidung nur an den obersten Finanzrath zu Madrid (*Consejo su-*

premo de hacienda) appellirt werden kann. Zu seinem Ressort gehören die *Rechnungskammer* (*Contadaria*), die *Provinzial-Administration* (*Administracion de Provincia*), und das *Provinzial-Schatzamt* (*Tesoreria de Provincia*).

Die *Königliche Postverwaltung* ist ebenfalls eine für sich bestehende Behörde, welche nur von der General-Verwaltung in Madrid abhangt. Seit 1827 nehmen regelmässig im Winter und Frühling von Cadiz, im Sommer von Coruña, die Packetboote nach der Havaña und Puertorico ihren Weg über Tenerife, wo sie das Postfelleisen in Santa Cruz abgeben. Auch die englischen Packetboote, die jeden Monat von Falmouth nach Madeira und Brasilien gehen, legen jetzt auf Tenerife an, um hier ein Brief-Felleisen abzugeben. Nach Spanien und Havaña wird mit jedem abgehenden Schiffe ein Briefbeutel gesandt, und die Verbindung zwischen den Inseln selbst durch Fahrzeuge des Handels unterhalten. Die Beförderung der Briefe im Innern geschieht durch eigene Boten, besonders bei Geldsendungen.

Die höchste *Civil-Justizbehörde* ist die *Audiencia* oder der Obergerichtshof in Canaria, welchen schon Kaiser Karl V. im J. 1527 errichtet hat. Sie erkennt als Appellationsgericht in allen Civil- und Criminal-Sachen, welche die Kreis- und Ortsrichter in erster Instanz entschieden haben. Kreisrichter (*Corregidores*) sind zwei für die 3 königs-

lichen Inseln, einer zu Canaria und einer (für Tenerife und Palma) zu Laguna. Dann sind vier Stadt-Oberrichter, mehre Alcalden (*Alcaldes Reales*) und in den Dörfern Schulzen (*Alcaldes pedaneos*). Zu Laguna besteht seit 1787 ein *Handelstribunal* (*Real Consulado*) für die gesammten Inseln.

Zur Abhaltung ansteckender Krankheiten von aussen her ist ein höchstes *Sanitäts-Collegium* für sämmtliche Inseln in *Santa-Cruz* angeordnet, von welchem der General-Commandant Präsident ist. Die Aufsicht über die innere Gesundheitspflege führt ein Bevollmächtigter des *Protomedicato* zu Madrid, ebenfalls in Santa Cruz wohnhaft. Die Zahl der auf den Inseln practicirenden *Aerzte* mag an zwanzig betragen, wozu noch einige Wundärzte kommen. *Apotheken* giebt es nur auf den drei vornehmsten Inseln. Für Aufnahme und Verpflegung von Kranken ist zwar durch 13 öffentliche *Hospitäler* gesorgt; aber die Geldmittel, die diesen zu Gebote stehen, sind zu gering, als dass ihr Zweck auch nur zur Hälfte erreicht werden könnte. Fast alle bestehen jetzt lediglich nur durch milde Gaben, da ihre Dotationen im J. 1805 auf höhern Befehl grösstentheils veräussert und der Ertrag zu andern Staatszwecken verwendet worden ist. Das ansehnlichste ist das Hospital *St. Martin* in der Stadt Canaria, mit welchem ein Findelhaus verbunden ist. Das *St. Lazarus*-Hospital

ebendaselbst ist nur für Aussätzige bestimmt. Am schlechtesten ist überall für die *Findelkinder* gesorgt, da es eben so sehr an Geld als an hinreichenden Ammen für diese unglücklichen Geschöpfe fehlt, die zum Theil durch *Ziegen* gesäugt werden müssen, unter deren Euter man sie legt. Von 1824 bis 1826 waren zu Laguna von 663 solchen Kindern 253, also mehr als das Drittel, gestorben. —

Armenstiftungen und *Armenhäuser* sucht man überall vergebens. Die Armen sind an die Privat-Wohlthätigkeit der Reichen und Bemittelten angewiesen. Indessen bemerkt Mac Gregor, dass die öffentliche Bettelei seit den letzten 20 Jahren (bis 1830) sich sehr vermindert habe.

Was die *Finanzen* der Inseln betrifft, so haben sich diese seit 1806, wo Napoleon die alte Ordnung der Dinge in Spanien vernichtete, sehr verschlechtert. Von 1802 bis 1806 gaben die Inseln noch einen Ueberschuss der Einnahme, der nach Madrid in den königlichen Schatz floss. Im J. 1830 dagegen war die jährliche Einnahme auf 350- bis 400000 fl. herabgesunken, während die Verwaltungskosten mit Einschluss des Militärs fast das Doppelte erforderten. Da auf keine Unterstützung vom Mutterlande zu rechnen war, so sah sich die Intendantur schon 1828 veranlasst,

sämmtliche Civil- und Militär-Beamte auf halben Sold zu setzen.

Die Quellen der öffentlichen Einkünfte sind theils *direkte* theils *indirekte* Steuern und Abgaben. Von der Administration der Inseln werden nämlich erhoben: 1) der *Eingangszoll* für Waaren (*Derecho de Aduana*); 2) der Ertrag der *Tabaks-Regie* (*Estanco de Tabaco*); 3) die *Stempeltaxe*; 4) die *Lanzas* und *halben Annaten*, Erstere eine Abgabe, die der hohe Adel jährlich für seine Titel zu entrichten hat, und Letztere das Einkommen des ersten halben Jahres, nach Ertheilung des Titels. Von den beiden Dom-Capiteln zu Canaria und Laguna werden mit dem Zehnten erhoben und einem königlichen Einnehmer überwiesen: 5) das *Königliche Drittel* (die *Tercias reales*), eigentlich nur $\frac{2}{3}$, die den Königen von Castilien im J. 1274 durch den päpstlichen Stuhl vom Zehnten der Geistlichkeit bewilligt wurden; 6) das *Noveno real* oder das *Königliche Neuntel*, eine spätere Bewilligung dieser Art; 7) *El Excusado* oder der Ertrag des geistlichen Zehntens, den die Krone mit Genehmigung des Papstes durch einen eigenen Einnehmer in jedem Kirchspiel für sich allein erheben lässt. Alle diese Abgaben fliessen in die königl. Schatzkammer und werden zu den Verwaltungskosten der Provinz verwendet. Zu andern Zwecken werden erhoben: 8) die *Beisteuer des Handelsstandes* (*Subsidio comercial*), welche für

alle Inseln zu 200000 Realen festgesetzt ist, und vom Consulat in Laguna jährlich auf die Ortschaften vertheilt wird; 9) die *Beisteuer der Geistlichkeit* (*Subsidio ecclesiastico*), 3- bis 400000 Realen. Diese beiden Steuern gehen nach Madrid und werden zur Unterhaltung des Hofstaates verwendet. 10) Für die *Kreuzbulle* (*Bula de la Cruzada*) und deren Vertrieb bestehen zwei Administrationen, zu Laguna und Canaria. Der ursprüngliche Zweck dieser Bulle war, allen Spaniern, die entweder persönlich oder mit Geld an dem Kriege gegen die Ungläubigen Theil nahmen, Ablass zu gewähren. Gegenwärtig dient ein Theil des Ertrages (in Allem 16- bis 18000 fl.) zu wohlthätigen Zwecken, $\frac{1}{8}$ kommt zur Schuldentilgungskasse und der Rest nach Madrid. 11) Die für den *Schuldentilgungsfonds* (*Amortisacion*) bestimmten Abgaben, welche sehr zahlreich sind, z. B. Erbschaftssteuern, 25 Prozent vom Ertrag der Krongüter etc. etc.; zusammen aber doch nicht mehr als 35000 fl.; 12) der Ertrag der *königlichen Posten* (*Administracion de Correos*), 12000 fl. Brutto.

Ausserdem haben die Landleute von ihren Grundstücken noch den s. g. *Tributo* zu Gunsten von Kirchen, Kapellen, Klöstern, frommen Stiftungen, Brüderschaften etc. zu leisten. — Die städtischen Abgaben bestehen in einer *Verzehrungssteuer* von Fleisch, Wein, Branntwein und andern

Lebensmitteln, die jedoch zusammen keine 8000 fl. ausmacht.

Das *Kriegswesen* steht unter der obersten Leitung des General-Commandanten. Im J. 1830 befand sich nur der Stamm von zwei Bataillons leichter, gut gekleideter und eingeübter Truppen auf den Inseln, die mit Ablauf ihrer Dienstzeit nach Spanien zurückkehrten. Im Frieden wird der Dienst gewöhnlich durch die *Milizen* versehen, welche in frühern Jahrhunderten die Schutzwehr der Canarien ausmachten. Diese Milizen hatten 1627 durch König *Philipp VI.* gleiche Vorrechte mit dem Heere von Castilien erhalten. Sie bestehen aus Infanterie und Artillerie und sind nicht nur in Dienstsachen, sondern auch in allen bürgerlichen Angelegenheiten keiner andern als der Militär - Gerichtsbarkeit unterworfen. Vormals wurde die Aushebung durch die Alcalden verfügt; seit 1824 aber werden die Rekruten durch das Loos ausgehoben. Da alle übrigen frühern Privilegien der Inseln jetzt abgeschafft worden, so sind die Milizen nicht allein zur Vertheidigung der eignen Heimath, sondern nöthigenfalls auch zum Dienst auf der Halbinsel verpflichtet. In Friedenszeiten tritt nur eine solche Anzahl derselben in Thätigkeit, als für den Dienst in den vornehmsten Plätzen und Häfen erforderlich ist. Nur in diesem Falle geniessen die Offiziere den

Sold ihres Grades. Die Gemeinen hingegen, welche überhaupt 18 Jahre dienstpflichtig sind, bekommen keinen Sold, sondern ausser der Montirung nur ihre täglichen Rationen. Im J. 1830 war die Gesammtzahl aller Milizen 11609 Mann. Davon war aber kaum ein Zehntel gehörig in den Waffen geübt und uniformirt, und für die Meisten nicht einmal Gewehre vorhanden; *Santa Cruz*, auf Tenerife, ist die Hauptniederlage aller Kriegsbedürfnisse. Festungen und befestigte Plätze mit Kastellen sind auf allen Inseln zusammen 19; ausserdem 3 Orte mit Redouten und 4 mit Thürmen, zusammen mit 213 Kanonen. Ein grosser Theil der Werke ist jedoch verfallen.

Bald nachdem *Johann* von *Bethencourt* die Insel Lanzarote erobert hatte, errichtete Papst *Benedikt XIII.* durch eine Bulle vom 7. Juli 1404, unter dem Schutzpatron *San Marcial de Rubicon* eine *Kathedrale* und ein *Bisthum* auf jener Insel. Papst *Eugen IV.* ertheilte 1435 dem damaligen Bischof die Befugniss, seinen Sitz nebst der Kathedrale nach der Stadt *Canaria* zu verlegen. Die wirkliche Verlegung geschah aber erst 1485, obgleich das Bisthum den alten Namen *Rubicon* beibehielt. Da im Laufe der Zeiten, bei zunehmender Bevölkerung der Inseln, sich auch die Einkünfte des Bisthums ungeheuer vermehrt hatten:

so wurde dasselbe 1819 in zwei von einander unabhängige Bisthümer, *Canaria* und *Tenerife*, abgetheilt. Letzteres erhielt seinen Sitz zu *Laguna*, wo die Kirche *Nuestra Señora de los Remedios* zur Kathedrale erhoben wurde. Der erste Bischof zog am 12. Juni 1825 ein. Er hat an 50000 fl. Einkünfte, wovon aber ½ an Pensionen abgehen. Das Domkapitel besteht aus 1 Dekan, 3 Archidiakonen, 1 Cantor, 1 Schatzmeister, 10 Domherren, 8 Pfründnern und 8 Halbpfründnern. Der Sprengel dieses Bisthums begreift die Inseln *Tenerife, Palma, Gomera* und *Hierro*, und enthält 1 Kathedrale, 60 Pfarrkirchen und 195 Kapellen. — Der Bischof von *Canaria* hat jetzt seine Residenz in *Ciudad de las Palmas*. Seine Einkünfte, 40000 fl., sind ebenfalls bis zum Betrage eines Drittels mit Pensionen beschwert. Das Domkapitel besteht aus 1 Dekan, 1 Cantor, 1 Schatzmeister, 3 Archidiakonen, 14 Domherren, 10 Pfründnern und 8 Halbpfründnern. Der Sprengel umfasst die Inseln *Canaria, Lanzarote* und *Fuerteventura*, mit 1 Kathedrale, 36 Pfarrkirchen und 113 Kapellen. — Beide Bischöfe stehen unter dem *Erzbischof* von *Sevilla* und geniessen das Prädikat: *Ilustrisimo Señor*.

Die zum Behuf der Seelsorge und des Gottesdienstes angestellte niedere Geistlichkeit beträgt in der Diözes Tenerife 36 Rectoren (*Curas beneficiados*), 28 Pfarrer (*Curas*), und 450 andere

Priester, Sacristane etc. etc. Die Diöses Canaria zählt 14 Rectoren, 27 Pfarrer und 330 andere Priester, Sacristane etc.

Die Haupteinkünfte der Geistlichkeit sind der Zehnt, der entweder in den einzelnen Orten öffentlich versteigert oder in Natur erhoben wird. Die Verwaltung und Vertheilung liegt den Domkapiteln ob. Die Einkünfte der Rectoren und Pfarrer fliessen theils aus der Masse des Zehnten, theils aus den Stolgebühren für Taufen, Begräbnisse etc. Ihr Amt ist mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden, denn in abgelegenen Orten haben sie nicht allein für das Heil der Seelen sondern auch, da es auf dem Lande keine Aerzte und Wundärzte giebt, für die körperliche Gesundheit ihrer Heerde Sorge zu tragen.

Was die *Ordensgeistlichkeit* betrifft, so hatten die *Franziskaner*, die schon am Ende des XIV. Jahrhunderts auf die Inseln kamen, ehemals 19 Klöster, von welchen aber schon 1830 die meisten geschlossen waren. Die *Dominikaner* besassen 13 Klöster mit 50 Ordensleuten, die *Augustiner* 8. Von diesen 40 Klöstern sind 7 auf Canaria, 2 auf Lanzarote, 1 auf Fuerteventura, 24 auf Tenerife, 3 auf Palma, 2 auf Gomera und 1 auf Hierro; doch war 1830 fast die Hälfte geschlossen und die übrigen nur schwach besetzt. Im J. 1802 enthielten sie noch 339 Mönche und 116 Laien-

brüder, zusammen 455 Personen. — Die *Nonnen* von der Regel des heil. *Bernhard*, *St. Dominicus*, *St. Augustin* und der *Sta. Clara*, besitzen auf den Inseln Tenerife, Canaria und Palma 15 Klöster, 1802 mit 321 Personen.

IV.

DIE NEUE NIEDERLASSUNG ADELAIDE IN SÜD-AUSTRALIEN.

Nach James *).

Die neue Provinz *Süd-Australien*, welche am 15. Aug. 1834 durch Beschluss des Reichs-Parliaments zu einer freien brittischen Ansiedlung erhoben worden ist, liegt an der Südküste des grossen Insel-Continents *Neuholland*, wo sie sich von 26° bis 38° südlicher Breite und von 132° bis 141° östlicher Länge (von Greenwich) er-

*) *Six Months in South Australia; with some Account of Port Philip and Portland Bay in Australia Felix;* with Advice to Emigrants; etc. etc. By T. *Horton James*, Esq. London, 1838. (Mit zwei kleinen Karten.)

streckt. Ihre Oberfläche mag nahe an 200 Millionen Acres (14000 geogr. Gev. Meilen) betragen. James giebt die Entfernung von der englischen Küste in runder Zahl zu 12000 engl. Meilen an.

Dieser Weg, sagt er, kann auf einem gut segelnden Schiffe in zwölf bis höchstens vierzehn Wochen zurückgelegt werden. Vor fünfzig Jahren wurde eine Seereise von 12000 Meilen nicht ohne Grund für ein sehr wichtiges Unternehmen angesehen; heut zu Tage macht man wenig Aufhebens davon. Die Schiffe sind jetzt, mit frühern Zeiten verglichen, so gut gebaut und bemannt, der gemeinste Schiffer ist mit der Seefahrtskunde so wohl vertraut und die Lage der Küsten, Inseln, Buchten und regelmässigen Winde ist auf den neuen Karten so richtig verzeichnet, dass die furchtsamsten Leute sich zu einer Seereise entschliessen. Ausserdem sind die Einrichtungen der Kajüten und Verdecke, so wie die Lebensweise an Bord der grössern zu weiten Fahrten bestimmten Schiffe so vortrefflich, dass die meisten Personen, wenn sie nur erst Eine Reise gemacht haben, bald wieder eine neue zu unternehmen wünschen. Eine Fahrt von London nach Margate machte vor fünfzig Jahren mehr Lärm und brauchte mehr Zurüstungen, als gegenwärtig eine nach Ostindien oder Neuholland.

Die besten Schiffe gehen stets von *London* nach den östlichen Colonien. Man muss aber beim Abschliessen des Vertrags sehr vorsichtig seyn und nur die Hälfte von dem glauben, was der Schiffseigenthümer von der Trefflichkeit seines Fahrzeugs u. dgl. erzählt. Auch muss der Vertrag zu Papier gebracht werden.

Das Leben an Bord hat sehr viel Angenehmes. Wir setzen nämlich voraus, dass der Reisende ein nicht ganz unbemittelter Mann ist, sondern für die Ueberfahrt nach einem Hafen von Australien oder Van Diemens Land seine 70 Pf. Sterling in der Kajüte bezahlen kann. Wohlfeiler ist es nicht gut möglich, und wenn sich ja ein Schiffer dazu versteht, so muss sich der Reisende gewiss manche Entziehung gewohnter Bequemlichkeiten gefallen lassen.

Um sieben Uhr Morgens steht Jedermann auf und begiebt sich um acht Uhr auf das Verdeck, wo bereits das Zelt aufgespannt ist. Man grüsst den Capitän oder den wachthabenden Offizier mit Berührung des Hutes und geht vor dem Frühstück ein paar Mal auf und ab. Letzteres wird Punkt halb neun aufgetragen und besteht in Reiss, Pökelfleisch, kalten Hühnchen, Bratwürsten, Schinken oder Zunge, Leber und Speck, Schwein- oder Hammelschnittchen, nebst heissen Erdäpfeln, Thee, Kaffeh, gerösteten Brodschnitten und Butter.

Der Appetit ist in der Regel sehr stark und man isst doppelt so viel als auf dem Lande.

Der Vormittag wird bis halb zwölf mit Lesen, Schreiben, Umhergehen und Gesprächen zugebracht. Dann kommen der Capitän und seine Gehilfen mit ihren nautischen Instrumenten, um den Eintritt der Sonne in den Meridian zu beobachten und den wahren Mittag zu bestimmen. Zugleich ergiebt sich daraus die jedesmalige geographische Breite des Schiffes oder seine Entfernung vom Aequator.

Hierauf begeben sich die Reisenden in die Kajüte, um das zweite Frühstück (*Lunch*) einzunehmen. Dieses besteht in einem Glas Porter oder Ale, Brod, Käse, und Schinken, während sich die Damen in ihrer Kajüte mit einem Glas Wein begnügen.

Um drei Uhr wird die Hauptmahlzeit gehalten, welche für die blossen Passagiere das Wichtigste der ganzen Tagesordnung ist. Die Seeluft ist so frisch und gesund, dass man trotz des vielen Essens doch immer hungerig ist. Auch setzen die meisten gut versorgten Schiffe jeden ihrer Kajüten-Passagiere 10 bis 15 Pfund schwerer ans Land, als sie ihn an Bord genommen haben. Die Damen pflegen stets dem Mittagsmahle beizuwohnen und tragen durch ihren gewählten Anzug so wie durch ihre Unterhaltung sehr zur Annehmlichkeit der Tafel bei. Koch und Ver-

walter (*Steward*) haben ihr Möglichstes gethan, um bei den Gästen Ehre einzulegen. Die Tafel ist mit einem reinen Damasttuch bedeckt und mit einer Menge Glas- und Silbergeschirr besetzt. Das erste Gericht ist Suppe, gewöhnlich besser, als man sie zu Lande erhält, entweder mit Schildkröten, oder Ochsenschweif, Erbsen etc. etc. Hierauf folgen gekochtes oder gebratenes Rindfleisch, Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Schöpsen- oder Schweinfleisch, Reiss, gehacktes Fleisch und Schinken. Den Beschluss machen Pasteten und Pudding nebst einem Nachtisch von Mandeln, Trauben, Feigen, Nüssen und Aepfeln, Alles mit soviel Porter, Ale, Porto und Xeres hinuntergespühlt, als Jeder nur trinken will, wozu an Sonntagen auch wohl ein oder zwei Gläser Champagner kommen.

Auf diese Weise vergeht der Nachmittag sehr angenehm, und wenn die letzte Cigarre geraucht und man vom Hin- und Hergehen auf dem Verdeck ermüdet ist, so wird um sieben Uhr für diejenigen Reisenden, welche es wünschen, Kaffeh und Thee aufgetragen, und nun beginnt die angenehmste Zeit des ganzen vier und zwanzigstündigen Tages, nämlich der Abend, welcher nach Umständen mit Karten- oder Schachspiel, Lecture, Musik, Tanz, Spazierengehen auf dem Verdeck in Gesellschaft der Damen, Betrachtung des Sonnenunterganges und später des gestirnten

Himmels zugebracht wird. Schon unter 11° nördlicher Breite wird das schöne Sternbild des südlichen Kreuzes, nebst andern Constellationen der südlichen Halbkugel sichtbar. Wer nicht früher damit bekannt war, lässt sich diese Gegenstände vom Capitän oder einem Offizier zeigen.

Wenn Jemand um neun Uhr noch ein kleines Nachtmahl zu sich nehmen will, so darf er es nur dem Steward sagen, welcher sogleich mit etwas kaltem Fleisch und einem Glas Grog bei der Hand seyn wird. Um zehn oder längstens halb eilf Uhr legt man sich nieder und alle Lampen und Lichter werden ausgelöscht.

So vergeht im Ganzen genommen ein Tag wie der andere, und wir nähern uns endlich der Küste von *Süd-Australien*. Dieses schöne Land ist ganz und gar eine englische Entdeckung, denn es wurde zuerst von dem geschickten Seefahrer Capitän *Matthew Flinders* am 29. Jäner 1802, wo er das königliche Schiff Investigator befehligte, aufgefunden. Wie früher sein berühmter Landsmann, Cap. *Cook*, hatte er an der unerforschten Küste von Neuholland viele Monate lang mit unzähligen Schwierigkeiten, Gefahren und Entbehrungen zu kämpfen. Wir finden die Erinnerung daran noch in den bedeutungsvollen Namen, welche beide Seemänner so vielen von ihnen entdeckten Punkten beigelegt haben, z. B. *Cap Katastrophe*,

Vorgebirge der Trübsal (*Tribulation*), *Vorgebirge der Befreiung* (*Deliverance*) u. a. m.

Süd-Australien kann sich eines der schönsten Häfen rühmen, die es in der Welt giebt. *Port Lincoln* im Spencers Busen kann sich kühn den Häfen von Constantinopel, Mahon, Halifax, Trincomalee, Rio Janeiro und Port Jackson an die Seite stellen, und übertrifft die brittischen Häfen Portsmouth, Plymouth, Cromarty, Cork und Milford. Die ersten Schiffe, welche die Ansiedelungs-Commissäre mit Auswanderern von Gross-Britannien abgehen liessen, waren angewiesen, gerade nach *Port Lincoln* zu segeln, wo die Hauptstadt der Colonie angelegt werden sollte. Es ist höchlich zu bedauern, dass die Rathschläge der Commissäre in dieser Hinsicht nicht befolgt worden sind; denn da es auf der ganzen Küste keinen andern Hafen giebt, der das ganze Jahr über so sicher und zugänglich wäre, so muss *Port Lincoln* nothwendig früher oder später der Hauptstapelplatz der neuen Ansiedelung werden. Eine nothwendige Folge davon wird die Verlegung des Regierungssitzes hieher seyn, und was soll dann aus der Stadt *Adelaide* werden? Sie wird zu einem Binnenorte zweiten oder dritten Ranges herabsinken und eine Menge Kapital wird verschwendet worden seyn.

Obgleich die Seeküste an 1500 engl. Meilen lang ist, so sind doch, ausser Port Lincoln, nur

noch zwei Häfen an derselben bekannt, nämlich *Nepean Bay*, auf der Känguru-Insel, und *Victor Harbour*, in der Encounter Bay. Der erstere ist zwar ein sicherer, bequemer und geräumiger Ankerplatz, kann aber für die Colonie nur als Zufluchtsort der Schiffe im Winter wichtig seyn, wenn die West- und Südwest-Winde vorherrschen. Die ganze Oberfläche der Känguru-Insel ist nichts weiter als ein mit Strauchwerk bedeckter Felsen ohne frisches Wasser, und des Anbaues ganz unfähig. Der zweite Hafen, *Victor Harbour*, steht zwar an Sicherheit dem vorigen nach, wird aber doch in Kurzem ein wichtiger Platz werden und einst vielleicht den ganzen Küstenhandel an sich ziehen, da er in der Nachbarschaft eines reichen und schätzbaren Landes liegt. Er ist nur zehn Meilen vom See *Alexandrina* entfernt, wo 1000 Acres zu jeder Kultur verwendbaren Landes mehr werth sind, als die ganze Känguru-Insel. Mit der Zeit wird die Regierung in den Stand gesetzt werden, den durch die *Granit-Insel* gebildeten natürlichen Wellenbrecher (*Breakwater*) durch die Kunst zu vervollkommnen, und dann muss der Platz, besonders für die Küstenfahrer, an Sicherheit gewinnen, während sich der auswärtige Handel nach Port Lincoln ziehen wird.

Noch ist der Hafen *Port Adelaide* zu erwähnen, welcher für kleine Fahrzeuge geeignet ist und diesen in seinem Innern hinlängliche Sicher-

heit gewährt. In jeder andern Hinsicht aber ist er für Handelszwecke ganz unbrauchbar und es wird auch mit allem Kostenaufwande nichts Ordentliches daraus gemacht werden können. Höchstens werden die künftigen Seifensieder der Colonie etwas Mangrove-Asche hier einschiffen können.

Ganz Neuholland leidet, so weit wir es kennen, allgemein an Wassermangel. Kaum einige Flüsse sind vorhanden und zwar aus dem Grunde, weil es fast keine Gebirge giebt. Diess ist nun freilich ein grosser Uebelstand für das Innere dieser ungeheuern Landstrecke; denn mit Ausnahme der Küstengebirge ist es noch Niemanden gelungen, in diesem Erdtheile etwas zu entdecken, das den Namen eines Hochlandes verdiente. Auch *Süd-Australien* hat in dieser Hinsicht keinen Vorzug vor den benachbarten Niederlassungen, und dürfte vielmehr, was Gebirgslandschaften betrifft, von Mitchell's neuentdecktem Lande *Australia Felix* und *Port Philip* noch übertroffen werden. Das *Lofty-Gebirge* (*Mount Lofty*) fällt allerdings angenehm ins Auge, obschon es in der Richtung von Süden nach Norden nicht über 40 bis 50 (engl.) Meilen lang ist und mit Ausnahme von zwei oder drei Gipfeln die Höhe von 1000 bis 1500 Fuss nicht übersteigt. In der Breite mag es 20 bis 30 Meilen betragen; es enthält gegen ½ Mill. Acres gut bewässertes Weideland, und treffliches Bau- und Werkholz. Vom Gipfel des

Lofty-Berges, den man auf 3000 Fuss hoch schätzt, erblickte der Verfasser nach Nordosten hin ein gut aussehendes Gebirge, welches ohne Zweifel mit dem vom See Victoria, 7 Meilen rechts vom Murray-Flusse, an den Gränzen der Colonie, wahrnehmbaren, einerlei ist. Er gab ihm den Namen *Barhams-Gebirge* (*Mount-Barham*). Es scheint sich aus einem waldreichen fruchtbaren Lande, nicht weit von der nordwestlichen Krümmung des Murray, emporzuheben. Die übrigen bis jetzt bekannt gewordenen Berge sind der *Mount Arden* und *Mount Brown*, am Spencers Busen, nebst dem *Mount Hammock* und dem *Barn Hill* am St. Vincents-Busen.

Wo so wenig Gebirge sind, kann es auch nur wenig *Flüsse* geben; der *Murray* ist das einzige bis jetzt entdeckte Gewässer, welches diesen Namen verdient. Er hat in den letzten 200 Meilen seines Laufes eine Breite wie die Themse bei der London-Brücke und enthält ein gutes trinkbares Wasser. Nächst dem Murray verdient der *Glenelg* angeführt zu werden, den Major *Mitchell* an der östlichen Gränze der Niederlassung, bei Cap Nelson, entdeckt hat. Es ist ein sehr nützlicher Fluss, obgleich er zu Zeiten gegen seine Mündung hin austrocknet, denn er fliesst grösstentheils durch die benachbarte Colonie *Australia Felix*. Der auf den Karten prunkende in den Murray fallende *Rufus*, welchen Cap *Sturt* ent-

DER FLUSS MURRAY.

deckte und nach den rothen Haaren *) seines Freundes und Begleiters *Georg Mac Leay* benannte, ist neuern Beobachtungen zufolge nur der 4 Meilen lange Abfluss des schönen *Victoria-Sees*, welchen vor Kurzem die HH. *Hawdon* und *Bonney* entdeckt haben. — Ausserdem sind noch die auf den Karten verzeichneten kleinen Bäche *Torrens* und *Hindmarsh* zu erwähnen. Der Erstere dient bloss dazu, die Ansiedler von *Adelaide* mit frischem Wasser für sich und ihr Vieh zu versorgen, und der Letztere ergiesst sich nach kurzem Laufe in die Encounter Bay. Dieser Mangel an fliessenden Gewässern ist allerdings der schlechteste Zug in dem Gemälde von Süd-Australien und wird für alle Zukunft einer zahlreichen Bevölkerung des innern Landes im Wege stehen. In dieser Hinsicht befindet sich die Colonie im Nachtheil gegen *Neu-Südwales*, *Port Philip* und *Australia Felix*. Selbst der Murray dürfte unge-

*) Solchen erbärmlichen Zufälligkeiten verdanken also neue geographische Entdeckungen ihre Namen! Capitän *Fitzroy* erzählte in einer Versammlung der Londoner Geographischen Gesellschaft, als er auf seiner letzten Reise in der Magellans-Strasse von der Höhe eines Berges über *hundert* kleine Buchten, Vorgebirge und Landspitzen gesehen, sei er in solche Verlegenheit, sie zu benennen, gerathen, dass er zuletzt ein Verzeichniss von *Jagdhunden* eines seiner Freunde in Schottland, welches er zufällig bei sich trug, zu Hilfe genommen und ihre Namen jenen Buchten und Vorgebirgen beigelegt habe.

achtet seiner Länge und Breite nicht alle Hoffnungen erfüllen, welche sich die Freunde Australiens nach dem begeisterten Unternehmen des Capitäns *Sturt* davon gemacht haben.

Das *Klima* von Süd-Australien ist acht Monate im Jahre, vom April bis November, so schön und gesund, als man es sich nur wünschen oder denken kann. Im April und May kann man Abends und Morgens ein geheiztes Zimmer vertragen; im Juni, Juli und August den ganzen Tag. Gegen Ende März, April. im September und Oktober ist die Temperatur angenehm, weder heiss noch kalt; aber Ende November, so wie den ganzen Dezember, Jäner und Februar und einen Theil des März ist die Hitze drückend und fast unerträglich. Ich habe das (Fahrenheitsche) Thermometer, nicht Ein Mal, sondern wohl an zwölf verschiedenen Tagen, in einem dunkeln und geschlossenen Zimmer auf 96° (= 28⅔° R.) steigen sehen. In der Sonne erhebt es sich bis 140° (= 48° R.)! Ein solcher Grad von Hitze ist mir selbst in Tropenländern nicht vorgekommen. Alles trocknet zusammen, nicht bloss die Bäche, die im Winter von den Gebirgen herabfliessen, sondern auch jedes Gewächs in Gärten und im Freien. Der Staub in *Adelaide* wird so fein, dass er jedes Kleidungsstück durchdringt, und über die Strassen muss man so vorsichtig gehen, als ob man im tiefsten Kothe watete. Natürlich ver-

schwindet auch der kleine Bach Torrens, und an den wenigen Stellen, wo er sich noch erhält, hat er nicht so viel Wasser, als die Strassenfeger in London jeden Tag aus ihrem Fass laufen lassen. Nur hie und da giebt es einige gute Teiche, welche auch bei der grössten Hitze nicht austrocknen, und um dieser Wassersammlungen willen ist die Stadt in einer so unglückseligen Gegend angelegt worden. Der aus der Bass-Strasse kommende Ostwind, im Sommer so kühl und anhaltend, und für Port Lincoln und Encounter Bay ein starker Seewind, ist in *Adelaide* etwas ganz Unbekanntes, da die Stadt dicht am westlichen Fusse des Mount Lofty liegt; und eben der Abwesenheit dieses Windes ist die ungeheure Sommerhitze zuzuschreiben, welche sonst bei einer Breite von 35° nicht denkbar wäre.

Der Boden von Süd-Australien ist, so weit man das Land bis jetzt erforscht hat, weit besser als der von Neu-Südwales und von Van Diemens Land, wo im Durchschnitt der gute Boden nur $\frac{1}{15}$ der ganzen Oberfläche beträgt. Der Boden von Süd-Australien besteht in den *Cowandilla*-Ebenen im Allgemeinen aus einer Schicht fetter Erde mit Lehm von neun Zoll Mächtigkeit, auf einer Unterlage von grobem kalkigen Gestein. Ueberall zeigen sich deutliche Spuren, dass das Land in einer verhältnissmässig neuern Zeit noch vom Meere bedeckt gewesen ist. Ueber den Ber-

gen und Anhöhen ist der Boden noch trefflicher; namentlich sah der Verfasser zwischen den Gebirgen und der Mündung des Murray eine Strecke Land von vielleicht 100000 Acres, die an mehren Stellen sogleich hätte unter den Pflug genommen werden können. Am Ende des St. Vincents-Busens wird das Land tief und sumpfig und ist zur Fluthzeit auf eine weite Strecke mit Wasser bedeckt. Gegen die Berge hin, um das Cockatu-Thal und den Fluss Para, ist der Boden wieder hoch und trocken, von dunkler Chokoladenfarbe, und zu jeder Cultur fähig. Es leidet also keinen Zweifel, dass Süd-Australien mit der Zeit ein sehr produktives Land werden wird. Nur müssen die Ansiedler mit dem Wasser gut wirthschaften und auf Cisternen zur Aufsammlung des Regenwassers denken. Was man nur immer auf den Märkten von Lissabon oder Cadix, Sicilien oder Algier, an Feld- und Gartenfrüchten erblickt, wird sich auch in Süd-Australien erzeugen lassen. Das Land ist besonders für Trauben und Melonen, Orangen und Citronen, Feigen, Oliven, Granatäpfel etc. geeignet, und schon jetzt werden so schöne Melonen wie in der Levante gewonnen. Der Verfasser sah auf der Tafel des Gouverneurs eine von 18 und eine andere von 22 Pfund.

Was aber dem Boden und Klima von Süd-Australien in den Augen der Ansiedler einen besonders hohen Werth verleiht, das ist seine vor-

zügliche Tauglichkeit zur *Schafzucht* und *Wollerzeugung*. Nach den im Regierungsgebäude sorgfältig angestellten und aufgezeichneten Beobachtungen gab es im ganzen Jahr 1837 nur 115 Regentage, die übrigen 250 war heiteres Wetter. Diese kann im Durchschnitt für die gewöhnliche Witterung angesehen werden. Sie ist aber vorzüglich der Schafzucht günstig, welche bis jetzt den Wohlstand der Ansiedler von Neu-Südwales bewirkt hat, mit welcher Colonie aber die neuen Ansiedler von Süd-Australien in dieser Hinsicht bald wetteifern werden. Diese Trockenheit des Klimas wirkt auch sehr günstig auf den allgemeinen Gesundheitszustand der menschlichen Bewohner ein. Ausser der Augenentzündung (*Ophthalmie*) ist bis jetzt keine andere endemische Krankheit vorgekommen. Da die neuen Ansiedler den grössten Theil des Tages in der freien Luft zubringen müssen, so behalten sie für eine lange Zeit ihre gesunde Gesichtsfarbe und wissen nichts von der Ruhr und Grippe, die unter die Plagen von Neu-Südwales gehören.

Ueber die ersten Eindrücke bei der Landung in Süd-Australien äussert sich der Verfasser in folgender Weise:

Nichts auf der ganzen Reise kann die freudige Aufregung übertreffen, welche der erste Ruf

»Land!« auf dem Schiffe hervorbringt. Der glückliche Matrose, der es zuerst erblickt, kann, wenn er vom Mastkorbe herabkommt, auf ein Glas Grog rechnen. Wenn auch der ersehnte Punkt vom Verdeck aus noch nicht unterschieden werden kann, so entsteht doch ein allgemeiner Lärm und die Fernröhre werden zur Hand genommen, um hinauszuschauen. Selbst in Schiffen, die am besten eingerichtet sind, überwiegt das Verlangen ans Land zu kommen, endlich jedes andere Gefühl; wie viel mehr auf Schiffen zweiten Ranges, und wo eine grosse Masse von Menschen zusammengedrängt ist. Viele Reisende, die die Fahrt zum ersten Male machen, würden sich mit Vergnügen auf einem öden Felsen ausschiffen lassen. Die neuen Ansiedler erblicken endlich vom Verdeck aus die *Känguru-Insel* und manche Lippe ruft entzückt: »O wie herrlich! wie schön!« Die Insel ist aber nichts weniger als schön; nur weil man so viele Wochen kein Land gesehen, gewährt sie einen fröhlichen Anblick. Als im Oktober 1836 das Schiff *** unter dem Cap. ***, mit dem verstorbenen *** an Bord, an das Westcap der Känguru-Insel kam, verlangten mehre Reisende ans Land gesetzt zu werden, indem sie sagten, sie wollten durch das Gebüsch gehen und würden die *Nepean-Bay* eben so zeitig oder noch früher erreichen als das Schiff. Wie der Capitän es gestatten konnte, ist unbegreiflich; Beide muss

ten doch damals wissen, dass es eine wüste, menschenleere Insel war, und dass das Wagstück nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr unternommen werden konnte. Das Boot wurde gleichwohl hinabgelassen, mit sechs Flaschen Wasser und einigen andern Lebensmitteln befrachtet, und fünf Reisende nebst dem Wundarzt landeten auf der Insel. Drei von ihnen wurden, nachdem sie fast eine *Woche* in den Wäldern, ohne Nahrung und einen Tropfen Wasser zu finden, herumgeirrt waren, endlich aufgefunden und ganz erschöpft wieder an Bord gebracht, während man von den übrigen zweien nichts wieder gehört hat.... Es ist zu hoffen, dass diese schreckliche Lection für künftige Reisende nicht verloren seyn werde. Nachdem man längs der nördlichen Küste dieser unwirthbaren Insel hingesegelt ist, wird das hohe Land von *Cap Jervis* und der *Rapid-Bay* sichtbar, während das Schiff sanft über die seichten Gewässer des St. Vincents-Busens hingleitet. Zur Linken sieht man, wenn das Schiff nach Norden sich wendet, die ferne niedrige Küste der *Yorke-Halbinsel* und ein gefährliches Riff, zur Rechten hat man die grünen Berge der *Mount Lofty*-Kette. Diese Landschaft gewährt zu jeder Jahreszeit einen angenehmen Anblick, besonders in den Frühlingsmonaten September, Oktober und November. Nachdem man den Golf hinaufgesegelt ist, sieht man von der *Holdfast-Bay* einen Lootsen in der

Person des Capitän *Lipson* dem Schiffe entgegen kommen und auf das Verdeck steigen. Sobald die gewöhnlichen Begrüssungen zwischen ihm und den Reisenden Statt gefunden, übernimmt der alte Herr die Leitung des Schiffes. Nach einer halben Stunde erblickt man zwei weisse Boyen oder Baken (Ankerwächter) über dem Wasser und zwischen denselben ist der schmale Eingang in den Hafen. Ein Matrose wird befehligt, mit dem Handloth die Tiefe zu erforschen. Unterdessen schauen die Reisenden über die Seiten des Schiffes auf den deutlich sichtbaren Seegrund hinab, und plötzlich bleibt das Schiff auf Schlamm und Sand sitzen. Diess ist die Barre von *Port Adelaide*. Die Herren flüstern einander zu, das Schiff sei auf dem Grunde, dennoch bleibt Alles ruhig an Bord; Viele glauben es gar nicht, weil sie keinen Stoss gefühlt haben. Unser Capitän runzelt die Stirn, aber der Lootse geht ruhig auf und ab, als ob er zu Hause in seiner Stube wäre. Kein Segel wird eingerefft, denn der Lootse weiss, dass in ein oder zwei Stunden das Schiff wieder flott werden wird, und auf dem weichen Grunde ist kein Schaden zu befürchten. Der sorgsame Capitän aber, der das Schiff den langen weiten Weg von England sicher bis hieher gebracht hat, ärgert sich nicht wenig, dass der Lootse die Sache so gleichgiltig behandelt, und wundert sich, wie man ein Fahrzeug, das vierzehn Fuss tief

geht, über eine Stelle von nur dreizehn Fuss führen könne. Der Lootse fertigt ihn kurz ab, mit der Bemerkung, dass die Fluth in diesem Golf sehr ungleich sei, besonders bei Nordwinden, und somit hat die Unterredung ein Ende. Während nun das Schiff still liegt, sind die Reisenden beschäftigt, ihr Gepäck in Ordnung zu bringen, bis endlich gegen sechs Uhr, um Sonnenuntergang, die Fluth eintritt und das Schiff mit Hilfe eines guten Südwindes wieder flott wird. Gleich darauf kommt eine zweite Barre, über die man aber glücklich wieder in tiefes Wasser gelangt. Da es dunkel wird und nach einer Wendung des Fahrwassers der Wind nicht mehr günstig ist, so macht der alte Herr Anstalt, die Nacht hier zuzubringen. »Lasst die Anker fallen!« ruft er aus, und hinab rasseln die Ketten in die Tiefe. Man ist nun an der Küste von Süd-Australien, aber noch 8 oder 9 Meilen vom Landungsplatze, und erst am andern Morgen kann man aussteigen. Mit Tagesanbruch verlassen die Reisenden, durch den Lärm der Matrosen geweckt, ihre Kajüten und Räume, und einer nach dem andern erscheint auf dem Verdeck, um das Land in Augenschein zu nehmen. Aber die Scene hat sich gegen gestern verändert. Man segelt einen schmalen schmutzigen Kanal hinauf, der zu beiden Seiten mit hässlichen Mangrove-Bäumen eingefasst ist, und auf dem niedrigen sumpfigen Strande erblickt man nichts

als zwerghaftes Gesträuch. Zuweilen sieht man sich links nach den Bergen um, die man in weiter Ferne wahrnimmt. Es ist die *Mount Lofty*-Kette, die wir gestern zur Rechten hatten. Vergebens sucht das Auge einen Landungsplatz, obwohl das Schiff die Anker fallen lässt und die Reise beendigt ist. Das Boot wird hinabgelassen, um die Reisenden auszusetzen. Weiter hinauf liegen zwei oder drei kleine Fahrzeuge vor Anker, die, wie der Lootse sagt, kürzlich von *Van Diemens-Land* mit Schafen, Erdäpfeln, Mehl etc. etc. angekommen sind. Es ist nun zehn Uhr, und wenn man sich nicht beeilt, so erfährt man, dass späterhin die Zeit zum Landen ungünstig ist, da um die Mittagszeit immer niedriges Wasser eintritt, eine Naturerscheinung, die noch nicht befriedigend erklärt ist. Man fragt, ob diess *Port Adelaide* sei, und die Antwort ist Ja. Der Landungsplatz liegt nur noch eine Meile weiter aufwärts, aber in einigen Minuten sitzt das Boot wieder in Schlamm fest. Die Matrosen steigen ins Wasser und schieben es eine Strecke fort, aber endlich geht es nicht weiter und die Reisenden müssen sich ebenfalls zum Aussteigen entschliessen. »Aber das Wasser wird mir bis ans Knie gehen!« schreit eine Dame mit neuen Schuhen und seidenen Strümpfen. »Thut nichts,« ist die Antwort; »Sie müssen aussteigen oder warten bis auf den Abend, wo es finster ist.« Jetzt springt nun Alles aus

dem Boote, Herren und Frauen, mit Schachteln und Gepäck aller Art unter den Armen, während die Matrosen die schwerern Sachen tragen. Junge Mädchen und Kinder lassen sich, Schuhe und Strümpfe in der Hand, von den Matrosen auf den Rücken nehmen, während der schlammige Boden zu Zeiten unter den Füssen der Erwachsenen nachgiebt, so dass man in Gefahr kommt, ins Wasser zu fallen oder im Schlamme zu ersticken. Das Beste bei der ganzen Geschichte ist, dass Niemand am Ufer steht, der die Reisenden auslacht. Der Strand ist eine unbewohnbare Sumpfstrecke, und die wenigen Leute in den Hütten von Port Adelaide sind zu sehr mit dem Ausschiffen von Brettern, dem Fortrollen von Fässern etc. beschäftigt, als dass sie sich um eine Gesellschaft Fremder bekümmern sollten, die bis an die Knie in Schlamm waten. Endlich ist man am Ziele, ohne dass Jemand das Leben verloren oder ein Glied gebrochen hätte. Auf dem Trocknen angekommen, wäscht man sich den Schlamm ab, zieht Schuhe und Strümpfe an und begiebt sich mit dem Gepäck unter dem Arm nach der einzigen, den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzten Stelle, der *Sandhügel* (*Sand Hill*) genannt, wo man eine oder zwei Grog-Schenken, aus Baumzweigen errichtet, einige ganz nakte Eingeborne und eine den Commissären gehörige weiss angestrichene Eisenniederlage erblickt. Diess ist *Port*

Adelaide! Port Misery wäre ein besserer Name... Waarenballen liegen nach allen Richtungen umher, als ob sie gar nichts gekostet hätten. Ganze Haufen der schönsten aus London gekommenen Ziegel zerbröckeln sich wie Pfefferkuchen und werden bei jeder Fluth von Wasser bedeckt. Hier Heubündel und norwegische Bretter, ringsum zerstreut, als ob sie Niemanden gehörten, — dort eiserne Pflüge und rostige Eggen — Thürfutter und Fensterrahmen — zerbrochene Futterschwingen — Cedernstämme aus Sydney und Latten und Schindeln von Van Diemens Land — während man weiterhin Schweine sieht, die das Mehl aus den zerrissenen Säcken fressen, Fässchen mit Rosinen, oder vielmehr ohne Rosinen, denn das Meiste davon ist schon weg — Zwiebeln und Erdäpfel, die vermuthlich zu schlecht waren, als dass sie Jemand aufgelesen hätte. Der Anblick ist herzzerreissend. Die Passagiere wünschen sich Glück, dass sie keine Waaren zum Verkauf mitgebracht haben und sind froh, ihre Habseligkeiten vor den zwei- und vierbeinigen Dieben bewahren zu können. Je geschwinder von hier weg, desto besser. Sie erkundigen sich daher, ob kein Wagen nach der Stadt zu haben sei, und erhalten ein gleichgiltiges Kopfschütteln zur Antwort. Es bleibt nichts übrig als sich zu Fuss auf den Weg zu machen. Sie verlangen einen Trunk Wasser, ehe sie aufbrechen; so etwas ist für den Augen-

blick nicht zu haben; aber es wird nicht lange dauern, heisst es, so kommen die Ochsenkarren und bringen den täglichen Wasservorrath. »Wie? kein Wasser?« ruft einer von den Reisenden aus. »Nein, mein Herr; aber die Commissäre haben angefangen, einen Brunnen zu graben, bis jetzt indessen nur salziges Wasser gefunden; wie man hört, werden sie es nächstens auf einer andern Stelle versuchen.«

Nun geht es fort nach der *Stadt Adelaide*. Zehn Minuten führt der Weg durch lockern Sand und ist sehr ermüdend; dann aber kommt man auf die feste gangbare Strasse. Obschon das Wetter warm ist, so geht es sich doch angenehm und bald entdeckt man hinter einer Staubwolke einen oder zwei Rollwagen mit Fässern, jeder von einer langen Reihe Ochsen gezogen. Sie enthalten den täglichen Wasserbedarf für den Hafen und die Führer geben den Reisenden recht gern zu trinken. Auf diese Weise neu gestärkt, kommt man, ermüdet und bestaubt, über die kahle Ebene, und erreicht nach einer Strecke von sieben Meilen eine zweite Eisenniederlage, die ebenfalls den Commissären gehört. Hier sieht man einige Hütten und auch Spaziergänger. Die Reisenden überschreiten den *Torrens* und fragen nach dem Gasthofe. Man weist sie nach dem *Hotel des Südlichen Kreuzes*, dessen Wirth ein teutscher

Jude Namens *Levy* ist. Es gilt für das beste Gasthaus der Niederlassung.

»Wenn die Noth am grössten ist, ist die Hilfe am nächsten,« ist ein gemeines und wahres Sprichwort. So ist es auch mit unsern Reisenden. Sie laben sich an der schmutzigen Freitafel im Hotel des Südlichen Kreuzes, ungeachtet diese bloss aus Schöpsenbraten und Erdäpfeln — ohne Pastete, Pudding oder Käse — besteht. Zugleich haben sie sich gut waschen und frisches Leinenzeug anlegen können, und eine Flasche Barclay und Perkins hat sie wieder guter Laune gemacht. Sie fanden überdiess die Gesellschaft am Tische besser als die Speisen; Alle hatten die nämlichen Landungs-Abenteuer am Hafen überstanden und Einige sogar im Fallen sich schwer beschädigt. Da es ein Trost ist, Gefährten der Leiden zu haben und auf jeden Fall besser zu lachen als zu weinen, so kommen die neuen Einwanderer bald auf den Gedanken, dass der Ort doch nicht so schlecht ist, als man Anfangs glaubte. Es sind ohnehin viel weitgereiste Männer darunter, die sich aus Unbequemlichkeiten und Beschwerden wenig machen. Sie fangen nun an, die Lichtseite der Colonie ins Auge zu fassen und nehmen sich vor, in ihren Briefen nach London den Platz bestens zu empfehlen, aber kein Wort von dem Kothe zu sagen, durch den sie gewatet sind.

Die Stadt *Adelaide* ist, wie man sie auf dem Plane verzeichnet sieht, das Ideal aller schönen Städte; es ist eine Grossartigkeit und Zierlichkeit in der ganzen Anlage, dass man London und Stambul, Paris oder Canton, fast für unbedeutend dagegen ansehen möchte. Kommt man aber an Ort und Stelle, so geht es wie mit vielen andern Gebilden der Kunst und der Phantasie: die Aehnlichkeit mit der wirklichen Sache ist nur unbedeutend. *Adelaide* ist auf jeden Fall nach einem viel zu grossen Massstabe angelegt, und dieser Umstand wird, in Verbindung mit der grossen Entfernung von der Küste, in Zukunft noch zu vielen Klagen Anlass geben. Man kann sich an den ersten besten Baum in der Stadt anlehnen und mit dem Dichter ausrufen. »Diese schattige Wüste, diese einsamen Wälder gefallen mir besser als blühende volkreiche Städte.« Hier und da sieht man einige zerstreute grössere Gebäude, ein sehr ansehnliches z. B., das der Compagnie gehört, ein anderes gutes Ziegelhaus des Hrn. *Hack* u. s. w. nebst ein paar neuen Wirthshäusern. Das Uebrige besteht aus leichten Baraken und selbst aus Leinwand-Zelten, die einigen Theilen der Stadt das Ansehen eines Feldlagers geben. Die meisten neuen Ankömmlinge lassen sich auf den s. g. Park-Ländereien (*Park Lands*) nieder, wo sie den kleinen Bach gleich bei der Hand haben, und bauen sich *à la Robinson* eine kleine

Hütte aus Baumästen und Zweigen, die bei dem schönen und trocknen Klima für den Augenblick gut genug ist. Die Hauptstrassen der Stadt sind dem Plane zufolge 132 Fuss breit angelegt. Nach demselben ungeheuern Massstabe sind auch die öffentlichen Plätze ausgesteckt. Die ganze Stadt hat einen Umfang von 8 engl. Meilen, aber erst 3000 Einwohner. Die Häuser liegen aber noch so zerstreut und die Leute wohnen so weit von einander, dass von Zeit zu Zeit Fälle vorkommen, wo sich einzelne Menschen, die noch nicht einheimisch geworden, am hellen Tage mitten in der Stadt verirren, und bei der Nacht will ich es ja Niemanden rathen, allein auszugehen, wenn er nicht Lust hat, unter einem Baume zu schlafen. Diess ist wirklich einigen von den ersten Ansiedlern begegnet und man erzählt davon lustige Geschichten. Einige der vornehmsten Beamten waren vier Stunden im Finstern herumgeirrt, über Bäume und Stöcke oder in Löcher gefallen, und hatten sich endlich entschlossen, unter einem Baume ihr Nachtlager aufzuschlagen. Als der Tag anbrach, sahen sie, dass ihre Wohnung nur einen Pistolenschuss weit entfernt war.

Die *arbeitende Klasse* ist jetzt die überwiegende und besteht im Ganzen aus achtbaren Leuten. Ihr Werth stieg im Verhältniss zu ihrer Seltenheit, so wie zur Wichtigkeit ihres Geschäfts und ihrer Stellungen, z. B. als Schafmeister, Magazin-

Aufseher etc., und der Abstand zwischen Herrn und Diener ist daher nicht gross. Der Verfasser hat oft bei angesehenen Einwohnern gespeist, wo der Aufseher, nachdem er die Hände gewaschen, sich auch zur Tischgesellschaft setzte und Herrn und Gäste von seinem Tagwerk, seinen Schafen, Kühen etc. unterhielt. Wenn auch dieser Gebrauch in England, namentlich in Städten, nicht herrschend ist, so findet man ein ähnliches vertrauteres Zusammenleben doch in vielen Theilen des europäischen Festlandes. Wer aber, wie der Verfasser, unmittelbar von *Neu-Südwales* kommt, der findet sich besonders angenehm dadurch überrascht. Auch das weibliche Geschlecht sieht viel munterer aus und erscheint in seinem Benehmen weit artiger als zu *Sydney* .... Arbeit ist überhaupt jetzt das beste Capital, das man nach Süd-Australien mitbringen kann. Die Löhne sind so hoch, dass ein Arbeiter von gewöhnlicher Geschicklichkeit und Betriebsamkeit für sich und mit Familie in grösserem Wohlstande leben kann als ein Mann feinerer Bildung und höhern Standes. Alle Ansiedler müssen daher ein starkes Capital entweder in ihren Fäusten oder in ihren Taschen mitbringen; es bloss im Kopfe zu haben, bringt vor der Hand wenig Nutzen.

Nächst der Milde des Klimas und dem noch einfachen Zustande der Gesellschaft, empfiehlt die neue Niederlassung in Süd-Australien nichts

so sehr als der gänzliche Mangel an *Verwiesenen*. Sie erhält dadurch einen gewaltigen Vorzug vor den alten Straf-Colonien *Neu-Südwales* und *Van Diemens-Land*.

Es lässt sich allerdings nicht läugnen, dass diese Letztern nur durch die Masse von *gezwungener* Arbeit, über welche sie vom ersten Anfang der Niederlassung an verfügen konnten, zu ihrer jetzigen Grösse gelangt sind. Ohne sie würden sie schwerlich die ungewöhnlichen und zahlreichen Hindernisse besiegt haben, welche ihnen in den ersten Jahren der Ansiedelung entgegen traten und welche durch die ungeheure Entfernung vom Mutterlande und den übrigen brittischen Colonien noch bedeutend vermehrt wurden . . . . Es war sehr wohl gethan, dass die verständigen Männer, welche auf die Idee einer brittischen Niederlassung in *Süd-Australien* kamen, es zur allerersten und ausschliesslichen Bedingung machten, dass die neue Ansiedelung kein *Verbannungsort* seyn dürfe. Die Einwohner der alten Colonien werden freilich darüber spotten und auf ihren Wohlstand und Fortgang hindeuten, als einen Beweis, dass keine neue Niederlassung ohne Verwiesene bestehen könne. Wer sich aber längere Zeit in Neu-Südwales und Van Diemens-Land aufgehalten und die bleiche Gesichtsfarbe und die missgestaltete Körperbildung so vieler Einwohner jener Colonien gesehen hat, der wird

den Süd-Australiern Glück wünschen, dass sie das moralische Ansteckungsgift für immer von ihren Küsten ausgeschlossen haben.

Obschon der gesellschaftliche Zustand von *Neu-Südwales* sich in Folge der zahlreichen Einwanderungen wohlhabender und gebildeter Männer, die hauptsächlich durch die einträgliche Schafzucht angezogen werden, fortwährend verbessert, so müssen doch noch viele Jahre vergehen, ehe jene Colonie eine bedeutende Abnahme der Bevölkerung ihrer *Gefängnisse* wird nachweisen können. Wie ganz anders ist es dagegen in *Süd-Australien*. Alles besteht hier aus *freien* Leuten, so frei wie in England. Hier in *Adelaide* sind keine ungeheuren Barracken von verurtheilten Verbrechern angefüllt, keine weiblichen Zuchthäuser, keine Galgen in den öffentlichen Strassen, keine Armenhäuser .... Freilich haben, trotz allen Vorsichtsmassregeln, einzelne herumstreifende Flüchtlinge aus den Straf-Colonien bereits ihren Weg nach der neuen Provinz gefunden und sich meistens unter den Arbeitsleuten in und um *Adelaide* häuslich niedergelassen. Da ihre Zahl jedoch nicht über zwanzig beträgt und die Polizei ein wachsames Auge auf sie hat, so ist nichts von ihnen zu fürchten.

Der Gerichtshof oder das Rathhaus (*Court-House*) in Adelaide ist ein hölzernes Gebäude aus einem einzigen Saal bestehend, und in der s. g.

Gilles Arcade gelegen. Es ist für die Colonie das zusammen, was *Bow Street*, *Old Bailey*, *Westminster Hall* und *Lincolns Inn* einzeln für London sind. Kein Wunder also, dass hier die meiste Geschäftigkeit in der ganzen Stadt herrscht. Jeden Vormittag um 10 Uhr nimmt der *Resident Magistrate*, Hr. *Wigley*, hier seinen Platz ein und schlichtet die kleinen Streitfälle, welche vor seinen Richterstuhl gebracht werden. Am Mittwoch nimmt er Bittschriften in Empfang und entscheidet in kleinen Schuldsachen, deren Gegenstand weniger als 20 Pf. St. beträgt. Hierauf arbeitet er beim Obergericht als Anwalt und Advokat. Trotz dieser mannichfaltigen Geschäfte ist sein Gehalt nicht mehr als 100 Pf., oder, wenn die Tonne Erdäpfel 50 Pf. kostet, 2 Tonnen Erdäpfel jährlich. Das Rathhaus ist überdiess der Ort, wo alle Fremden aus Sidney oder Van Diemens Land zusammenkommen, um etwas Neues zu hören. Da noch kein förmliches Gefängniss gebaut ist, so werden die Gefangenen einstweilen unter einem Leinwand-Zelte aufbewahrt.

Der Verfasser beschreibt die erste Hinrichtung, die in der neuen Colonie Statt fand, und von welcher er Augenzeuge war. Es hielt äusserst schwer, einen Henker zu finden. Fünf und später zehn Pfund wurden vergebens als Belohnung angeboten. Am Tage der Hinrichtung erschien endlich ein vermummter und durch zwei Buckel,

auf dem Rücken und der Brust, ganz unkenntlich gemachter Mann, welcher das Geschäft, übrigens schlecht genug, verrichtete, sich aber sogleich auf einem bereit stehenden Pferde schnell entfernte. Niemand, ausser den Gerichtspersonen, wusste, wer der Unbekannte gewesen war.

Indem wir einen Spaziergang durch die Stadt machen, bemerken wir eine grosse Menge noch nicht ausgerodeter Bäume, an welchen allerlei gedruckte Bekanntmachungen angeheftet sind. Wir wollen auf unserm Wege nach dem, was man den »Botanischen Garten« nennt, zwei oder drei in Augenschein nehmen.

Das erste Anschlagblatt bezieht sich auf Massregeln des Gemeinderathes, welche in Folge der Gewaltthätigkeiten genommen wurden, die einige eingeborne Schwarze begangen hatten. Ehe sie jedoch zur Ausführung kamen, waren die Eingebornen wieder ruhig geworden und hatten sich auf ihre gewöhnlichen Jagdgründe und Fischer-Stationen zurückgezogen. Dagegen wurde die Hilfe der Polizei zum Schutze gegen weisse Buschklepper und Landstreicher, die sich um die Encounter-Bay herumtrieben, in Anspruch genommen. Der Zettel lautet:

»Bekanntmachung: Für die zu errichtende Polizei-Wache werden zwanzig junge Männer gesucht. Wer Lust hat einzutreten, wende sich an das

Colonial-Secretariats-Amt,

12. April, 1838.

T. Bewes Strangways,
Col. Secretär.«

Es hielt nicht schwer, die verlangte Zahl junger Männer zu finden. Sie wurden sogleich eingeübt, in blaue Blusen gekleidet, mit einem Säbel bewaffnet und unter den Befehl des Cap. *Inman* gestellt. Früher hatte der vorige Gouverneur 16 Seeleute vom Schiffe Buffalo zurückbehalten und daraus eine Polizeiwache gebildet. Diese bewies sich aber als ein sehr unruhiges Volk und würde, wie die Prätorianer zu den Zeiten der römischen Kaiser, sich bald der Herrschaft über die ganze Niederlassung bemächtigt haben, wenn der Gouverneur nicht einige Rädelsführer bei Gelegenheit 24 Stunden lang an Bäume hätte binden und dadurch ihren Muth sich etwas abkühlen lassen. Dieses Mittel wird in Ermangelung verschliessbarer Gefängnisse und Wachtstuben mit gutem Erfolg angewendet, obschon es, wie der Fall mit einem gewissen *Morgan* beweist, eine ziemlich harte Strafe ist.

Die Constabler waren nach der Fischer-Station an der Encounter-Bay geschickt worden, diesen

Morgan einzufangen, dessen Zufluchtsort der Sekretär Strangways entdeckt hatte. Nachdem sie ihm Handschellen angelegt und ihre Musketen geladen hatten, machten sie sich, schlecht mit Lebensmitteln versehen, auf den 70 Meilen langen Rückweg nach Adelaide. Aber in Folge der grossen Hitze und da sie, um Wasser zu suchen, vom Wege abgekommen waren, verloren sie so viel Zeit und erschöpften ihre Vorräthe so sehr, dass sie vor Hunger und Durst kaum noch einen Fuss rühren konnten und *Morgan* sich endlich ins Gras legte, fest erklärend, er könne und wolle keinen Schritt weiter gehen. Alle Versuche und Drohungen der Constabler, ihn anders Sinnes zu machen, waren vergeblich, und so beschlossen sie endlich, ihn etwas seitwärts vom Wege einstweilen an einen Baum zu binden, dann aber nach Adelaide zu gehen, um Lebensmittel und vielleicht ein Pferd zu seiner Fortschaffung zu holen. *Morgan* wurde nun, an den Händen gefesselt, mit Stricken an einen Baumstamm befestigt, wo er sich, bloss von krächzenden Vögeln und wilden (? wohl nur verwilderten) Hunden umringt, des Nachts der Kälte, am Tage der brennenden Sonne preisgegeben, ausser Stande, in dieser Stellung zu schlafen und überdiess von Hunger und Durst gequält, in einer gewiss sehr traurigen Lage befand. Die Constabler hinkten unterdessen, so gut sie konnten, nach *Adelaide*, das noch 40

Meilen weit entfernt lag und erstatteten Bericht über das Vorgefallene. Die Sache machte Aufsehen. Der Gouverneur that sogleich Alles, was die Menschlichkeit gebot, und schickte die Constabler mit Mundvorrath und Fortschaffungsmitteln zurück. Sie fanden *Morgan* am vierten Tage noch am Leben, aber das war auch Alles. Grosse Buschfliegen hatten sich zu Tausenden auf ihn gesetzt; wilde Hunde hatten ihn zu allen Stunden des Tages und der Nacht besucht und waren, da er ausser Schreien keinen Widerstand leisten konnte, immer kühner geworden, so dass er, bei einer Hitze von 120 ° Fahr. (= 39 R.), in kurzer Zeit eines jämmerlichen Todes hätte sterben müssen. Der Mann wurde, nachdem er sich in Adelaide erholt hatte, gerichtet und zum Tode verurtheilt. Der Gouverneur verwandelte jedoch, in Hinsicht auf Morgans vorhergegangene Leiden, diese Strafe in Verbannung auf Lebenszeit nach *Launceston* auf Van Diemens-Land.

Der nächste Anschlagzettel, der ausserdem an mehren andern Bäumen zu lesen war, lautet folgendermassen:

»Für die Werfte von Port Adelaide werden einige Arbeiter gesucht; es müssen kräftige, zuverlässige und nüchterne Leute seyn. Wochenlohn 2 Pf. St. ohne Kost. Man wendet sich an R. Tod.

Port Adelaide, 20. April, 1838.«

Ich riss einen von diesen Zetteln ab und steckte ihn zu mir... Es fiel mir ein, dass mein Freund, der oben erwähnte Richter der Colonie, nachdem 500 Pf. auf seine erste Erziehung und andere 500 auf seine gelehrten Studien, ungerechnet die Kosten der Ueberfahrt und häuslichen Einrichtung, verwendet worden, nur einen Jahrgehalt von 100 Pf., also 4 Pf. weniger als ein gemeiner Arbeiter bezieht. Daraus folgt, dass es in neuen Ansiedelungen besser ist, ein breitschulteriger und stämmiger Kerl zu seyn, als in Oxford oder Cambridge studirt und disputirt zu haben.

»Guten Morgen, mein Herr!« grüsste ein Mann, der dem Verfasser begegnete. Dieser sagte, er kenne ihn nicht. — »Ich bin in demselben Schiffe mit Ihnen aus England hieher gekommen.« — Nun, und was treibt ihr hier? — »Ich sammle Brennholz für die Ziegelbrenner.« — Ich hoffe, dass ihr wohl daran thut. — »Ei ja, ich bin zufrieden; ich verdiene im Durchschnitt täglich meine 14 Schillinge.« — Da müssen die Ziegel sehr theuer seyn. — »Ja wohl; 4 Pf. das Tausend und obendrein viel schlechtes Zeug darunter.« — Der Ziegelbrenner muss bald ein reicher Mann werden, wenn er guten Abgang hat. — »O nein, mein Herr! Diese Leute sind sehr sorglos; sie vertrinken das Geld, wie sie es verdient haben. Seit acht Tagen ist nicht ein einziger Ziegel gebrannt worden.«

Weiterhin stand ein anderer Baum mit folgender Bekanntmachung und dem königlichen Wappen.

»Zollhaus, Port Adelaide,
25. April 1838.

Zu wissen sei hiemit, dass folgende Abgaben auf nachstehende Artikel durch Gemeinderaths-Beschluss Nr. 4 gelegt worden und von heute an zu erheben sind: 1) in der Colonie gebrannte Wasser aus Getraide, 4 Schilling auf die Gallone; 2) dergleichen aus dem Vereinigten Königreich und den Colonien, 8 Sch. pr. Gall.; 3) dergleichen aus fremden Ländern, 12 Sch. pr. Gall.; 4) ausländische Weine, 15 Prozent vom Werthe; 5) zubereiteten Tabak, 1¼ Sch. pr. Gewichtspfund; 6) andern eingeführten Tabak, 1 Sch. pr. Pf.; 7) Cigarren und Cheroots (?) 5 Sch. pr. Pfund.

Th. Lipson,
Zolleinnehmer.«

Der Verfasser findet diese Abgaben, bei der Unmöglichkeit, auf einer so ausgedehnten Küstenlinie den Schleichhandel zu verhindern, zu hoch.

Wir kommen nun, fährt er fort, zu *Allen's Garten*, dem einzigen Grundstücke der Colonie, welches förmlich angebaut ist. Hr. *Allen* war früher Gärtner in Bushy. Es ist ein Vergnügen, entfernt von den staubigen und schmutzigen Strassen, hier

zwischen Gurken- und Melonenbeeten herum zu wandeln. Die Lage dieses der Regierung gehörigen Gartens ist sehr verständig ausgewählt worden. Es ist ein fruchtbares, zum Anbau englischer und Colonial-Pflanzen geeignetes Stück Tiefland westlich von der Stadt, das ehemals unter Wasser gestanden hat. Der Garten wird nur von *Allen* und seinen Söhnen bearbeitet und bringt wöchentlich an 10 Pfund ein. Bei weiterer Ausdehnung und Pflege dürfte er bald ein Jahreseinkommen von 1000 Pf. gewähren. Wer drei bis vier Monate auf der See war, schmachtet sehnsüchtig nach einer frischen Pflanzenspeise, und eine Melone oder ein Teller voll Erbsen wird theurer bezahlt als selbst in London, wo dergleichen auch nicht unter die wohlfeilen Dinge gehört. Ein geschickter Gärtner wird hier oder in der Nachbarschaft der Stadt immer seine Rechnung finden; nur darf er einstweilen nicht von fremden Arbeitern abhängig seyn. Was dergleichen Anlagen grossen Nachtheil bringt, ist der Mangel an spaltbarem Holz zu Umzäunungen. Allens Garten wird jede Nacht von herumstreifenden Kühen und Ochsen heimgesucht, die ihm vielleicht jedes Mal für 20 Pf. Kohl zerstören. Alles zu Einzäunungen taugliche Holz kommt von *Van Diemens-Land*, mit Ausnahme einer kleinen Menge, die von *Mount Lofty* gebracht wird, aber nicht wohlfeiler ist als jenes.

Nahe beim Garten sind zwei oder drei Reihen von Hütten auf Gemeindegrund oder s. g. Parkland. Sie führen die Namen *Buffalo Row*, *Coromandel Row*, *Forbes's Square* etc. und werden von Arbeitern bewohnt, die die Commissäre aus England mitgebracht haben. Diese Leute scheinen mit ihren Familien ein behagliches Leben zu führen. Sie beschäftigen sich vornehmlich mit dem Ausroden von Bäumen in den Theilen des Waldes, wo Strassen angelegt werden sollen, und erhalten nebst Lebensmitteln und einer Hütte zur Wohnung wöchentlich 12 Schillinge, so lange als sie keine andere einträglichere Arbeit finden. Dem Verfasser wurde gesagt, dass die wöchentlichen Ausgaben der Commissäre bloss für diese Ausrodungen sich auf 70 Pf. belaufen und er bedauert nur, dass bei der schlechten Wahl der Stelle zur Anlage der Stadt so viel Geld nutzlos aufgewendet werde; denn lange zuvor, ehe noch alle Bäume ausgerodet seyn werden, dürfte die s. g. Stadt Adelaide zu einem bescheidenen Dorfe herabgesunken seyn.

Ehe wir, heisst es weiter, zu unserm Juden im Südlichen Kreuz zurückkehren und sein gebackenes Schöpsenfleisch verzehren, wollen wir in der Waarenniederlage des Hrn. *Richards* aus Carnarvonshire einkehren und uns etwas mit den merkantilischen Verhältnissen der Colonie bekannt machen. Wir sehen hier folgenden *Preis-Courant*:

Zugochsen, das Stück 25 bis 28 Pf., Milchkühe, 16 bis 25 Pf., junge Mutterschafe, von Van Diemens-Land, 40 Sch., kleine Hämmel, 35 Sch., starke Zugpferde, 70 Pf., Reitpferde, 50 Pf., ein starker Lastwagen 24 Pf., ein leichter 16 Pf. (die Wagen kommen von Van Diemens Land); ein vierpfünd. Laib Brod, 20 Pence, 1 Pf. frisches Rindfleisch, 16 Pence, Schöpsenfleisch, 15 P., Schweinsfleisch, 18 P., Fische (selten zu bekommen (?)), das Pfund 7 P., gesalzene Butter, 2 Sch., frische, 3½ Sch., Käse, 16 P., Lichter 1 Sch., Mehl erster Sorte, der Ctr. (100 Pf.) 27 Sch., Gerste, der Bushel 6½ Sch., Haber, 7 Sch., Kleie, 20 Pf. für 2 Sch., Zwiebeln, das Pf. ½ bis 1 Sch., Erdäpfel, der Ctr. (zu 112 Pf.) 15 Sch. (waren im Febr. 1838 auf 50 Sch. gestiegen), Hühner, das Stück 5 bis 6 Sch., Gänse, 15 Sch., Haus-Truthühner, 25 Sch., wilde 21 Sch., Enten, 7½ Sch., Kohlköpfe, 2 Sch., Gurken (sehr schöne), das Stück 1½ Sch., dergl. Wassermelonen, 5½ Sch., süsse Melonen, 5 Sch., Aepfel (von Van Diemens Land), der Bushel (etwas über ¼ Nied. Oestr. Metzen) 21 Sch., Fuhrlohn vom Creek bis zur Stadt, für die Tonne (20 Ctr.) 40 Sch., Miethe für ein Pferd täglich 20 Sch., Miethzins für ein Zimmer wöchentlich 5 Sch., Dachschindeln, das Tausend 30 Sch., Latten, 25 Sch., Bretter, 100 □Fuss 30 Sch., Cedernbretter, der □Fuss 7 Pence, Ziegel, das Tausend 80 Sch., Pfosten und Zaun-

pfähle (*rails*), das Hundert 50 Sch., ein Hausdiener wöchentlich 20 Sch. nebst 2 Gläser Grog, ein Taglöhner täglich 7½ Sch., ein Handwerksgesell täglich 10 bis 15 Sch., ein Schafhirt jährlich 70 Pf. nebst Kost, ein Ziegelstreicher, ein Ziegeldecker, ein Zimmermann, ein Strohdecker, täglich 20 Sch., und ein Säger 30 Sch.

Folgende Gewerbe werden als solche angeführt, die in der Colonie noch selten oder gar nicht vorhanden sind: Schafscheerer, Thierärzte, Aufseher, Schuhmacher, Schneider, Gärtner, Sattler und Riemer, Köche, Buchdrucker, Schriftsetzer, Kunsttischler, Fleischhauer, Bäcker, Radmacher, Hufschmiedte, Gärber, Bräuer, Töpfer, Ziegelbrenner, Maler (? Anstreicher ?), Glaser, Holzhauer, Ochsentreiber und überhaupt Leute, die das Vieh besorgen können und mit Pferden umzugehen wissen. Steinbrecher finden keine Beschäftigung, da es in der Nähe der Stadt keine Steine giebt.

Hinter Allens Garten ist die *Reitbahn*, welche bei trockner Witterung an Trefflichkeit von keiner in irgend einem andern Lande übertroffen werden dürfte. Weiterhin befindet sich der *Begräbnissplatz*, ohne alle Einzäunung, und von da gelangt man wieder in die Stadt, zunächst ins *Theater*, welche von »*Her Majesty's Servants*« *) am

*) „Ihrer Majestät Diener"; so nennen sich bekanntlich in London die Schauspieler.

18. Juni 1838, dem Jahrestage der Schlacht von Waterloo, mit den »*Mountaineers*« eröffnet wurde. Die Rolle des Oktavian spielte ein Buchbinder. Dieses Theater befindet sich einstweilen im Saale eines Wirthshauses, dessen Besitzer es als Mittel benützt, Gäste anzulocken. — Das weiter entfernte hübsch ins Auge fallende Ziegelhaus ist die *Bank*, welche bereits gute Geschäfte macht. Sie giebt Noten bis zum Betrag von 10 Schilling aus.

Indem man diese Stadt der Wildniss so durchwandert, überzeugt man sich, dass ihre Gründer schwerlich daran gedacht haben, wie nothwendig für den ersten Anfang der Niederlassung ein gedrängtes Beisammenleben der Ansiedler gewesen sei, um sich gegenseitig Hilfe leisten zu können. Eben so wenig ist es ihnen bei der Anlage der übermässig breiten Strassen und der ungeheuern Plätze eingefallen, dass einmal eine Beleuchtung und Pflasterung derselben, oder ein Canalbau zur Abführung des Unraths, wünschenswerth seyn dürfte. Es ist jedoch zu hoffen, dass bei der Gründung einer neuen Stadt zu *Port Lincoln* ein besseres System angenommen werden wird. — Der Gottesdienst wird einstweilen, bis zur Vollendung der bereits angefangenen *Kirche*, in einem hölzernen Schuppen gehalten. — Auf dem fernern Wege sieht man nahe und fern eine Menge *Wirthshäuser*, deren Zahl jedoch nicht 30 übersteigt, und diese sind grösstentheils Bier- und

Weinschenken; denn einem sehr verständigen Gesetz zufolge kostet die Bewilligung zum Branntweinschank 50 Pf. St., während sie für Bier- oder Weinschank nur 10 Pf. beträgt. Man sieht daher auch nur selten einen Betrunkenen, ungeachtet die Colonie ein sehr trockener und durstiger Platz ist und grosse Versuchung zum Missbrauch geistiger Getränke darbietet.

Wir haben uns so lange in und bei der *Stadt Adelaide* aufgehalten, dass wir nur noch wenig Raum zu einigen Bemerkungen über die *Einbuchten* und *Inseln* längs der Küste von Süd-Australien übrig haben, und doch dürfen wir diese, da sie in Zukunft bei der Erweiterung der Colonie mehr zur Sprache kommen werden, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Der ganze westliche Theil der Niederlassung, oder der Theil der Küste, welcher sich von *K. Georgs Sund* bis zum *Spencers Golf* erstreckt, ist fast noch eine *Terra incognita* und seit der Entdeckung durch *Flinders* im J. 1802 erst vor Kurzem wieder besucht worden.

Wir beginnen mit der *Fowlers-Bay*. Diese ausgedehnte Einbucht liegt dicht an der westlichen Gränze von Süd-Australien unter 132° östlicher Länge (von Greenwich) und ist also für die von Westen her kommenden Schiffe der erste

Punkt, wo sie anlegen könnten. Die unter Napoleons Regierung abgeschickte französische Expedition (unter Péron, 1800 — 1804) beendigte hier ihre Aufnahme der Küste und nannte die Landspitze *Cap des Adieux* (Abschiedscap). Obschon der Ankergrund eben und sicher ist, dürfte diese Bay doch schwerlich jemals ein Platz von Wichtigkeit werden, da es an Trinkwasser und Holz fehlt, welches erst 4 Meilen landeinwärts zu finden ist. Es giebt hier eine Menge Geflügel und sehr guter Fische.

Weiter ostwärts kommen wir zur *Denial-Bay* und zur *Smoky-Bay*, die eben so wie die Fowlers-Bay Mangel an Brennholz und Trinkwasser leiden, und überdiess voll Untiefen und Klippen sind, so dass kein Schiff hier ohne Gefahr landen kann.

Die *Petrel-Bay* ist eine recht hübsche Stelle an der St. Francis-Insel, nahe an der Küste südlich von der Smoky-Bay. Der Ankerplatz hat zehn Faden Tiefe und ist vollkommen sicher. Es wimmelt hier von s. g. Schwarzen Sturmvögeln (*Sooty Petrels*, daher der Name), und die ganze Insel scheint überdiess ein Brüteplatz der Barnacle-Gänse zu seyn, welche sich leicht fangen lassen und ein wohlschmeckendes Fleisch haben. Auch hat die Insel Holz und Wasser.

Noch weiter östlich gelangt man zur *Streaky Bay*, einer beträchtlichen Einfahrt, die aber zum Unglück der Wuth der Westwinde und der

Brandungen ausgesetzt ist, wozu noch allem Anscheine nach zahlreiche Untiefen kommen, wie sich aus dem verschiedenfarbigen Aussehen des Wassers schliessen lässt, von dem die Bay den Namen der Streifigen (*Streaky*) erhalten hat.

Der nächste Ankerplatz südostwärts ist die schlechte, ebenfalls den Weststürmen ausgesetzte *Anxious-Bay*, beim Cap Westall, unter 132° 32′ östl. Länge. Sie wird einerseits durch Cap Radstock, andererseits durch die Weldegrave-Inseln gebildet. Das Land wird jedoch in dieser Gegend ein wenig besser. Auch scheint sich jenseits der Weyland-Spitze ein Fluss zu münden, und am Strande ist eine beträchtliche Lagune gesehen worden.

Die *Avoid-Bay* ist zwar nicht für grosse Schiffe geeignet, dürfte aber ein guter Sammelplatz für kleine Fahrzeuge und Küstenfahrer werden, wenn einmal bei Port Lincoln eine Stadt angelegt ist. Längs der Küste scheint viel guter Boden zu seyn.

Wir kommen jetzt zu dem bereits besetzten Theil des Landes, und zwar zunächst zur *Coffins-Bay*, einem gegen die meisten Winde gesicherten Ankerplatze im Hintergrunde von Port Lincoln. Sie läuft in eine Seewasser-Einfahrt aus, die sich an 30 engl. Meilen landeinwärts erstreckt und 20 M. weit für Schaluppen und Schooner schiffbar ist. Das Land zu beiden Seiten und an Port

Lincoln ist stark von Eingebornen bevölkert, ein Beweis, dass es hier Süsswasser, viel Fische und Wildpret, Wurzelgewächse etc. giebt.

Die kleine *Sleaford-Bay* ist als Ankerplatz unbrauchbar, wird aber in den Wintermonaten Juni, Juli und August stark von Schwarzen Walfischen (*Black Whales*) besucht.

Segelt man 70 Meilen queer über die Mündung von Spencers Golf, so kommt man, Port Lincoln gegenüber, an der Yorke's-Halbinsel, zu der geräumigen *Hardwicke-Bay*, welche mit der Zeit grosse Wichtigkeit erlangen wird. Sie ist zugleich eine der sichersten Bayen der Colonie und es muss hier, bald nach der Gründung einer Stadt bei Port Lincoln, nothwendig eine zweite Niederlassung entstehen, denn das Land hat einen Ueberfluss an Wasser und Holz und wird sich auch trefflich zur Hornvieh- und Pferdezucht eignen. Die neue Stadt wird dann für beide Golfe und das Land rings um *Mount Arden, Hummock Mount* und *Barn Hill* ein wichtiger Handelsplatz werden. Wenn auch die Ostküste der Yorkes-Halbinsel grösstentheils niedrig und sandig ist, so ist diess doch weniger an der Westküste der Fall, und da es die meisten Monate im Jahre überflüssiges frisches Wasser giebt, so würde ein Zaun von 6 oder 7 Meilen queer über den schmalsten Theil des Landes einen Weideplatz von 100000 Acres einschliessen. Dieser Weideplatz

wäre gewiss der beste und sicherste der Colonie, da das Vieh sich nicht verlaufen und der Ertrag der Viehzucht leicht nach Port Lincoln verschifft werden könnte. Der Zaun würde nicht über 300 Pf. kosten.

Die *Holdfast-Bay*, im St. Vincents-Busen, ist ganz und gar keine Bay. Die Schiffe liegen hier draussen in der offenen See, 4 bis 6 Meilen weit, und müssen sich beim ersten Weststurme an die Küste begeben. Das königl. Schiff Buffalo lag hier, nachdem es den ersten Gouverneur aus England gebracht hatte, mehre Monate vor Anker und seine Rechnung für Süsswasser, welches auf Ochsenkarren von Adelaide her gebracht werden musste, betrug für diese Zeit beinahe 400 Pf. St. An der Küste ist nichts als brackisches Wasser nebst einer Reihe von unfruchtbaren Sandhügeln zu finden. Auf einem dieser Hügel ist eine alte Flagge aufgesteckt und weiter rückwärts stehen zwei Schiffskanonen, welche die neue Niederlassung *Glenelg* beherrschen. Letztere besteht aus 5 oder 6 elenden Hütten von etwa 70 Personen gemeinsten Schlages, grösstentheils entlaufenen Matrosen, bewohnt.

Die *Rapid-Bay* ist ein ganz unbedeutender Hafen für Boote, und wird durch das Hochland von Cap Jervis gebildet.

Die nächste Bay nach Osten hin ist die *Encounter-Bay*, ein bei heftigen Sommerstürmen sehr

gefährlicher Ankerplatz, der bloss dicht an der kleinen *Granitinsel* Sicherheit darbietet. Indessen ist an der Küste von *Victors-Hafen* stets ein Ueberfluss an frischem Wasser zu haben und das Land ist fruchtbar und gut bewaldet, so dass mit der Zeit hier gewiss eine blühende Stadt entstehen wird, obwohl die Lage nicht mit der von Port Lincoln zu vergleichen ist.

Weiter südöstlich kommt man zur letzten Bay am Festlande, nämlich zur *Rivoli-Bay*, zwischen *Cap Jaffa* und *Cap Lannes*. Es ist diess, wie die Namen anzeigen, eine französische Entdeckung. Bei ihrer offnen, den Westwinden preisgegebenen Lage wird sie der Colonie von wenig Nutzen seyn. Die innere Seite vom *Baudins-Riff* soll einen sichern Ankerplatz darbieten. Da aber die ganze 200 Meilen lange Küste von *Victors-Hafen* bis zur Mündung des Flusses *Glenelg* im Durchschnitt überall den Winden ausgesetzt ist, so werden sich die meisten Schiffe fern davon halten. Der sicherste Platz, der aber schon ausserhalb der Niederlassungs-Gränze liegt, dürfte die *Portland-Bay*, zwischen Cap Northumberland und Cap Nelson, seyn.

Die *Nepean-Bay* befindet sich an der 200 Meilen in Umfang habenden Känguru-Insel und gewährt unstreitig bei Südwest-Stürmen einen schätzbaren Zufluchtsort. Auch ist sie geräumig genug, um eine grosse Anzahl von Schiffen auf-

zunehmen. Aber da die ganze Insel, wie schon oben bemerkt, zu einer Ansiedelung ganz und gar nicht geeignet ist, so wird die Bay nur in einzelnen besondern Fällen von Schiffen besucht werden *).

Nun auch etwas über die *Inseln* der Colonie. Nächst der Känguru-Insel ist die *Distel-Insel* (*Thistle Island*) die grösste. Sie wird jetzt von den Agenten der Südaustralischen Gesellschaft als eine Station für den Wallfischfang benutzt. Die Insel ist etwa 12 Meilen lang und liegt dicht am Eingange von Port Lincoln bei der Donnington-Spitze. Den Namen hat sie nicht etwa von Disteln, mit denen sie bedeckt wäre, sondern von dem Schiffsmeister *Thistle* des Cap. Flinders, der im Febr. 1802 mit einem Oberbootsmann und 6 Matrosen an dieser Insel das Leben verlor. Auch mehre kleine Inseln in der Nähe belegte Flinders mit den Namen der übrigen Verunglückten. Der Thistle-Insel fehlt es an Wasser. Obschon ausser derselben noch an 50 Inseln an der Küste von Süd-Australien liegen, so ist doch keine von besonderer Wichtigkeit, und vielleicht nur die *Boston-Insel*, im Innern von Port Lincoln, dürfte in Zukunft Nutzen gewähren. Die *Althorpe's-Inseln*; seewärts von Cap Spencer in der Investigator-

*) Nach Zeitungsnachrichten vom Monat Juli 1839 soll doch eine Niederlassung auf dieser Insel gegründet worden seyn.

Strasse, sind, so wie die *Gambiers-Inseln* und die *drei Pagen* in der Encounter-Bay, gute Landmarken.

Was die *Seen* betrifft, so ist mit Ausnahme der grossen seichten Lagune, die den Murray-Fluss empfängt und den Namen *Alexandrina-See* erhalten hat, das Innere des Landes auch in dieser Hinsicht noch wenig bekannt. Der *Victoria-See* liegt, so wie der See *Bonney*, nahe am Murray und ergiesst sich mittelst des *Rufus* in diesen Fluss. Das Wasser ist klar wie Krystall und obschon an der nördlichen Seite mit Sandhügeln umgeben, sieht man doch nirgends Mangel an Graswuchs und überdiess ist der ganze See mit kleinen Gummi-Bäumen eingefasst. Ostwärts erhebt sich das Land wellenförmig, während man nach Nordwesten in der Entfernung die *Barham-Berge* erblickt. Der *Bonney-See* ist kleiner als der Vorige, von dem er westlich liegt. Seine Ufer sind wie bei diesem mit einer Mannichfaltigkeit wohlriechender Blumen und herrlichen Weideplätzen geschmückt. Das Land an beiden Seen wäre demnach trefflich zur Viehzucht geeignet, deren Ertrag an Butter und Käse, nebst Schweinfleisch, auf dem Murray hinab verschifft werden könnte. Aber leider befindet sich diese Gegend an der Gränze der Colonie und die meisten Ansiedler werden die Entfernung für zu gross halten und von den Eingebornen gefressen zu werden

fürchten. An andern Punkten in der Nähe der Küste hat man viel Seewasser-Lagunen entdeckt, die aber von keinem Nutzen seyn dürften.

Die wichtigsten grössern Meerbusen sind der *Spencers-Golf* und der *St. Vincents-Busen*. Ersterer erstreckt sich bis 32½ ° Breite oder fast 300 engl. Meilen weit ins Land hinein. Im Hintergrunde, wo man die Mündung eines Flusses hätte vermuthen können, fand man ihn so salzig wie das hohe Meer, obschon er hier zu einem nur für ein Boot schiffbaren Kanale eingeengt war. Rochen und andere Plattfische giebt es am Eingange des Spencers-Busens in Menge, so dass man in ein paar Stunden ein ganzes Boot damit anfüllen kann. Nordwärts sieht man die *Brown-* und die *Arden-Berge*. An der Westküste ist eine Seewasser-Lagune. Das Land scheint im Allgemeinen sandig und unfruchtbar zu seyn. — Der weiter östlich gelegene *St. Vincents-Busen* hat eben so salzreiches Wasser wie der Spencers-Golf, aber das Land an seinen Ufern ist weit fruchtbarer als dort, obwohl von viel geringerer Ausdehnung, denn es würden sich hier nicht mehr als 100 bis 150 Maiereien, jede zu 320 Acres, anlegen lassen.

Eine Gegenschrift zu dem Werke, von dem wir so eben einen Auszug gegeben, ist im Monat März 1839 zu London unter dem Titel erschienen: *An Exposure of the absurd and contradictory*

Statements in James's „Six Months in Australia" by John Stephens. Die *Literary Gazette* bemerkt dazu: »Wo es sich um die Interessen von Ansiedelungsgesellschaften handelt, da kann man mit Sicherheit auf eine grosse Meinungsverschiedenheit rechnen. Jede posaunt ihre eigenen Vortheile bestmöglichst aus und sucht die andern herabzusetzen, ganz so wie es die Fischweiber auf dem Markte machen.«

V.

CALIFORNIEN.

Nach Forbes *).

Die weite Landstrecke an der westlichen Seite von Nord-Amerika, welche wir unter dem Namen *Californien* kennen, bildet gegenwärtig einen Bestandtheil der Republik Mexico und gehörte ehemals zum Vicekönigreich Neu-Spanien. Sie erstreckt sich, so weit sie von spanischen Ansiedlern wirklich besetzt worden, längs dem Grossen Weltmeere oder dem s. g. Stillen Meere,

*) *California: A History of Upper and Lower California from their first Discovery to the Present Time, comprising an Account of the Climate, Soil, Natural Productions, Agriculture, Commerce* etc. etc. etc. By *Alexander Forbes*, Esq. London, 1839. (Mit 1 Karte und 10 Steinzeichnungen.)

von der *Bay San Francisco* in Norden, unter 37° 48′ nördl. Breite, bis zum *Cap San Lucas*, dem südlichsten Ende der Halbinsel Nieder-Californien, unter 22° 48′ Breite. Indessen gehen die Ansprüche der Republik in Norden noch über die russische Niederlassung Bodega hinaus, welche unter 38° 19′ Breite liegt. Die Länge von Cap San Lucas ist 109° 47′ westl. (von Greenwich) und die von San Francisco 122° 27′ w. Nach Osten hin bilden der Busen von Californien, der Rio Colorado (oder Red River, Rothe Fluss) und das Gebiet der freien Indier die Gränze. Letzteres umschliesst Californien auch in Norden bis ans Meer.

In Hinsicht der politischen Verfassung gehört Californien nicht unter die Bundesstaaten der Republik Mexico, sondern es bildet nur ein Gebiet (*Territorio*), welches sich von einem Staate dadurch unterscheidet, dass es keine eigene Gesetzgebung und keinen selbstgewählten Gouverneur hat, sondern unmittelbar unter der General-Regierung von Mexico steht, welche den Statthalter, mit dem Titel eines General-Commandanten, nebst den übrigen Civil- und Militär-Beamten ernennt.

Obschon das Land in politischer Hinsicht nur ein einziges Gebiet ausmacht, so ist es doch von jeher als aus *zwei* besondern *Provinzen* bestehend angesehen worden, und dieser Unter-

schied ist auch wirklich sowohl in Betreff der Naturbeschaffenheit als der Geschichte seiner Entdeckung und Ansiedelung gegründet. Den Namen *Californien* führte vor etwa zweihundert Jahren ausschliesslich die grosse Halbinsel, welche jetzt *Alt*- oder auch *Nieder-Californien* heisst und in Norden willkürlich durch eine, vom obersten Ende des Californischen Busens, beträchtlich südwärts vom Hafen San Diego, bis ans Meer gezogene Linie begränzt wird. Nachdem aber das Land in Norden dieser Halbinsel entdeckt und weil man es von denselben eingebornen Volksstämmen bewohnt fand, ebenfalls Californien genannt worden war, machte sich eine Unterscheidung nothwendig und man nannte das Letztere *Neu*- oder *Ober-Californien*. Beide Benennungen bestehen noch immer und man nennt das Ganze auch wohl in der Mehrzahl *die Californien* (*Las Californias*); besonders geschieht diess von den englischen Seefahrern, welche »the Californias« sagen.

Die grösste Wichtigkeit hat gegenwärtig Ober- oder Neu-Californien, daher sich denn der Verfasser vorzugsweise mit der Darstellung desselben beschäftigt. Doch schickt er, wegen des genauen Zusammenhanges der Entdeckungs- und Colonisirungs-Geschichte beider Länder, auch eine Uebersicht von Nieder- oder Alt-Californien voraus.

Nieder-Californien wurde im J. 1534 durch ein von *Ferdinand Cortez*, unter dem Befehl von *Grijalva* abgeschicktes Geschwader entdeckt. Die Abenteurer landeten in einem Hafen des Busens, an einer Stelle, die sie irrigerweise für eine Insel hielten und *Santa Cruz* nannten. Gegenwärtig heisst dieser Hafen *La Paz;* es liegt aber eine Insel unweit davon, welche jetzt den Namen *Sta. Cruz* führt. Grijalvas Gefährte war *Mendoza*, welcher das zweite Schiff befehligte, und *Ximenes* war der Steuermann. Beide kamen ums Leben; der Erstere in einer Meuterei des Schiffsvolks, der Letztere nebst 20 andern Spaniern durch die Eingebornen in der Bay von La Paz. Dieser Ausgang der Expedition war für *Cortez* so unbefriedigend, dass er sich entschloss, selbst die Entdeckung zu verfolgen. Er segelte daher im nächsten Jahre mit drei Schiffen und einer zahlreichen Begleitung von Truppen, Negersklaven, Ansiedlern und Geistlichen ab. Sie erreichten bald Santa Cruz (La Paz) und einige Fahrzeuge wurden zurückgeschickt, um Lebensmittel etc. zu holen. Das Land zeigte sich so unwirthbar, dass die Expedition keinen Unterhalt fand, und die mangelhafte Schiffahrt jener Zeit machte überdiess die Reise sehr schwierig und gefährlich. Nur eines von den abgesandten Schiffen kehrte mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln zurück. Unterdessen erforschte Cortez den Meerbusen zu beiden Seiten nach

Norden und überzeugte sich, wie man glaubt, dass Californien weder eine Insel noch ein Archipel war. Der Meerbusen erhielt bald nachher den Namen *Cortez-Meer* (*El Mar de Cortez*); auch nannte man ihn das *Rothe Meer* (*El Mar Rojo*) entweder von der Aehnlichkeit in Hinsicht der Gestalt mit dem Rothen Meere der Alten Welt, oder von der Farbe des Wassers im nördlichen Theile des Busens, wo der *Rio Colorado* (Farbige Fluss) oder der Rothe Fluss sich in denselben ergiesst. Nach vielen Anstrengungen und Gefahren sah *Cortez* durch die Umtriebe seiner Nebenbuhler und Feinde in Mexico sich genöthigt, nach *Acapulco* zurückzukehren; indessen verlor er die neue Entdeckung nicht aus den Augen, sondern rüstete auf eigene Kosten neue Schiffe aus, die unter dem Befehl seiner eigenen Offiziere standen. Der vornehmste darunter war *Francisco de Ulloa*. Dieser segelte 1537 mit drei Schiffen ab und brachte gegen zwei Jahre mit Untersuchung der Küsten des Meerbusens bis fast zum nördlichsten Ende desselben zu. Er bestätigte die früheren Berichte von der Unfruchtbarkeit des Landes und dem elenden Zustande der Eingebornen, die ganz nackt einhergingen. Auch sah er das einheimische Bergschaf (*Argali*) und fand bei den Indianern Gefässe von Thon, ein Umstand, der der Aufmerksamkeit vieler spätern Reisenden entgangen ist.

Noch mehre Versuche zur Erforschung und Ansiedelung von Californien wurden von den Vicekönigen Neuspaniens und von Privatpersonen gemacht, aber sie hatten fast ein ganzes Jahrhundert lang keinen Erfolg. *Juan Rodriguez Cabrillo* kam an der Westküste bis zum 63° nördl. Breite. Auch General *Viscayno* gelangte 1602 bis nach *Ober-Californien*, wo er die Häfen *San Diego*, *Monterey* (nach dem damaligen Vicekönig Don Gaspar de Zuniga, Grafen von Monterey so genannt) und *San Francisco* entdeckte, welcher letztere noch jetzt der nördlichste Punkt der spanischen Niederlassungen ist. Dieser Theil der Küste, bis 43° Breite, war übrigens schon 24 Jahr früher durch den Engländer *Sir Francis Drake* besucht worden, der einige Zeit im Hafen San Francisco verweilte und auch das Innere des Landes auf eine Strecke weit untersuchte. Er nannte das Land *Neu-Albion* und nahm es, unbekannt mit Cabrillo's früherer Entdeckung, für England in Besitz. Sowohl er als Viscayno überzeugten sich von der Fruchtbarkeit des Bodens, so wie von den freundlichen und sanftmüthigen Gesinnungen der Eingebornen. Auch erstatteten sie günstige Berichte über einige Naturerzeugnisse.

Das durch diese verschiedenen Expeditionen unter den Einwohnern von Neuspanien verbreitete Gerücht von den Reichthümern Californiens, sowohl an Gold als an Perlen, veranlasste mehre

andere Unternehmungen, die das ganze XVII. Jahrhundert hindurch in kurzen Zwischenräumen auf einander folgten. Manche darunter geschahen auch in der frommen Absicht, die Indier zum Christenthume zu bekehren, welches Geschäft nicht nur von den geistlichen Orden in Mexico, sondern auch von dem Madrider Hofe sehr angelegentlich betrieben wurde. Im J. 1615 machte Capitain *Juan Iturbi* auf eigene Kosten eine Reise nach dem Busen von Californien und entflammte bei seiner Rückkehr nach Mexico die Begierde zur Eroberung des Landes durch die Menge kostbarer Perlen, die er mitbrachte. Pater *Venegas* sagt, dass allein das vorschriftmässige Fünftel, welches Iturbi an den König zu entrichten hatte, bei einer einzigen Perle 900 Kronen betragen habe, folglich diese 4500 Kronen (oder 10000 fl.) werth gewesen sei. Eine Menge Ansiedelungsversuche, die in den Jahren 1632, 1633, 1634, 1648, 1664, 1668, 1683 und 1694 gemacht wurden, blieben fruchtlos, ungeachtet beträchtliche Summen von der Regierung dazu verwendet wurden. Noch vor 1683 war Letztere zur Ueberzeugung gelangt, dass die Colonisirung, wie sie bisher betrieben worden, nicht gelingen könne, und man beschloss, dieses Werk nicht mehr auf öffentliche Kosten zu unternehmen, sondern die Bekehrung der Halbinsel den *Jesuiten* zu überlassen und sie bloss mit einer bestimmten Geldsumme aus dem königlichen

Schatze dabei zu unterstützen. Die Väter der Gesellschaft Jesu nahmen den Vorschlag mit Freuden an und legten, unter der Oberleitung des Pater *Kino*, von dem der ganze Plan entworfen war, sogleich eifrig Hand ans Werk. Dieser ausgezeichnete Mann war ein Teutscher und hiess eigentlich *Kühn*; die Spanier nannten ihn *Kino*. Er war früher Professor der Mathematik zu Ingolstadt in Bayern gewesen und hatte während einer schweren Krankheit das Gelübde gethan, nach seiner Genesung sich als Missionär zu den Heiden in Amerika zu begeben. Bei der Eroberung von Californien schlossen sich noch mehre andere, nicht minder talentvolle und eifrige Männer seines Ordens, namentlich die Väter *Salvatierra*, *Ugarte* und *Piccolo*, an ihn an. Salvatierra wurde mit dem ersten Versuche beauftragt, während *Kino* an der entgegengesetzten Küste von Cinaloa und *Ugarte* in Mexico blieb, um für das Unternehmen thätig zu seyn. Auch weltlicher Seits kamen von reichen Privatpersonen ansehnliche Beiträge zur Ausrüstung der Expedition zusammen. Die Regierung gab die vertragsmässige Summe, lieferte Truppen und machte zur Bedingung, dass das Land im Namen des Königs von Spanien in Besitz genommen werden, die Expedition aber der Regierung in keiner Weise zur Last fallen sollte.

Am 10. Okt. 1697 ging Pater *Salvatierra* nur mit einer kleinen Truppe von fünf Soldaten und deren Befehlshaber aus dem Hafen *Yaqui*, an der östlichen Seite des Golfs, unter Segel und erreichte am dritten Tage Californien, wo er sich an der Bay *San Dionisio*, zehn Legoas nördlich von *San Bruno*, wo Admiral *Otondo* sein Lager aufgeschlagen hatte, niederliess. Am 25. Okt. wurde, nachdem einige Barracken gebaut und eine Kapelle errichtet war, von dem Lande im Namen des Königs von Spanien und beider Indien förmlich Besitz genommen.

Ehe wir die Geschichte dieser Niederlassung erzählen, müssen wir etwas über die Beschaffenheit und Menge der Hindernisse sagen, mit welchen das kleine Häuflein zu kämpfen hatte.

Die frühern Versuche waren weniger an dem Widerstande der Eingebornen als an der unwirthbaren Beschaffenheit des Landes gescheitert. Wie alle Ureinwohner von Amerika, mit denen die Spanier zusammentrafen, waren die Californier ein schwaches und weichherziges Volk. Wenn sie auch zum Zorne gereizt nicht selten, wo es mit Sicherheit geschehen konnte, Rache nahmen und Einzelne, die in ihre Hände fielen, meuchelmordeten, so leisteten sie im Ganzen doch niemals einen ernsthaften Widerstand, und Schaaren von Hunderten, ja Tausenden konnten oft durch eine Handvoll bewaffneter Europäer in Zaum ge-

halten werden. Und doch hatten diese armen Leute guten Grund, die Spanier zu fürchten und zu hassen, da sie von den Soldaten und andern Abenteurern, welche vor den Jesuiten ihr Land besuchten, namentlich von den Perlenfischern, die die Indier oft mit Gewalt als Taucher verwendeten, oft sehr gemisshandelt worden waren. Gleichwohl verdient es bemerkt zu werden, dass sie sich vom ersten Anbeginn nicht eben abgeneigt bezeigten, bei den Gebräuchen des katholischen Gottesdienstes gegenwärtig zu seyn oder selbst daran Theil zu nehmen. Auch verschmähten sie die Nahrungsmittel nicht, mit welchen die fremden Gäste sie beschenkten. Als die Jesuiten landeten, scheinen sich die Eingebornen noch auf derselben Stufe der Gesittung befunden zu haben, wie 160 Jahr früher beim ersten Besuch Grijalva's. Sie hatten weder Häuser noch Kleider, obschon sie zuweilen Hütten von Baumzweigen errichteten und die Weiber eine Art Schürzen von Schilfblättern trugen. Die Männer gingen ganz nackt und nur auf dem Kopfe oder am Halse trugen sie einigen Zierrath von Federn, Muscheln oder Samenkörnern. Sie lebten von Jagd und Fischfang und einigen Gewächsen, die der Boden freiwillig hervorbrachte. In der Verfertigung ihrer Netze, Bogen und Pfeile bestand ihr ganzer Kunstfleiss. Einige Stämme hatten thönerne Gefässe, die meisten aber nur aus Rohr geflochtene. Keine

Boote und Kähne, weder von Holz noch von Thierhäuten, wurden bei ihnen angetroffen, sondern sie bedienten sich zur Schiffahrt nur roher aus Binsen und Schilf gemachter Flösser. Auch scheint kaum eine feste Regierungsform oder Religion bei ihnen bestanden zu haben. Nur bei wichtigen Veranlassungen unterwarfen sich die verschiedenen Stämme einem oder mehren durch Alter, Körperstärke oder sonstige Vorzüge ausgezeichneten Männern. Ferner erwähnten die Missionäre in ihren Berichten einer Klasse Menschen, die sie *Hechiceros* (Zauberer) nennen. Diese gaben vor, in Besitz übernatürlicher Kräfte zu seyn, künftige Dinge vorhersagen und Krankheiten heilen oder auch als Strafe dergleichen mittheilen zu können.

Als die Jesuiten zuerst nach Californien kamen, war das von ihnen erforschte Land von Cap San Lucas bis 28° nördlicher Breite nur schwach und unregelmässig bevölkert. Die Eingebornen bestanden aus zahlreichen mehr oder weniger sesshaften Stämmen, die bestimmte Namen führten und verschiedene Sprachen redeten. Pater *Taraval* glaubt indess, dass es nur drei Hauptsprachen gegeben habe und die übrigen nur Mundarten derselben gewesen seien. Auch theilten sich nach diesen Sprachen die Bewohner in drei Nationen: die *Periues*, im südlichen Theile der Halbinsel, nördlich bis zur Bay La Paz, unter

25° Breite; die *Monquis* (*Monkis*), in der Mitte bis etwas nördlich von Loreto, unter 26° Br., und die *Cochimis* (*Kotschimis*), nördlich von den Vorigen, so weit das Land erforscht war. Jedes von diesen drei Völkern bestand aus Stämmen, die sich durch verschiedene Namen unterschieden und mit den Nachbarn in stetem Zwist lebten.

Das Land war und ist noch jetzt eines der unwirthbarsten, die in der gemässigten und heissen Zone gefunden werden dürften. Die Halbinsel Californien ist 7- bis 800 (engl.) Meilen lang, und nach Verschiedenheit 30 bis 100 M. breit. Sie besteht aus einer unzusammenhangenden Reihe nackter Felsen und Hügel, zwischen welchen sich nicht minder unfruchtbare Strecken sandigen Bodens befinden. Die höchsten Gipfel erreichen 5000 Fuss. Nur an einigen wenigen Stellen von geringer Ausdehnung ist fruchtbares und den Anbau reichlich lohnendes Erdreich. Auch Wasser ist sehr selten. Es giebt nur zwei oder drei kleine Flüsse im ganzen Lande, und gute Trinkquellen sind nur in kleiner Zahl vorhanden. Bauholz mussten sich die Missionäre von der Küste des Festlandes kommen lassen.

Für die Armuth des Landes entschädigt jedoch das Meer. An beiden Küsten der Halbinsel herrscht ein Ueberfluss an mancherlei trefflichen Fischen, obschon die Eingebornen in ihrer geistigen Beschränktheit nur wenig Gebrauch davon

zu machen verstanden. In gewisser Hinsicht war dieses Vorrathshaus der Natur sogar nachtheilig für die armen Bewohner des Landes, da die köstlichen Perlen, wie schon oben erwähnt, eine Menge Abenteurer und schlechtes Volk nach Californien lockte. Man muss es zum Ruhme der Jesuiten sagen, dass nichts ihre uneigennützigen Beweggründe bei der Ansiedlung mehr bestätigte, als der Befehl, den sie bei der Regierung auswirkten, dass es nämlich allen Einwohnern Californiens, auch mit Einschluss der Soldaten und Seeleute, streng verboten wurde, Perlen zu fischen oder damit Handel zu treiben. Dieses Gesetz erregte grosse Unzufriedenheit unter den militärischen Dienern der Jesuiten und bedrohte sie selbst mit dem Verlust ihrer Eroberung; dennoch wurde es während der ganzen Zeit ihrer Regierung streng aufrecht erhalten. Allerdings war die Perlenfischerei an sich nicht verboten, aber sie wurde von fremden Unternehmern betrieben, welche Taucher von der gegenüber liegenden Küste mitbrachten.

Kaum hatte sich die Mission nothdürftig eingerichtet, als Pater *Salvatierra* ans Werk ging, die Indier zu bekehren. Er suchte zuvörderst ihre Sprache zu lernen und ihre Zuneigung zu gewinnen. Wer zum Unterricht kam und beten lernte, erhielt täglich reichliche Portionen von gekochtem Mais oder *Pozoli*, der bald eine Lieb-

lingsspeise der Indier wurde. Es zeigte sich indessen, dass diese Pozzoli mehr Anziehungskraft hatten als die lateinischen Gebete, denn sie fingen allmählich an, nur um jener willen zu kommen, ohne sich beim Unterricht einzufinden, und als dieser Unfug nicht gestattet wurde, dachten sie auf Mittel, ihren Zweck mit Gewalt zu erreichen. Nach einigen kleinen Versuchen, dem Pater sein Pferd und seine Ziegen zu stehlen, unternahmen gegen 500 Indier am 13. November einen förmlichen Angriff auf das verschanzte Lager, welches nur von 10 Mann vertheidigt werden konnte. Aber obschon diese erst in der grössten Noth von ihren Feuerwaffen Gebrauch machen durften, so flössten doch einige Verwundete und Todte den Indiern solchen Schrecken ein, dass sie sich bald zurückzogen und durch Abgesandte um Frieden baten.

Kurz darauf kam Pater *Francisco Maria Picoolo* von der mexicanischen Küste mit frischen Vorräthen und dem Entschlusse, das Bekehrungsgeschäft mit seinen Brüdern fortzusetzen. Die kleine Besatzung errichtete neue Verschanzungen und einige dauerhaftere Gebäude für die Geistlichen und den Capitain, so wie auch eine Kapelle für das Gnadenbild Unserer Lieben Frau von Loretto. Die Geistlichen kehrten zu ihren täglichen Arbeiten des Unterrichts zurück, und Alles ging einige Monate wieder recht gut. Aber

nun wurden die Indier neuerdings, und zwar durch ihre Priester oder Zauberer, welche ihr Ansehen und Einkommen gefährdet sahen, aufgereizt, die europäischen Lehrer zu vertreiben. Einige Flintenschüsse vereitelten jedoch auch diesen Versuch und die Geistlichen konnten ruhig in ihren frommen Arbeiten fortfahren. Um sich vollkommen mit der Sprache der Eingebornen bekannt zu machen, zugleich aber auch ein Unterpfand der Sicherheit zu haben, nahmen sie eine Anzahl Knaben und Mädchen ins Lager, welche als Geisel dienten und von Pater *Picoolo* unterrichtet wurden, während sich Pater *Salvatierra* mit den Erwachsenen beschäftigte.

Im Juni 1698 traf ein neues Fahrzeug mit frischen Vorräthen aller Art und eine Verstärkung von sieben Soldaten ein. Da die Geistlichen jetzt die Sprache ziemlich erlernt hatten und ausserdem auch mit Pferden versehen waren, so begannen sie ihre Wirksamkeit über das benachbarte Land sowohl nach Süden als nach Norden auszudehnen. Sie gingen jetzt auch queer über die Halbinsel bis zur Westküste am Stillen Meer und errichteten die Mission *St. Xaver* unter Pater *Piccolo*, welcher hier im Oktober 1699 seine Wohnung aufschlug. Die Sache hatte so guten Fortgang, dass im J. 1700 die Zahl aller Ansiedler in Californien, mit Inbegriff der bekehrten Indier und der Mestizen von der mexikanischen

Küste nicht weniger als 600 betrug. Aber diese grosse Anzahl war vielmehr eine Ursache der Schwäche als der Stärke, denn das Land war kaum im Stande, die neuen Ankömmlinge zu erhalten. Es entstand daher grosse Noth und von Seiten der Regierung war keine Hilfe zu erwarten. Ein Bericht vom Monat August meldete, dass auf eine Strecke von 50 Legoas die Indier bekehrt und dass 4 Städte gegründet wären mit mehr als 600 christlichen Einwohnern, meist jungen Leuten, ungerechnet an 2000 erwachsene Katechumenen. Diese pomphafte Darstellung hatte aber eine sehr schlechte Grundlage; denn bald nachher mussten einige neue Missionen aufgegeben, die neuen Taufen eingestellt werden und die Soldaten mit ihrem Befehlshaber an der Spitze, durch Mangel an Sold und Lebensmitteln, so wie das Verbot, die Indier zu misshandeln, unwillig gemacht, fingen an sich zu empören. Dennoch hielten die Geistlichen muthig aus und entliessen die unzufriedenen Truppen, indem sie nur einige wenige treugebliebene zurückbehielten.

Eine grosse Hilfe erhielt die Mission durch Zusendung einiger Vorräthe von Pater *Ugarte* im Frühling 1701, welcher im März dess. Jahres auch persönlich eintraf. Dieser scheint mit grössern physischen Kräften auch höhere Einsichten, als seine Brüder besassen, verbunden zu haben. Nachdem er seinen Posten bei der neuen Mis-

sion *San Xaver de Viaundo,* mitten im Vigge-Gebirge, angetreten hatte, fasste er den Plan, die Ansiedelung ohne fremde Hilfe, bloss durch sich selbst zu erhalten, ungeachtet dieses Unternehmen bei der Unfruchtbarkeit des Landes früher für ganz unausführbar gehalten worden war. Was ihm zu Statten kam, war eine etwas bessere Beschaffenheit des Bodens in der Nähe von San Xaver. Zugleich suchte er aber auch dem Christenthume mehr Ausbreitung zu verschaffen und entliess, um das volle Vertrauen der Indier zu gewinnen, die wenigen noch zurückgebliebenen Soldaten. Die natürliche Trägheit der Indier beim Bau der Kirche und der übrigen Häuser der neuen Niederlassung, so wie bei der Bearbeitung des Bodens etc. besiegte er durch sein eigenes Beispiel, indem er nicht nur Aufseher, sondern auch Zimmermann, Mauer, Pflüger und Holzfäller war. Trotz allen Hindernissen, die sich ihm in den Weg stellten, verlor er die Geduld nicht, war bei unbedeutenden Vergehungen nachsichtsvoll, in wichtigen Fällen aber streng. Folgender Zug wird von *Vanegas* erzählt. Beim Gottesdienste waren die Indier während der Predigt sehr unruhig und machten sich durch Lachen und Gebärden oft lustig über den Pater Ugarte. Dieser ertrug es eine Zeit lang, ehe er ihnen Verweise deshalb gab. Als er fand, dass damit nichts auszurichten war, versuchte er ein strengeres, obwohl

gewagtes Mittel. Nahe bei ihm stand ein durch seine Körperkraft bei den Uebrigen ausgezeichneter Mann, welcher, auf diesen Umstand trotzend, sich besonders ungebührlich aufführte. Pater Ugarte, der, wie schon bemerkt, selbst eine ungewöhnliche Leibesstärke besass, fasste ihn bei den Haaren, hob ihn auf und schwang ihn mehrmals tüchtig hin und her. Voll Schrecken liefen die Uebrigen davon, kamen aber bald einer nach dem andern wieder und betrugen sich von nun an ziemlich anständig.

Nach wenig Jahren sah Pater Ugarte einen glücklichen Erfolg seiner Anstrengungen und Ausdauer. Er hatte nicht nur eine Menge Indier äusserlich zum Christenthume bekehrt, sondern dieses hatte auch günstigen Einfluss auf ihr sittliches Leben gewonnen. Ihre natürliche Roheit und Trägheit war grossentheils bezwungen. Die Felder gaben reiche Aerndten an Waizen, Mais und andern Erzeugnissen. Selbst Wein wurde gebaut und davon, nach Betheilung der Missionen in Californien, sogar etwas nach Neu-Spanien zum Tausch gegen andere Bedürfnisse geschickt. Eben so zog der Pater gute Pferde und Schafe. Letztere kamen von der andern Küste herüber und hatten sich bald so vermehrt, dass ihre Wolle ein wichtiger Gegenstand für die Ansiedler wurde. Ein Webermeister aus *Tepic*, Namens *Antonio Moran*, wurde verschrieben und mit 500 Piaster

jährlich angestellt, um die Indier im Spinnen und Weben zu unterrichten, welcher nach einigen Jahren, als er seine Aufgabe hinlänglich gelöst hatte, sich wieder nach Tepic zurückbegab.

Wir übergehen aus Mangel an Raum die ferneren Schicksale der Missionen in Unter-Californien, deren Zahl im J. 1745 vierzehn betrug. Es waren folgende: *Loreto, San Xavier, De los Dolores del Sur, San Luis Gonzaga, San Josef de Commundu, Santa Rosalia de Mulege, La Concepcion, Guadalupe, San Ignacio, De los Dolores del Norte, San Jago del Sur, La Paz, San Josef, Del Cabo de San Lucas,* und *Santa Rosa.* Im J. 1767, als die Jesuiten in Spanien und dessen sämmtlichen Colonien aufgehoben wurden, bestanden 16 Missionen. Die Jesuiten wurden in Californien durch *Franciskaner* aus Mexico ersetzt, an deren Stelle später *Dominikaner* traten, die sich noch jetzt in Besitz der Missionen befinden.

Die Verwaltuug der Missionen und die Behandlung der Eingebornen wurde unter Pater *Salvatierra* in ein regelmässiges System gebracht, welches später auch von den Nachfolgern der Jesuiten beibehalten worden ist. Zur Sicherstellung des Vermögens der Missionen wurden Landgüter in Mexico angekauft. Die Soldaten wurden zwar von der königlichen Regierung bezahlt, standen aber fortwährend unter dem Ober-

befehl der Missionäre, ausgenommen in rein militärischen Angelegenheiten.

Anfangs sorgten die Missionäre für den Lebensunterhalt aller Indier, die sich in den Dörfern niederlassen wollten, unter der Bedingung, dass sie nicht mehr in den Bergen und Wäldern herumstreifen, sondern sich in der christlichen Religion unterrichten lassen sollten. Späterhin, als die Anzahl zu gross wurde, beschränkte man die Austheilung von Lebensmitteln auf solche Erwachsene, welche regelmässig die Kirche besuchten, so wie auf die indischen Dorfvorsteher, die Alten, die Kranken und die Kinder von 6 bis 12 Jahren. Der Missionär sorgt auch für die Bekleidung aller seiner Eingepfarrten. Wer arbeiten kann, wird im Feldbau unterrichtet, dessen Ertrag ihm ganz allein gehört. Wein ist das einzige Erzeugniss, welches man, um Trunkenheit zu verhindern, ihnen nicht überlässt. Vorzügliche Sorge wird der Kindererziehung gewidmet. Von jeder Mission werden einige nach *Loreto* gebracht, wo sie in einer mit Lehrern aus Neu-Spanien besetzten Schule im (Spanisch-) Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet werden. Späterhin stellt man sie in ihren Dörfern als Kirchendiener an, wo sie als Gehilfen des Geistlichen dafür zu sorgen haben, dass alle Einwohner regelmässig dem Gottesdienste beiwohnen, u. dgl. m.

Als Alexander v. Humboldt Nieder-Californien bereiste, schätzte er die gesammte *eingeborne* Bevölkerung auf nicht höher als 9000 Seelen, von welchen etwas mehr als die Hälfte aus bekehrten und den Missionen unterworfenen Indiern bestanden. Gegenwärtig beträgt, nach Forbes, die Gesammtzahl der Einwohner *aller* Klassen nicht über 14- bis 15000. Die meisten Missionen sind in einem elenden Zustande, die Indier arm und hilflos. Die Hauptstadt *Loreto* hat weniger als 300 Einwohner. Die einzige Stadt von einiger Grösse ist *La Paz*, welche mit San Antonio vielleicht 2000 Einwohner, meistens eine gemischte Nachkommenschaft von europäischen Seeleuten, spanischen Creolen und Indiern, enthält. Die Nähe eines ziemlich guten Hafens (*Pichilingo*) giebt diesem Orte einige Wichtigkeit.

Was die Naturerzeugnisse des Landes betrifft, so sind sie, nur in geringerer Menge, die nämlichen wie in Ober-Californien. Die Halbinsel soll mehre Gold- und Silberminen enthalten, aber, mit Ausnahme der von San Antonio bei La Paz, die jedoch auch nur eine geringe Ausbeute liefert, wird jetzt keine mehr bearbeitet. Ausser Mais liefern die geschützten Thäler bei den Missionen mancherlei Früchte, als Trauben, Datteln, Feigen, Quitten, Pfirschen, Birnen und Oliven. Die Datteln, Feigen etc. werden getrocknet und ausgeführt. Auch Wein wird zum Behuf

der Ausfuhr bereitet und aus den Träbern eine Art Branntwein gemacht. Diese Gegenstände beschäftigen nebst Perlen, Schildkrot, einigen Ochsenhäuten, etwas getrocknetem Rindfleisch, Käse, Seife etc. den auswärtigen Handel, und werden auf kleinen Küstenfahrzeugen nach *San Blas* und *Mazatlan* verführt. Die Einfuhr besteht vornehmlich in Lebensmitteln und Kleidungsstoffen, allerlei Werkzeugen für die Landwirthschaft und Haushaltung, Kirchen-Bedürfnissen und einigen Luxus-Artikeln.

Californien wurde, wie schon bemerkt, gleich nach der Entdeckung durch seinen Reichthum an *Perlen* berühmt. Gegenwärtig ist der *Handel* damit sehr unbedeutend. Doch folgt daraus nicht, dass die Quelle desselben versiegt wäre.

Lange vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer waren die Eingebornen mehrer Küstenländer mit der Kunst, Perlen zu fischen bekannt, da auf diese von den ersten Entdeckern als Gegenstände des Putzes grosser Werth gelegt wurde. An gewissen Stellen der Küste, z. B. beim Cap San Miguel, unter 29° Br., wirft das Meer selbst grosse Mengen von Perlmuscheln an den Strand. *Hernando de Soto* fand sehr viele Perlen in Florida, in den Gräbern der eingebornen Fürsten. Unter den Geschenken, die *Cortez* von *Montezuma* vor seinem Einzuge in Mexico erhielt, befanden sich Halsbänder mit Edelsteinen und Perlen,

welche Cortez an Kaiser Karl V. übersandte. Auch die Inca's von *Peru* schätzten die Perlen sehr hoch, aber die Gesetze Manco Capacs verboten den Eingebornen das Tauchergewerbe als gefährlich für den Einzelnen und wenig einträglich für den Staat. Nach der Entdeckung Amerikas wurde der Perlenhandel sehr bedeutend. Man fand die Perlen vornehmlich bei der Insel *Cubagua*, in der Mündung des *Rio de la Hacha*, und im Busen von *Panama*, bei den darnach benannten *Perleninseln* (deren Bewohner noch jetzt die Perlenfischerei betreiben), an der Küste nördlich von *Acapulco*, und an der östlichen Küste der Halbinsel *Californien*. Acosta berichtet, dass 697 Pfund Perlen im J. 1587 aus Amerika nach Sevilla gebracht wurden. Die Perlenfischereien von Cabagua und Rio de la Hacha scheinen nicht lange gedauert und die Unternehmer sich bald nach Californien gewandt zu haben, welches der spanischen Krone bereits mehre der kostbarsten Perlen geliefert hatte. Der Handel war bis zur Niederlassung der Jesuiten äusserst ergiebig, die Verwendung der Eingebornen dazu wurde aber, wie schon gesagt, von den Jesuiten verboten. Bis dahin hatte das gesetzmässige Fünftel des Königs nicht weniger als 12000 Piaster jährlich für jede dabei verwendete Barke betragen. Nach der Aufhebung der Jesuiten scheint das Gewerbe theils wegen Erschöpfung der Bänke, theils wegen un-

zweckmässigen Verfahrens sehr abgenommen zu haben. *Hardy* sagt in seiner *Reise nach Mexico*, dass bei der Fischerei von Loreto jährlich 6 bis 8 Fahrzeuge beschäftigt sind, welche 4 bis 5 Pfund Perlen im Werthe von 8- bis 10000 Piaster lieferten. Im J. 1831 begaben sich 2 Fahrzeuge von *Guaymas* und 2 andere vom Flusse *Yaki*, nebst 2 Booten auf die Perlenfischerei, welche zusammen 88 Unzen Perlen im Werthe von 13300 Piaster heimbrachten.

Neu- oder *Ober*-*Californien* wurde um das Jahr 1542 durch *Johann Rodriguez Cobrillo*, einen spanischen Seefahrer, entdeckt, und die Küste theils durch ihn selbst theils nach seinem Tode durch den Steuermann bis 43° oder 44° nördlicher Breite erforscht. Ein Theil dieser Küste wurde, wie schon weiter oben bemerkt, auch von dem Engländer *Sir Francis Drake* im J. 1578 besucht. Im J. 1582 kam *Francisco Gali* hieher; vollständiger aber geschah die Aufnahme der Küste durch *Sebastian Viscayna* im J. 1603. Capitän *Cooks* Entdeckungen gingen nicht einmal so weit südlich als die von Drake; aber die ganze Küste ist seit jener Zeit durch andere europäische Seefahrer vollkommen erforscht worden. Die vorzüglichsten derselben waren *Pérouse*, 1786, *Vancouver*, 1792, *Langsdorff*, 1805, und *Beechey* 1826.

Alle fanden das Land von spanischen Ansiedlern besetzt.

Die Vertreibung der Jesuiten aus Nieder-Californien im J. 1767 scheint die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf die benachbarten Länder gelenkt und zuerst den Gedanken an eine Niederlassung in der obern Provinz geweckt zu haben. Im folgenden Jahre wurde diese Niederlassung durch den Vicekönig von Neu-Spanien, Marquis *de Croix*, fest beschlossen und das Unternehmen den Geistlichen übertragen. Dem gemäss wurde Pater *Junipero Serra*, ein Franciskaner, zum Missions-Präsidenten von Ober-Californien ernannt, unter welchem 16 Brüder seines Ordens aus dem Kloster San Fernando zu Mexico standen. Einige derselben waren zum Ersatz der Jesuiten in Unter-Californien bestimmt; die Uebrigen sollten zur »geistlichen Eroberung« Neu-Californiens behilflich seyn.

Der Pater-Präsident traf mit seinen 16 Gehilfen im April 1768 in *Loreto* ein, von wo sich die für Nieder-Californien bestimmten auf ihre Missionen begaben. Im Juli dess. J. kam auch der General-Visitator *Don Joseph Galvez* nach La Paz, mit dem Befehl, über die nach *Monterey* und *San Diego* in Ober-Californien bestimmte Expedition die Oberaufsicht zu führen. Er beschloss, ausser der Expedition zur See, auch eine zu Lande auszuführen, welche sich mit jener in *San Diego* ver-

einigen würde. Ueberhaupt sollten drei Missionen in Ober-Californien errichtet werden, und zwar in *Monterey*, *San Diego* und *San Buenaventura*.

Wir übergehen die umständliche Geschichte der Gründung dieser Ansiedlungen und ihrer ersten Schicksale, die im Wesentlichen viel Aehnliches mit dem hat, was wir bei Unter-Californien erzählt haben. Da das Land sich ergiebiger zeigte als dort, so vermehrte sich allmählich die Zahl der Missionen. Während der langen Reihe von Jahren, die seit jener Zeit verflossen, waren den Missionen ansehnliche Geschenke an Häusern und Grundstücken gemacht worden, welche man zu einem gemeinschaftlichen Fonds vereinigte, der den Namen der *Frommen Stiftung von Californien* erhielt. Dieser Fonds stand unter der Verwaltung des Klosters San Fernando zu Mexico und die Einkünfte wurden, so wie auch die vom Könige bewilligten Gehalte der Missionäre, jährlich nach Californien geschickt. Ausserdem unterhielt die Regierung Soldaten zum Schutze der Missionen gegen die wilden Indier und andere auswärtige Feinde. Die Missionen von Ober-Californien machten unter diesen Umständen gute Fortschritte. Sie vermehrten ihre Besitzungen, vergrösserten ihren Viehstand und gewannen immer mehr Indier für das Christenthum, bis sie zuletzt fast alles bewohnbare Land in Besitz genommen und kaum noch Raum für freie weisse Ansiedler

gelassen hatten. Ohnehin musste jedes Grundstück von den Missionären angekauft werden und diese waren jedes Mal sehr sparsam mit Bewilligungen dazu. Es waren daher, mit Ausnahme der Offiziere, Soldaten und ihrer Nachfolger, nur wenig freie Ansiedler zu finden. Die Missionäre waren von der Regierung zu Mexico fast ganz unabhängig, obschon das Land nach den spanischen Gesetzen verwaltet wurde. Der General-Commandant der Truppen war Gouverneur aller festen Plätze, hatte seinen Sitz zu *Monterey*, und bezog einen Gehalt von 4000 Piastern.

Das alte System blieb in Kraft bis zur Revolution in Mexico und der Losreissung Amerikas von Spanien. Ober- und Unter-Californien wurden nun bei der neuen Eintheilung des mexicanischen Freistaates jedes in ein s. g. *Gebiet* verwandelt, da ihre Volkszahl nicht gross genug war, um in die Reihe der wirklichen Staaten zu treten. Die Gebiete haben keine eigne Regierung und Gesetzgebung, dürfen jedoch Ein Mitglied zum General-Congress schicken, welches zwar an den Verhandlungen Theil nimmt, aber keine Stimme hat. Die Gebiete sind daher unmittelbar der *General-Regierung* zu Mexico untergeordnet. Diese hat einen Agenten unter dem Titel eines General-Commandanten in Ober-Californien angestellt. Was die Local-Regierung einigermassen ersetzt, ist die s. g. *Deputacion*, eine Art von Rathsver-

sammlung, die dem General-Commandanten zur Seite steht, aber nur sehr beschränktes Ansehen hat.

Als Capitän *Beechey* in den Jahren 1826 und 1827 die Missionen besuchte, waren die Wirkungen der neuen Staatsverfassung schon fühlbar. Damals war die Verordnung erlassen worden, alle Indier in Freiheit zu setzen, welche rechtschaffene Leute und im Stande wären, sich durch Ackerbau oder irgend ein Gewerbe ordentlich zu nähren. Es sollte Land unter sie ausgetheilt und je für einen gewissen Bezirk ein Pfarrer angestellt werden. Zu gleicher Zeit hob die Regierung die bis dahin bezahlten Gehalte der Missionäre (400 Piaster jährlich) auf, indem man voraussetzte, die Niederlassungen würden sich selbst erhalten können. Der Zustand der Indier war noch zu elend, als dass der menschenfreundliche Plan hätte gelingen können. Als daher Cap. Beechey im November 1827 zurückkehrte, fand er, dass das Unternehmen fehlgeschlagen und die Dinge zum Theil wieder in den vorigen Stand gebracht waren. Auch erhielten die Missionäre wieder ihre frühern Besoldungen.

Seit dieser Zeit sind verschiedene widersprechende Gesetze für Californien erlassen worden, welche aber im Ganzen an der ursprünglichen Einrichtung der Missionen nichts geändert haben. Freilich ist eine Hauptquelle des Einkommens,

die erwähnte *fromme Stiftung für Californien*, vertrocknet, da die Gewalthaber in Mexico diesen Fonds, wie so viele andere, zu nichts weniger als frommen Zwecken verwendet haben; aber die Besitzungen der Missionäre sind in Folge des vermehrten Viehstandes und Bodenertrages, so wie des freien Handels mit allen Nationen (der unter der spanischen Regierung bekanntlich verboten war), dermassen in Werth gestiegen, dass die Missionen sich und die Truppen nicht nur erhalten können, sondern auch Ersparungen gemacht haben. Auch schien die Regierung in Mexico neuerer Zeit keine weitern Versuche mit Aenderungen in Californien machen zu wollen. Im J. 1833 wenigstens wurden eilf Franziskaner mit einem Präfekten des Ordens neuerdings dahin abgeschickt. Ein späterer Versuch, den die zur Gewalt gelangte demokratische Parthei im J. 1835 gemacht hat, die Missionäre zu entfernen, Land und Vieh unter die Indier und weissen Ansiedler zu vertheilen etc. etc., und eine ganz neue freie Niederlassung zu errichten, wurde durch den unterdessen zum Präsidenten ernannten General *Santa Ana* vereitelt. Im J. 1836 aber erhoben sich die Bewohner von Monterey und dessen Umgebungen, erklärten sich für *unabhängig*, griffen die Besatzung an und zwangen sie nebst dem Commandanten zu capituliren, worauf diese nebst den andern Regierungsbeamten vertrieben und

nach der mexicanischen Küste gebracht wurden. Die Bundesregierung in Mexico ist bis jetzt zu schwach gewesen, die Abtrünnigen zum Gehorsam zurückzubringen.

Der gegenwärtig von den Missionen und andern Ansiedlern besetzte Theil Ober-Californiens ist ungefähr 500 engl. Meilen lang. Die Breite von der Seeküste bis zur ersten Bergkette kann im Durchschnitt zu 40 M. angenommen werden, so dass der Flächeninhalt an 20000 engl. (942 geogr.) Geviertmeilen beträgt. Diess ist aber nur ein kleiner Theil von Ober-Californien, welches das ganze Land bis zum *Rio Colorado* und nordwärts bis zu einer noch unbestimmten Gränze umfasst. Obgleich die Missionäre ihre Ansiedelungen kaum bis nördlich von der *San-Francisco-Bay* ausgedehnt haben, so liegen doch die fruchtbarsten und für europäische Ansiedler am besten geeigneten Ländereien nördlich und rings um diese Bay.

Diese ganze weite Landstrecke ist mit Ausnahme dessen, was den Missionen gehört, von zerstreuten Indier-Stämmen bewohnt und bisher noch wenig bekannt gewesen. Seitdem jedoch in Folge der Revolution das mexicanische Gebiet den Fremden zugänglich geworden, haben zahlreiche Abenteurer aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, namentlich Pelzjäger, das Land vom Mississippi bis zum Stillen Meere

durchschwärmt, zum grossen Erstaunen der Californier, die sich wunderten, dass sie den Angriffen der wilden Indier entgangen wären. Die spanischen Ansiedler betrachteten nämlich diese Wilden als sehr feindselig gegen die Weissen gesinnt, was jedoch keineswegs der Fall ist.

Das Land zunächst hinter den Bergen, welche die Missionen begränzen, soll noch besser als das an der Küste seyn und aus einer Abwechselung von fruchtbaren Ebenen mit Bergen und Seen bestehen. Nördlich liegen zwei grosse Seen, 18 bis 20 Legoas von einander entfernt, die aber wenig bekannt sind. Sie sollen schöne von Indiern bewohnte Inseln enthalten. Die Seen und Flüsse sind reich an Schilfrohr, welches die Eingebornen *Tulé* nennen, daher auch diese Ebenen den Namen *Tulares* führen. Ferner enthalten diese Seen viel Fische und Wassergeflügel, so wie an den Ufern und auf den Inseln Fischottern und andere schätzbare Pelzthiere. Das Klima ist verschieden, im Ganzen aber dem des südlichen Frankreich ähnlich. Nach *Beechey* war im December 1826 die mittlere Temperatur von *San Francisco* 53.° 2′ Fahr., die grösste 66° und die kleinste 46°. Die südlichen Theile leiden an Regenmangel und die Waizenfelder müssen künstlich bewässert werden. In den nördlichen Gegenden währt die Regenzeit vom November bis April. Von *Monterey* nordwärts folgen auf die

Regenzeit dicke Nebel, die bis in den August anhalten. — Die Berge sind 1000 bis 3000 Fuss hoch und bestehen meist aus Sandstein. Auch der Boden ist stellenweise sandig, jedoch keineswegs unfruchtbar, anderwärts fetter Letten. Durch Graben erhält man überall Brunnen. Die grössten Flüsse fallen in die San Francisco-Bay und kommen von Norden, Nordost und Südost. Der vornehmste, der *Sacramento*, ist einige hundert Meilen gegen Nordosten aufwärts befahren und noch als ein grosser Strom erkannt worden. Er soll aus einem grossen See kommen, doch hat man keine Gewissheit darüber. Der ebenfalls ansehnliche *San Joachim* entsteht weit im Gebirge südöstlich. Der schiffbare *Jesus Maria* ergiesst sich in den Sacramento, unweit von dessen Mündung. — Die vornehmsten Buchten und Häfen sind *San Francisco*, *Monterey*, *Santa Barbara*, *San Diego*, *San Pedro* und *San Juan*.

Die Erzeugnisse sind zahlreiche Waldbäume, namentlich Eichen, Ulmen, Eschen, Birken und verschiedene Fichten und andere Nadelhölzer. Seltener sind einheimische Fruchtbäume. Was man von Aepfeln, Pfirschen, Birnen, Feigen, Wein, Oliven etc. bei den Missionen findet, ist von Aussen nach Californien verpflanzt worden. Die ersten Ansiedler entdeckten zwar einheimische Weintrauben von ansehnlicher Grösse, aber sie waren ungeniessbar. Jetzt macht man Brannt-

wein daraus. — Von Mineralien hat man allerlei Bausteine, auch guten Ziegellehm, aber keine Metalle. — Einheimische Thiere sind Felis concolor, Felis onca, Büffel, Edelhirsche, Musthiere, Rehe, Wildkatzen, Füchse, Bären, Schakals, Hasen, Argalis, Kaninchen, Feldratten etc. etc. Pferde und Rinder streifen in grossen Heerden wild umher. Ausserdem hat man wildes und zahmes Geflügel, unerschöpfliche Vorräthe von Fischen etc.

Die Zahl der Missionen ist 21, welche im J. 1831 zusammen eine indische Bevölkerung von 18683 Köpfen enthielten. Hiezu kamen 4342 Soldaten und freie Ansiedler, so dass die gesammte Seelenzahl 23025 betrug. Darunter befanden sich 10272 Männer, 7632 Frauen, 2623 Knaben und 2498 Mädchen.

Ober-Californien ist in 4 *Militär-Bezirke* und *Gerichtsbarkeiten* eingetheilt, deren Hauptorte den Namen *Presidios* führen. Diese sind:

I. San Francisco. Presidio San Francisco. Die übrigen Orte sind die Stadt San Jose de Guadalupe, und die Missionen S. Francisco Solano, S. Rafael, S. Francisco, Sta. Clara, S. José, Santa Cruz.

II. Monterey. Presidio Monterey. Dorf Branciforte. Missionen: S. Juan Bautista, S. Carlos, Nuestra Señora de la Soledad, S. Antonio, S. Miguel S. Luis Obispo.

III. Sta. Barbara. Presidio Sta. Barbara. Die Missionen La Purissima, Sta. Ines, Sta. Barbara, Buenaventura, S. Fernando; die Stadt La Reyna de los Angelos.

IV. San Diego. Presidio S. Diego. Die Missionen S. Gabriel, S. Juan Capistrano, S. Luis Rey und S. Diego: